SAXONIA.

Vierter Band

Digitized by Google

4° Germ. sp.
299 da

Saxonia

~~3051~~ 3039

Digitized by Google

H. Wedel.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Maximilian,

Königl. Prinz und Herzog von Sachsen.

Digitized by Google

Saxonia.

Muſeum

für

Sächſiſche Vaterlandskunde.

Vierter Band

in

24 Lieferungen, mit 72 lithographirten Beilagen.

Dresden,
Eduard Pietzſch und Comp.
1839.

Gedruckt in B. G. Teubner's Officin in Dresden.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

An die geehrten Leſer der Saxonia.

Die günſtige Aufnahme, deren ſich die früheren Bände der Saxonia zu erfreuen hatten, ward auch dem ſo eben beendigten vierten Bande zu Theil, und indem wir hier unſeren geehrten Subſcribenten das Inhaltsverzeichniß ſowie Titel und Umſchlag übergeben, fühlen wir uns für die rege Theilnahme, welche unſer Unternehmen fortwährend fand, unſern wärmſten Dank zu ſagen verpflichtet.

Obgleich das Werk nach dem früheren Plane mit dem gegenwärtigen Bande geſchloſſen werden ſollte, ſo iſt doch des Intereſſanten und Wiſſenswerthen, was der reichhaltige Stoff der Geſchichte und Topographie unſeres Vaterlandes bietet, ſo Vieles, daß es als eine nicht zu rechtfertigende Vernachläſſigung der von den geehrten Leſern bisher gezeigten Theilnahme erſcheinen würde, wenn wir das Werk jetzt beenden wollten und dadurch zum Bruchſtück werden ließen. —

Andererſeits iſt es aber auch nicht unſer Wille, das Werk unnöthig auszudehnen, und dadurch die Anſchaffung deſſelben dem Minderbegüterten zu erſchweren. — Es wird daher dieſem Baude noch ein fünfter — der aber jedenfalls den Schluß des Werkes bilden wird — folgen.

Wenn wir uns bereits bei den früheren Bänden die Aufgabe ſtellten, nur das Intereſſanteſte auszuwählen, ſo werden wir bei dieſem letzten Bande eine um ſo vorſichtigere und ſtrengere Wahl treffen und jedenfalls nur ſolche Gegenſtände herausheben, welche zur Vervollſtändigung des Ganzen unentbehrlich ſind.

Namentlich ſoll in dieſem letzten Bande der Cyklus der Lebensbeſchreibungen aller Regenten albertiniſcher Linie, ſowie anderer beſonders ausgezeichneter Sachſen, geſchloſſen werden; nicht minder werden wir Sorge tragen, daß alle nur einigermaßen bedeutende

Digitized by Google

und intereſſante Städte und Schlöſſer unſeres Vaterlandes und die durch Zuſammentreten von Actionairs entſtandenen großartigen Unternehmungen, wie die Eiſenbahn u. ſ. w., ihren Platz finden; gleiche Aufmerkſamkeit wird dem Bergbau gewidmet werden. —

Die Abbildungen ſollen mit gleichem Fleiß und von den nämlichen Künſtlern wie ſeither bearbeitet werden, und bei den Anſichten von Städten, Schlöſſern u. ſ. w. wird der Name der darauf genannten Künſtler für richtige an Ort und Stelle erfolgte Aufnahme bürgen. —

Am Schluß des Bandes wird ſodann ein allgemeines vollſtändiges Regiſter über ſämmtliche fünf Bände unentgeltlich geliefert werden. — Die Ausſtattung bleibt die bisherige, und ſo hoffen wir, daß dieſer fünfte und letzte Band das Werk in jeder Hinſicht zur Zufriedenheit der geehrten Subſcribenten ſchließen werde.

Dresden, im December 1839.

Die Verlagshandlung.

Digitized by Google

Alphabetiſches Inhaltsverzeichniß
zum vierten Bande.

Altenberg *) Seite 85.
Altenburg, der Marktplatz daſelbſt, S. 45.
Ammon, Dr. Chriſtoph Friedrich von, S. 115, 122.
Auerbach, Stadt und Schloß, S. 109.
Auguſt I., Kurfürſt von Sachſen, S. 110, 118.
Blankenhain, Schloß, S. 53.
Bora, Katharina von, S. 31, 39.
— Verlobungsring derſelben, S. 39.
Brand (die Gegend in der ſächſ. Schweiz) S. 121.
Chemnitz, die Jacobskirche daſelbſt, S. 124.
Crell, Dr. Nikolaus, S. 62, 66.
Delitzſch S. 69, 74.
Dresden, die Freimaurerloge daſelbſt, S. 58.
— die neue Hauptwache daſelbſt, S. 72.
Ebersbach in der Oberlauſitz, Dorf, S. 82.
Ebersdorf S. 73.
Erbiſchthor, das, zu Freiberg, ſiehe Freiberg.
Esplanade, die, zu Leipzig, ſiehe Leipzig.
Eythra, Schloß, S. 68.
Freiberg, Belagerung dieſer Stadt im Winter 1642 bis 1643, (nebſt dem Plane der Belagerung unter Torſtenſon) S. 44, 47, 54, 59, 61.
Freiberg, das Erbiſchthor daſelbſt, S. 48.
— die goldene Pforte im Dome daſelbſt, S. 67.
Geithain S. 81.
Gerhardt, Paul, Liederdichter, S. 86.
Guben S. 21, 33.
Hainichen S. 63.
Hauptwache, die neue, zu Dresden, ſiehe Dresden.
Heinrich von Plauen, Hochmeiſter des teutſchen Ordens, S. 10, 25.
Hiller, Johann Adam, S. 71.
Hohnſtein, (mit den Abbildungen Hohnſteins und des Hockſteins) S. 7, 19.
Joachimſtein, Schloß und Fräuleinſtift, S. 16.
Johann, der Beſtändige, Kurfürſt, S. 47, 56.
Kabitz, die große Linde auf dem Kirchhofe daſ., S. 107.
Kaufungen, Schloß, S. 4.
Kuckuckſtein, ſiehe Liebſtadt.
Kunigundenkirche, die, in Rochlitz, ſiehe Rochlitz.
Lauenſtein, Stadt und Schloß, S. 107, 110.
Lauterſtein, Burgruine, S. 87.
Leibnitz, Freiherr G. W. von, S. 78, 88, 98.
Leipzig, die Esplanade daſelbſt, S. 58.
Liebſtadt und Schloß Kuckuckſtein S. 111.
Linde, die große, auf dem Kabitzer Kirchhof, ſiehe Kabitz.
Luther, Dr. Martin, S. 23, 30, 35, 42.
— deſſen Stube zu Wittenberg, S. 39.
— deſſen Trauring, S. 39.
Maximilian, Prinz, Herzog zu Sachſen, S. 2.
Meerana S. 93, 103.
Melanchthon, Philipp, S. 43, 45.
Moritz, Graf von Sachſen, S. 101, 105.
Müller, Dr. Karl Wilhelm, Bürgermeiſter zu Leipzig, (mit der Abbildung ſeines Denkmals in Leipzig,) S. 18, 28.
Mylau, Stadt und Schloß, S. 116.
Neuſtadt an der Orla S. 57.
Nimbſchen, Vorwerk (mit der Abbildung der Ruinen des Kloſters Nimbſchen), S. 32.
Oederan S. 49.
Oelsnitz S. 29.
Paulinzella, Kloſterruine, S. 41.
Pegau S. 65, 70.
Pforte, die goldene, im Dome zu Freiberg, ſiehe Freiberg.
Poſterſtein, Schloß, S. 84.
Rabener, Gottlieb Wilhelm, S. 51.
Ranis, Stadt und Schloß, S. 105.
Rauenſtein, Schloß, S. 95.
Reichenbach S. 117.
Remiſſa, Schloß, S. 77.
Rochlitz, Kunigundenkirche daſelbſt, S. 75, 77.
Ronneburg, Stadt und Schloß (mit den Abbildungen der Stadt und des Schloſſes), S. 34.
Scheibenberg S. 97.
Schneeberg, der Marktplatz daſelbſt, S. 80.
Siebeneichen, Schloß, S. 103.
Theklakirche, die, bei Leipzig, S. 94.
Unter-Oppurg, Schloß, S. 61.
Waldenburg S. 113.
Wartburgkapelle, die, S. 39.
Weimar (mit 2 Anſichten der Stadt) S. 9, 17.
Wieſenburg, Schloß, S. 26.
Wildenfels, Stadt und Schloß, (mit der Abbildung des Schloſſes) S. 76.
Zwickau (mit den Abbildungen der Stadt, des Schloſſes Oſterſtein und der Katharinenkirche daſelbſt) S. 1, 5, 12, 20, 22.

*) Eine Bezeichnung der lithographirten Abbildung, welche jedem dieſer Aufſätze beigefügt wurde, kommt mit der Ueberſchrift des letzteren überein, in ſofern ein verändertes Verhältniß hier nicht ausdrücklich erwähnt worden iſt.

Digitized by Google

Digitized by Google

N. 1 Nach der Natur gez. von Arrigoni Lithogr. von C. W. Arldt A. 1

Zwickau.

Digitized by Google

Saxonia.

Museum für ſächſiſche Vaterlandskunde.

№ 1. Jeden Monat erſcheinen 2 Lieferungen. **IV. Bd.**

Die Stadt Zwickau,

hiſtoriſch und topographiſch geſchildert.

In der früheſten Zeit des Urſprungs der Stadt Zwickau iſt bei dieſem Namen Gau und Stadt Zwickau wohl zu unterſcheiden. Vom 6. bis um's 10. Jahrhundert hatten die Sorben auch das heutige Voigtland, den Neuſtädter Kreis, das Stiftsgebiet Merſeburg, Zeiz und Naumburg inne, und theilten, als ein cultivirtes Volk, nebſt ihren öſtlichen Nachbarn, den Siuslern, einem andern ſlaviſchen Stamme, ihre gemeinſchaftlichen Ländereien in verſchiedene Gaue oder Diſtricte. Namentlich beſtand ihr Territorium aus dem Gaue Plisni, welcher das Fürſtenthum Altenburg nebſt Zeiz und Crimmitzſchau (Kremascowe) in ſich ſchloß, ferner aus dem Gau Chuthici, welcher an Böhmen und das Meißner Land grenzte, und endlich aus dem Gau Zwickowe, nebſt den beiden von den Sorben begründeten Anlagen Merawe (Merane) und Zwickau. Der Gau Zwickau zog ſich nicht über Moſel und Werdau herunter, und iſt in einigen vorhandenen alten Urkunden des 11. und 12. Jahrhunderts angegeben. Er reichte vom Dorfe Lauter oberhalb Schneeberg bis herunter an das Dorf Moſel in der Länge von 3½ Meile, und vom Dorfe Milſen bis an die Pleiße 2 Meilen in der Breite. Das regierende Oberhaupt des Gaues hieß Zupan oder Gauherr, und ſchlug ſeinen Regierungsſitz an der Mulde (dem ſchönen Fluſſe), deren Bette damals dicht an der Burg ſich hinzog, wahrſcheinlich an demſelben Platz auf, wo ſpäterhin das Schloß Oſterſtein erbauet wurde. Die Veſte des Zupan führte mit dem ganzen Gau den Namen Zwickowe; erſt ſpäterhin hat ſich dieſer Name nur auf die Stadt beſchränkt. In der Nähe dieſer Veſte hatten ſich, weil die Gegend an Wieſenwachs und Holzung reich war, auch nicht weit von der Handelsſtraße lag, Sorben angeſiedelt, trieben Ackerbau, Viehzucht und Handel. Ein ſolches ſorbiſches Dorf Coarwitz, zu welchem Wieſen, Hölzer und eine Mühle gehörten, wird noch im 12. Jahrhunderte in mehren Urkunden genannt (S. Schöttgen und Kreyſig, Diplomat. Tom. II. p. 422—426 und 432). Es ſcheint indeß, als ob dieſes Dorf Coarwitz, welches die Sorben oder Siusler angelegt hatten, und ganz in der Nähe der Veſte des Zupan lag, oft mit der Veſte und dem ganzen Gau den Namen Zwickowe gemein gehabt habe. Wie aber bei den Sorben jedes Land, jede Stadt, jedes Dorf und jede Familie einem beſondern Schutzhulden geweiht war, ſo auch der Gau und die Veſte Zwickowe dem Allvater der Götter und Menſchen, dem Swantewith, deſſen Bildniß oder Statue an der Nähe der Straße unweit Zwickowe aufgerichtet war, wo ſchon damals die fremden vorüberreiſenden Kaufleute von ihren Waaren erſt dem Götzen den Zehnten opfern mußten, ehe ſie weiter reiſen, kaufen oder verkaufen durften, die Sorben des Gaues aber auch am 1. Mai jeden Jahres hinwallfahrteten und ihre Opfer brachten (Vgl. Schmidt, Zwick. Chronik, I. S. 17 und 27).

Von dieſem Schutzgötzen führte wohl die Zwickauer Pflege auch den Namen Swantefeld. Zu Ende des 9. Jahrhunderts machten aber die Sorben ein Bündniß mit den Böhmen und Daleminziern, griffen um's Jahr 880 Thüringen an, wurden aber vom Herzog Popo geſchlagen, der den Landſtrich von der Elſter bis an die Mulde, mithin auch Zwickau unter teutſche Botmäßigkeit brachte, verſchiedene Burgen anlegte und wohl auch den Zupan von Zwickau vertrieb, indeß das Heidenthum doch aus dieſer Gegend nicht ganz ausrotten konnte, und mit den heidniſchen Sorben noch manchen harten Kampf beſtehen mußte, bis endlich im 10. Jahrhundert es dem mächtigen König Heinrich I. gelang, die Sorben auch im Gau Zwickau unter ſeine Oberherrſchaft zu bringen, dem neu eroberten Gebiete, das von nun an Oſterland hieß, mehre Burgen zu geben und im Lande dem Chriſtenthume Eingang zu erzwingen. Heinrich bezwang die Böhmen, ſtellte die durch den Krieg und Waſſerüberſchwemmung zerſtörte Veſte und Stadt Zwickowe oder Cygna wieder her, befeſtigte ſie, und nannte ſie wohl, weil dieſelbe dem Oſterlande, deſſen Grenzen zu verſchiedenen Zeiten verſchieden angegeben werden, zugehörte, Oſterſtein (öſtliche Burg), ſetzte in die Burg einen Voigt oder Burggraf, der Erſte ſoll Cunico geheißen haben (ſ. Chronik I., 127), welcher im Namen des Kaiſers den Gau regierte, die Advocatia ausübte, und an den die Unterthanen in vorkommenden Fällen appelliren konnten. Die Nichtadeligen wurden als erbliche Burgvoigte und Burggemeinen (Casteilani, Castellani milites) für den Garniſondienſt in der landesherrlichen Veſte beſtellt, erhielten dafür den Genuß des Burglehns, zu welchem ihnen entweder gewiſſe Grundſtücke innerhalb des Reviers der Veſte angewieſen oder ſolche in einer gewiſſen Summe für immer vergütet waren. Der Voigt hatte eine Menge Teutſche in ſeine Veſte gezogen, welche mit ihren Familien ein ſolches Burglehn erhielten und daher als Knappen, theils innerhalb der Mauern und Umgebungen, theils auch außerhalb derſelben, in der Nähe des Schloſſes wohnten; ſie nahmen daher Beſitz von dem Dorfe Coarwitz, verwandelten aber mit der Zeit den Namen dieſes Dorfes in dem der Burg entſprechenden Oſterwick oder Oſterwin (Oſterreich, Oſterdorf). (S. Weller, Altes und Neues aus allen Theilen der Geſchichte, 2. B. 7. St. S. 14. ff.) Zu dieſen Bürgern, welche den Oſterſtein ſchützten und mehre Freiheiten genoſſen, geſellten ſich viele ſchon früher hier wohnhaft geweſene, zum Chriſtenthum bekehrte Sorben, ſo wie auch andere Teutſche, und betrieben in dieſer für Ackerbau, Viehzucht und beſonders dem kaufmänniſchen Verkehr ſo günſtigen Gegend ihre Geſchäfte. Die

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Digitized by Google

Kaufleute und Profeſſioniſten, welche keinen eigentlichen Garniſondienſt zu verrichten hatten, übrigens nicht alle im Burgreviere wohnen konnten, ſiedelten ſich daher mehr nach der Straße zu an, auf dem Platze, den jetzt die eigentliche Stadt Zwickau einnimmt, und ſo erhob ſich allmälig die immer mehr bevölkerte, blühende kaiſerliche Reichsſtadt Zwickau, deren Einwohnern, als tapferen Vertheidigern des Gaues, Kaiſer Heinrich IV. ſchon im Jahre 1072 das Recht leidfreier Menſchen verlieh, die nicht Adelige, aber auch nicht Leibeigene oder Hörige waren, und unmittelbar unter dem Landesherrn ſtanden, ihre eigenen Gerichtsbarkeiten hatten, aber auch wieder mit Mauern eingeſchloſſen wurden, wie die Bürger einen Mittelſtand bildeten zwiſchen Adel und Bauern, Handel und Gewerbe trieben, und demnach als eine kaiſerliche Reichsdomaine oder Reichsſtadt eine beſondere Reichsvoigtei in der Stadt hatten, wie deren in den Diplomen der Kaiſer Conrad II. vom Jahr 1030, Heinrich III. vom Jahr 1042 und Heinrich IV. vom Jahr 1074 ausdrücklich gedacht wird, welche Urkunden die Zwick. Chronik I. S. 141. II. S. 69, 78 aufbewahrt hat, und an deren Echtheit man kaum zweifeln darf, da ſich die der Stadt ertheilten Privilegien hiſtoriſch als uralte nachweiſen laſſen, und bei jedem Regierungswechſel und durch alle Jahrhunderte der Stadt gelaſſen worden ſind. Namentlich iſt das Stapelrecht, die Fiſcherei und Jagd der Stadt durch den Bezirk des ehemaligen Gaues hiſtoriſch aus keinen andern als dieſen Diplomen nachzuweiſen, die, wenn ſie auch vielleicht nicht im Original mehr vorhanden, in einzelnen Stellen und Worten ſogar corrumpirt ſeyn dürften, doch ihre Echtheit factiſch bewährt haben (Vgl. Chronik I. S. 19). Wie nun dieſe Vorrechte der Einwohner Zwickaus, ſo mochte auch beſonders die an Feldern, Wieſen und Holzungen reiche Gegend in der Nähe einer ſehr frequenten Handelsſtraße zur Anſiedlung und bürgerlichen Wohlfahrt unter dem Schutz des Reichsvoigtes viel beitragen. Zwickowe, ſchon von den Sorben alſo genannt und erbauet, lag an der Hauptſtraße, welche den Verkehr des nördlichen und ſüdlichen Europa's verband, und auf welcher auch ein Theil des Levantiſchen und, ſo lange die Fahrt um das Vorgebirge der guten Hoffnung noch nicht gefunden war, ſelbſt auch der Indiſche und Chineſiſche Handel ging. Namentlich vom 12. Jahrhundert an ſcheint dieſer Handelsverkehr für Zwickau wie für Nürnberg und Augsburg ſehr bedeutend geworden zu ſeyn. Die hohe Handelsſtraße, welche über Nürnberg Hof, Plauen, Reichenbach, bei Zwickau vorbei nach Böhmen führte und unter burggräflichem Schutze ſtand, beförderte Zwickaus Wohlſtand, und dieſe Stadt war, nebſt Nürnberg und Augsburg, als kaiſerliche freie Reichsſtadt eine Stadt erſten Ranges. (S. Richter, Geſchichte des deutſchen Handels.) Dieſe verlor erſt im 13. Jahrhundert, wo die Kreuzzüge den Weg über das Mittelländiſche Meer durch die Italieniſchen Seeſtädte eröffneten, noch mehr aber im 15. Jahrhunderte, das die niederländiſche und engliſche Schifffahrt in Gang brachte, an Lebendigkeit.

Durch Einführung des Chriſtenthumes wurden nun auch die immer noch im 11. Jahrhunderte vorfindlichen Spuren des Heidenthumes aus dem Gau verdrängt. Einige teutſche Aufſchriften vom Jahr 1030, den Anfang des chriſtlichen Glaubens, das Vaterunſer und das Kreuz enthaltend, welche 2 Stunden von Zwickau beim Dorfe Weißbach aufgefunden, im Schloſſe Wildenfels aufbewahrt und in den Miscellaneis Lips. Tom. VIII. p. 317 ff. abgedruckt und erklärt ſind, und vielleicht zum Grabmal des Markgrafen Herrmann von Meißen, eines Sohnes Eckhards I., der im Kriege gegen die Sorben erſchlagen wurde, gehörten, beweiſen, daß zu dieſer Zeit ſchon das Chriſtenthum Eingang gefunden hatte. War früher das Schloß und der Gau Zwickowe dem Swantewith geheiligt geweſen, ſo wurde dagegen von nun an der heil. Mauritius, der nach der Legende für Ausbreitung des Evangeliums als Märtyrer geſtorben iſt, und deſſen Schutze alle Verbreiter der chriſtlichen Religion ſich anvertrauten, der Schutzpatron des Schloſſes und der Stadt Zwickowe. Ihm wurde auch die erſte chriſtliche Burg-Capelle im Dorfe Oſterwin, welche zugleich Parochialkirche für alle Neubekehrte im ganzen Gau war, und aus den Zeiten des Königs Heinrich I. oder Otto des Großen ihren Urſprung ableitet, geweiht. Das Wappen des kaiſerlichen Voigts, welches ſpäterhin auch auf die Stadt ſelbſt überging, repräſentirt daher den Ritter Moritz in rothem Rock und weißem Gürtel, in aufgehobener Rechten den Puſikan (Streitart) haltend; ihm zur Linken enthält das Wappen eine rothe und weiße Helmdecke, auf dem Schilde zwei Helme, auf dem einen einen rothen, weiß verbrämten Huth und über demſelben 7 rothe und weiße Fahnen (wahrſcheinlich war die Mannſchaft in 7 Corps getheilt, die den Oſterſtein vertheidigte). Das Schild ſelbſt zerfällt in 4 rothe Felder, wechſelsweiſe die alte Burg Oſterſtein mit 3 Thürmen, und eben ſo im doppelten Felde 3 weiße Schwäne (Cygni) abbildend. Nach der Umſchrift gab Heinrich der Heilige oder II. der Stadt dieſes Wappen. Die Thürme und Schwäne ſpielen in dieſem Wappen die Hauptrolle. Ob die Schwäne, wie der Schwan im alten Wappen der Herzöge von Cleve, mit dem alten Namen der Stadt Cygnea, Cycnavia, wie er ſich allerdings in den oben erwähnten kaiſerlichen, lateiniſchen Diplomen vorfindet, in Verbindung ſtehen, oder ob zu Erbauung dieſer Stadt etwa 3 Schwäne auf dem Muldenſtrome ein glückliches Omen waren, oder ob dieſe Schwäne dem Götzen Swantewith geheiligt waren, iſt bis jetzt nicht völlig gewiß. Daß das Wappen von Kaiſerlicher Huld der Reichsſtadt verliehen worden, beweiſet die rothe und weiße Farbe, da wohl zur Beſiegung der Böhmen (Tſchechen) und Sorben die Zwickauer dem Kaiſer weſentliche Dienſte geleiſtet haben, daher auch im Jahre 1074 Kaiſer Heinrich IV. die Privilegien der Stadt, welche Buſſoran Gizemet, der Voigt von Zwickau, verſchiedentlich zu ſchmälern geſucht hatte, auf's Neue beſtätigte.

(Beſchluß folgt.)

Maximilian,

Königl. Prinz und Herzog von Sachſen.

Maximilian Maria Joſeph, Herzog zu Sachſen, war der jüngſte Sohn des unvergeßlichen Kurfürſten Friedrich Chriſtian und der edlen und geiſtreichen Maria Antonie, Tochter Kaiſer Karls VII., geboren am 13. April 1759. Seine Geburt fiel in die verhängnißvolle Zeit des ſiebenjährigen Kriegs, wo fremde Heere das Vaterland zum

Schauplatz erbitterter Kämpfe gemacht hatten, und feindliche Waffengewalt die Hauptſtadt deſſelben beſetzt hielt. Als ein Kind von wenigen Monaten wurde Prinz Maximilian nach Prag gebracht, und als endlich der heiß erſehnte Friede zurückgekehrt, der erhabene Vater des jungen Prinzen durch den Tod des Königs Friedrich Auguſt II. auf den Thron gerufen, mit Heilung der tiefen Wunden, die Freund und Feind dem Lande geſchlagen hatten, beſchäftigt war, wurde auch dieſer nach einer kurzen aber wohlthätigen Regierung von 2 Monaten und 12 Tagen unerwartet und plötzlich in eine höhere Welt verſetzt. Prinz Maximilian hatte damals kaum das vierte Lebensjahr zurückgelegt. Seine erlauchte Mutter vertraute die Erziehung ihres Jüngſtgebornen zwei rechtſchaffenen Männern, den Patern Herz und Settian, welche der zarten Seele ihres Zöglings jenen frommen Sinn einflößten, der ihn bis an das Ende ſeines Lebens begleitete. Am 23. April 1780 ward auch dieſe von ihm und ſeinen erhabenen Brüdern innig verehrte und geliebte Mutter ihm durch den Tod entriſſen; er betrauerte ſie mit dem tiefſten Schmerz und widmete ihr ein dankbares Andenken. Fern von allen öffentlichen Geſchäften, da der Kurfürſt und nachherige König Friedrich Auguſt die landesväterlichen Sorgen mit ſeinen Brüdern nicht theilte, lebte er den Wiſſenſchaften, vorzüglich dem Studium der neuen Sprachen und der Geſchichte, und den Künſten der Muſik und Poeſie. Er ſprach vollkommen franzöſiſch, engliſch und italieniſch, in welcher letztern Sprache er epiſche Gedichte fertigte, und lernte in ſpätern Jahren noch polniſch und ſpaniſch.

In ſeinem 33. Lebensjahre vermählte er ſich am 9. Mai 1792 mit Karoline Maria Thereſe Joſephe, Prinzeſſin von Parma und Infantinn von Spanien, und erzeugte mit dieſer durch alle Tugenden ihres Geſchlechts ausgezeichneten, und von ihm herzlich geliebten Gemahlinn, in einer zwölfjährigen höchſt glücklichen Ehe 3 Prinzen: Friedrich Auguſt, unſern jetzigen hochverehrten König, geboren den 18. Mai 1797, Clemens, geboren den 1. Mai 1798 und Johann, geboren den 12. Dezember 1801 und 4 Prinzeſſinnen: Maria Amalia, geboren den 10. Auguſt 1794, Maria Ferdinande Amalia, geboren am 27. April 1796, Maria Anna Karolina, geboren am 15. November 1799 und Maria Joſephe Amalia, geboren den 6. Dezember 1803. In dieſem ſtillen häuslichen Kreiſe fühlte er ſich als Gatte und als Vater hoffnungsvoller Sprößlinge des Albertiniſchen Fürſtenſtammes froh und glücklich, als der Tod am 1. März 1804 die ſanften Bande löſ'te, welche ihn mit der geliebten Gemahlinn ſo treu und feſt vereinigt hatten. Ihr Verluſt beugte ihn tief und nur ſein gottergebener Sinn und der Gedanke, ſich der Erziehung der theuern Kinder zu erhalten, konnte ihn aufrichten.

Dieſer widmete ſich Prinz Maximilian mit raſtloſem Eifer und gewiſſenhafter Thätigkeit. Er ſelbſt unterrichtete ſie in ihrem zarteſten Alter, indem er ſie auf den Schooß nahm, im Leſen, und prägte ihren weichen Gemüthern die Lehren des Glaubens und der Tugend ein. Auch ſpäter war er bei dem Unterrichte, der ihnen von ausgezeichneten Männern in Wiſſenſchaften und Künſten ertheilt wurde, zugegen, ermunterte durch ſeine freundliche Zuſprache die Lehrer, ſeine Abſichten zu unterſtützen, und freute ſich der glücklichen Fortſchritte der edlen Zöglinge; vor Allem aber hielt er es für ſeine heiligſte Pflicht, ihren jugendlichen Herzen die Furcht vor Gott, als den Anfang aller Weisheit, einzuflößen, und Gott ließ ſein edles Streben, zum Wohl unſeres Vaterlandes, nicht unbelohnt.

Zwar prüfte die Vorſehung ihn ſchwer, als ſein zweiter Sohn, Prinz Clemens, am 4. Januar 1822, ſeine jüngſte Tochter, Maria Joſephe Amalia, ſeit dem 20. October 1819 Königinn von Spanien, am 17. Mai 1829, und ſeine dritte Tochter, Maria Anna Karoline, Großherzoginn von Toscana, am 24. März 1832 in weiter Ferne in's frühe Grab ſanken; allein er beſtand auch dieſe Prüfung durch ſeine Unterwerfung und Geduld bei den unerforſchlichen Rathſchlüſſen Gottes und ſah ſein frommes Vertrauen durch hoffnungsreiche Enkel in der Ehe ſeines geliebten Sohnes, des Prinzen Johann, herrlich vergolten.

Am 7. November 1825 vermählte ſich Prinz Maximilian, nach 21jährigem Wittwerſtande, zum zweitenmal mit Marie Louiſe Charlotte, Tochter des Königs Ludwig von Etrurien, Schweſter des Herzogs von Lucca und Infantinn von Spanien. Auch dieſe Ehe war durch häusliche Zufriedenheit ausgezeichnet. Gücklich in und durch ſich ſelbſt und durch das Glück der Seinigen, konnte der hochherzige Prinz Maximilian im Jahre 1830 nebſt ſeiner edlen Gemahlinn auf den ihm gebührenden Thron großmüthig Verzicht leiſten und die Würde der Krone ſeinem, vom König Anton am 13. September jenes Jahres zum Mitregenten ernannten, älteſten Sohne, unſerem jetzigen vielgeliebten Könige Friedrich Auguſt, überlaſſen.

So ging der, von Allen, die ihn kannten, hochverehrte Fürſt mit immer heiterem Geiſt und gottgelaſſenem Sinn durch's vielbewegte Leben, und weder die Wechſel des eignen Schickſals, noch die Stürme der Zeit vermochten es, die Ruhe ſeiner Seele zu erſchüttern. Seine ſich ſtets gleichbleibende Lebensweiſe hatte ſeine von Natur feſte Geſundheit noch mehr geſtärkt, und ihn die Schwächen des Alters wenig und faſt gar nicht empfinden laſſen. Geliebt und geachtet als das ehrwürdige Haupt unſers Königshauſes verlebte er in dieſem hohen Kreiſe die Stunden, welche ihm die Beſchäftigungen mit den Wiſſenſchaften und Künſten übrig ließen. Seine größte Freude war ſtilles Wohlthun, und Tauſende von ihm erquickter Armen haben nicht einmal erfahren, daß Er ihr Helfer und Retter geweſen war.

Von einer Reiſe nach Italien, wohin ihn ſeine Gemahlinn und die Prinzeſſinn Amalie begleitet hatten, im Julius 1837 nach Dresden zurückgekehrt und hier von den Seinigen und der Einwohnerſchaft auf's Herzlichſte empfangen, genoß der fürſtliche Greis noch im Auguſt jenes Jahres die Freude, ſeinen königlichen Sohn, der ebenfalls eine Zeit lang auf Reiſen im Auslande und in Lebensgefahr geweſen war, an ſein Vaterherz zu drücken, und Königshaus und Volk ſahen einer glücklichen Zukunft entgegen, als ſich der Prinz ſeit dem Anfang des Dezembers gedachten Jahres von bedeutenden Schmerzen in der rechten Hüfte, in den innern Theilen nach der Niere zu und in der Lunge angegriffen fühlte. Der Prinz hatte mehrmals das Unglück gehabt, hinzufallen;

Digitized by Google

am gefährlichſten auf ſeiner letzten Reiſe in Florenz. Die in Folge unvollkommener Heilung der örtlichen Verletzungen entſtehenden Schmerzen feſſelten den ehrwürdigen Greis längere Zeit an das Krankenlager, und obgleich beim Schluſſe des alten und im Anfange des neuen Jahres Hoffnung zur Geneſung vorhanden war, verſchlimmerte ſich doch das Uebelbefinden des Kranken ſchon am 1. Januar 1838 ſo ſehr, daß man das nahe Ende deſſelben befürchten mußte. Am 2. empfing der Prinz die Sterbeſacramente, ſprach am 3. Januar früh um 4 Uhr zum letztenmal mit der geliebten Gemahlinn, die ihm ſeit ſeinem Erkranken nicht von der Seite gewichen war, und mit ſeinen theuern, um ihn verſammelten Kindern, und entſchlief früh halb 6 Uhr, unter den Gebeten ſeines Beichtvaters, ſanft, wie er gelebt hatte, in einem Alter von 78 Jahren und 8 Monaten.

Ruhe ſeinem Staube und ſeliges Anſchau'n Gottes ſeinem Geiſte!

H—dt.

Kaufungen.

Das alte Geſchlecht Derer von Kaufungen, welches durch die kühne Selbſthilfe und das tragiſche Ende zweier ſeiner Söhne in den ſächſiſchen Annalen eine traurige Berühmtheit erlangt hat, führte ſeinen Namen von der Burg, dem jetzigen Rittergute Kaufungen, welches 1¼ Stunde von Penig und 4 Stunden von Chemnitz an der Mulde liegt. Die anſehnlichen Rittergutsgebäude, welche in anmuthiger Gegend auf einem Hügel liegen, ſind ihrer Bauart nach alterthümlich; ob ſie aber von Denen von Kaufungen ſelbſt, und überhaupt wann ſie gegründet worden, das iſt eine unentſchiedene Frage, zu deren Erörterung die nöthigen Urkunden fehlen. — Die Herren von Kaufungen kommen in der ſächſiſchen Geſchichte ſeit dem Jahre 1283 vor, und zwar zuerſt ein Heinrich Herr von Coufungen, deſſen Söhne Tunzold und Heinrich das Kloſter Buch wiederholt anfeindeten. Der Erſtere, ein Ritter, verkaufte an daſſelbe im J. 1298 Nauenhayn bei Geithayn. Er war ein Burgmann des Anarg von Waldenburg, weshalb es unerklärlich iſt, wie Kunz und Heinrich von Kaufungen im Jahr 1357 „Herren zu Waldenburg" genannt werden, wenn man nicht annimmt, daß ſie die Herrſchaft Waldenburg nur als Unterpfand beſeſſen haben. — Daß Die von Kaufungen ſchon früh zu den angeſehenſten Meißner Vaſallen gehörten, geht daraus hervor, daß Dietrich von Kaufungen 1375 einer der vornehmſten Zeugen bei dem vom Kloſter zu Chemnitz geſchloſſenen Kaufe der Herrſchaft Rabenſtein und Joſt von Kaufungen 1411 Schiedsrichter zwiſchen den Dynaſten von Schönburg, den Ahnherren der jetzigen Fürſten und Grafen gleichen Namens, und dem Kloſter Remſa war. In dieſem Kloſter, welches der obenerwähnte Tunzold mit der in damaliger Zeit bedeutenden Summe von 400 Gülden dotirte, ruhen mehre Kaufungen. Erich, Dietrich und Hanns von Kaufungen legirten ein Capital dem Kloſter Remſa, von deſſen Zinſen beim Magdalenenaltar daſelbſt ein ſogenannter Vicarius, ein Meßprieſter, erhalten werden ſollte; der Abt von Bürgel war Collator. Jedoch ſchon 1469 wurde dieſe Vicarie durch den Biſchoff von Naumburg zur Georgenkirche im Dorfe Remſa geſchlagen. Daß die Herren von Kaufungen reich an Ländereien waren, ſcheint der Umſtand zu beweiſen, daß Jobſt von Kaufungen 1493 mehre Güter an Anna von Schönburg verkaufte; ſie beſaßen unter andern auch das Gut Kirſchbaum im bayerſchen Voigtlande.

Kunz von Kaufungen, der dieſen Namen ſo ſo berüchtigt gemacht hat, war ein tapferer Heerführer des Kurfürſten Friedrich des Sanftmüthigen und ſächſiſcher und böhmiſcher Vaſall, ſo wie böhmiſcher Landeshauptmann. Als der Kurfürſt nach Abſchluß des Friedens, der 1450 den traurigen Bruderkrieg endete, ihn Jahrelang mit ſeinen gerechten Geldforderungen hinhielt, und, nachdem Kunz gegen eine Abfindungsſumme eine Quittung ausgeſtellt hatte, ihm diejenigen Güter abnahm, welche er als Entſchädigung für die Beſitzungen erhalten, die Herzog Wilhelm III. in Thüringen ihm entzogen, faßte dieſer den für ihn verhängnißvollen Entſchluß, ſich ſelbſt zu helfen. Daß der Kurfürſt ihn habe begnadigen wollen, iſt mehr als unwahrſcheinlich, da er den Bruder, Heinrich von Kaufungen, ſiebzehn Tage nach ihm wegen bloßer Mitwiſſenſchaft in Altenburg hinrichten ließ, und das Gut Kaufungen einzog. Das Geſchlecht der Kaufungen erloſch mit dem 1585 zu Chemnitz erfolgten Tode Haubolds von Kaufungen, nach einer andern Nachricht erſt 1807.

Im Jahre 1485 war von Maltitz Beſitzer von Kaufungen, dann kam es an die Familie Pflugk, von dieſer an die v. Thumshirn, welcher dann die v. Planitz im Beſitz folgte. Im Jahr 1768 erwarb es Graf von Einſiedel; deſſen Nachkomme, der Cabinetsminiſter Graf von Einſiedel, beſitzt es der Zeit noch. Sowohl dieſem, durch ſeine großartigen induſtriellen Unternehmungen ſo verdienten Manne, als ſeinem Vater, verdankt das Rittergut anſehnliche Verbeſſerungen, es zeichnet ſich beſonders durch ſeine vorzüglichen Schäfereien und ſeinen Hopfenbau aus.

Spuren der alten Burg finden ſich nicht; wahrſcheinlich wurde ſie im Geiſte der damaligen Zeit nach der Hinrichtung von Kunz von Kaufungen geſchleift.

In dem Dorfe Kaufungen, welches etwa 628 Bewohner hat, wird viel Weberei getrieben; es liegt in und an einem Grunde, der ſich nach dem Muldenthale zu herabſenkt, ein Theil davon, die Sorge genannt, auf einer freien Höhe. Die Kirche iſt unanſehnlich, ein Filial befindet ſich in Rußdorf. Ein Theil der Dorfes wird durch die von Chemnitz nach Altenburg führende Straße berührt. K.

Hierzu als Beilagen:

1) Zwickau. 2) Prinz Maximilian, Herzog zu Sachſen. 3) Schloß Kaufungen.

Verlag von Eduard Pietzſch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Digitized by Google

Nach der Natur gez. von C. W. Arldt. Lith. von C. Müller   B III

Schloſs Kaufungen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Schloſs Osterstein in Zwickau.

Digitized by Google

Saxonia.

Muſeum für ſächſiſche Vaterlandskunde.

№ 2. Jeden Monat erſcheinen 2 Lieferungen. IV. Bd.

Die Stadt Zwickau,

hiſtoriſch und topographiſch geſchildert.

(Fortſetzung.)

(Hierzu die Abbildungen: Schloß Oſterſtein und die Katharinenkirche.)

Bereits zu Anfange des 11. Jahrhunderts, unter Kaiſer Heinrich II., dem Heiligen, ſcheint die Katharinenkirche gegründet worden zu ſeyn. Graf Wipprecht von Groitzſch erhielt im Jahre 1085 von Kaiſer Heinrich IV. mehre im ſüdlichen Pleißnerlande gelegene kaiſerliche Beſitzungen und die Voigtei über Zwickau. Schloß Oſterſtein, deſſen jetzige Geſtalt die beigefügte Abbildung darſtellt, war der Sitz des Voigtes. Bertha, Wipprechts, des älteren, Tochter, Gemahlinn des Grafen Dedo III. von Wettin, den Kaiſer Heinrich V. zum Markgrafen der Niederlauſitz ernannt hatte, bekam als Heirathsgut mit den Beſitzungen im Pleißnerlande auch die Voigtei Zwickau. Bertha war eine fromme Frau und wirkte namentlich in ihrem langen Wittwenſtande (ſeit 1124) eifrig durch Stiftungen von Kirchen und Klöſtern für Ausbreitung des Chriſtenthums. Wie die Capelle zu St. Moritz in Oſterwich für die Stadt nicht mehr ausreichte, die Einwohner wegen oftmaliger Ueberſchwemmungen und um der Handelsſtraße näher zu ſeyn, ſich mehr der höher gelegenen ſüdlichen Gegend zugewendet und die Stadt da, wo ſie jetzt ſteht, angebaut hatten, gründete ſie vermuthlich auf der Stelle, wo ehedem das Bild des Swantewith verehrt worden war, die Marienkirche. Am 1. Mai 1118, als an dem Tage, an welchem die heidniſchen Sorben zu Swantewiths Verehrung nach Zwickau gewallfahrtet, ſtellte Biſchoff Theoderich zu Naumburg, zu deſſen Sprengel der Gau Zwickau gehörte, die Urkunde über Beſtätigung der Stiftung aus. (Die Beſchreibung der Marienkirche in ihrer jetzigen Geſtalt nebſt der äußeren Anſicht derſelben befindet ſich in Nr. 1. Bd. III. der Saxonia.)

Wie die Kirche zu Plauen (Plawe, Wieſenthal) von Graf Albrecht von Eberſtein auf Dobenau im J. 1122 an der Straße Plawe erbaut worden iſt (ſ. Körber, hiſtor. Nachr. vom Voigtlande, S. 132. ff.), ſo ward dieſe Kirche an der Straße, welche von Plauen, Reichenbach, über den Steinweg in Zwickau und unterhalb Wildbach nach Böhmen führte, gegründet.

Fünfzehn Pfund von dem Zoll, der hier auf der Handelsſtraße erhoben wurde, zwei Hufen Landes in Marienthal, den Zehnten von der Jagd und der Fiſcherei im ganzen Gau ſchenkte Bertha der Kirche, und überwies ſie dem im J. 1114 geſtifteten Kloſter Boſau bei Zeitz. Die Mönche waren ſo eifrig in der Heidenbekehrung, daß die Einkünfte des Kloſters ſich ſchnell mehrten.

Der Biſchoff von Naumburg-Zeitz war das Oberhaupt der Zwickauer Kirche, beſtellte den Gottesdienſt durch einen Vikar, welcher als Pfarrherr die Aufſicht über die Geiſtlichen und den Gottesdienſt führte, während das Kloſter Boſau zu Erhebung ſeiner Einkünfte und Ausübung der Gerichtsbarkeit einen Guardian hielt, der einen beſondern Kloſterhof in Zwickau hatte.

Durch die im Gau ſpäter errichteten Klöſter wurden mehre Kirchen in der Umgegend fundirt, die dann beſondere Parochien bildeten, ſich auspfarrten, jedoch dem Pfarrer zu Zwickau immer noch zinsbar blieben.

Bertha hatte die Voigtei Zwickau an den Neffen ihres verſtorbenen Gatten, Dedo IV., Grafen von Rochlitz, verſchenkt. Allein Kaiſer Friedrich I. zog die Voigtei über Zwickau wieder zum Reich, weil ſie als Reichsmannlehn nicht auf Bertha hätte übergehen, und von dieſer nicht hätte verſchenkt werden können. Auch legte er dem Voigt zu Zwickau den höhern Rang eines Burggrafen bei. Dieſe Burggrafen waren kaiſerliche Beamte, ohne irgend ein Eigenthumsrecht an der Voigtei zu erhalten, und dem kaiſerlichen Oberhofrichter zu Altenburg untergeordnet; meiſtens bekleideten Grafen von Starkenberg dieſe Würde, die ſich, als Inhaber eines Reichslehns, Burggrafen von Starkenberg nannten. Auch gab Kaiſer Heinrich VI. dem Kloſter Boſau das Patronatrecht über die Marienkirche und die Einkünfte in der Zwickauer Pflege zurück, die Dedo IV. und ſeine Söhne ihm entzogen hatten; ihr Untervoigt, Ludwig v. d. Planitz, hatte ſich des Dorfes Marienthal und der Lehn über 22 Hufen Landes, die der Kirche angehörten, angemaßt. Im Jahre 1197 ward vom Kaiſer Philipp die Voigtei Zwickau an Theodor, Dedo IV. des Fetten Sohn, verkauft, ging mit Theodors Tode 1207 auf deſſen Bruder Conrad über, und als mit Conrads Ableben die Rochlitziſche Linie des Hauſes Wettin erloſchen, auf Dietrich II. (den Bedrängten). Dietrich II. löſete das Patronat über die Zwickauer Kirche im Jahre 1212 vom Kloſter Boſau um 250 Mark Silber ein und verlieh es dem Nonnenkloſter zu Triptis, welches nach Zwickau, 1219 aber wieder nach Eiſenberg verlegt ward. Die Kirchen St. Mariä und St. Katharinä in der Stadt Zwickau, ſo wie die St. Moritzkirche in Oeſterwich gehörten dem Kloſter zu Eiſenberg, welches hier eine Curie hatte, Jahrhunderte lang an.

Auch in Zwickau wurde 1231 von Konrad Egerer, dem Beſitzer des Dorfes Oſterwich, ein Franziskanerkloſter errichtet, über welches der Rath Patronatrechte ausübte. Dietrich dem Bedrängten folgte 1221 Heinrich der Erlauchte, dem die kaiſerlichen Kammergüter im Pleißnerlande nebſt Zwickau, Chemnitz und Altenburg von Kaiſer Friedrich II. um 10,000 Mark Silbers verpfändet wurden, als Mitgabe der zweijährigen Tochter des Kaiſers, die mit Heinrichs Sohn, Albert, verlobt ward. Als Heinrich ſich mit ſeinen Söhnen abtheilte, erhielt Albert (der Unartige), Landgraf von Thüringen, dieſen Pfandbeſitz, der ihn unter ſeiner Oberaufſicht ſpäter ſeinem Sohne Heinrich (ohne Land) abtrat; die-

Digitized by Google

ſer ſtarb ſchon 1286 und Albert trat wieder als alleiniger Herrſcher auf. Kaiſer Rudolph von Habsburg erklärte 1273 die drei Städte für ausgeſchloſſen von der Verpfändung, und ermächtigte ſie, unter ſich eine Verbindung zu Erhaltung ihrer Rechte zu ſtiften und keine fremde Obergewalt, als die des Kaiſers und des Reichs, über ſich zu dulden. Kaiſer Adolph von Naſſau übertrug jedoch 1292 den Pfandbeſitz dieſer Beſitzungen und der drei kaiſerlichen Städte, nachdem er ſich zu Zwickau hatte huldigen laſſen, um 10,000 Mark Silber an König Wenceslaus von Böhmen, und in Folge einer abermaligen Verpfändung durch Kaiſer Albert ließ ſich Wenceslaus 1298 huldigen. Nach Kaiſer Alberts Ermordung durch ſeinen Neffen Johann von Schwaben ſetzte ſich 1309 Friedrich I. (der Gebiſſene) in Beſitz des Pleißnerlandes, welches ſein 1307 ermordeter Bruder Dietzmann ſeit 1280 für ſich in Anſpruch genommen hatte.

Schon frühzeitig wird eine eigene ſtädtiſche Verwaltung erwähnt. Der kaiſerliche Burggraf (der Advocatus oder Voigt) führte den Vorſitz im Rath, den ein Bürgermeiſter oder Schultheiß nebſt eilf Rathsherren bildeten. Zwar blieb der Rath dem kaiſerlichen und ſpäterhin dem markgräflichen Voigt untergeordnet, er behauptete jedoch immer ein vorzügliches Anſehen; auch ſtanden zwar die Kirchen der Stadt unter dem Patronat des Eiſenberger Kloſters, nicht aber die Stadt ſelbſt. Von dem Selbſtgefühl des Rathes zeugt es, daß er am Tage Valentini 1407 den markgräflichen Voigt Franz Steuchſing, der früher Rathsmitglied geweſen, dann durch Beſchränkung der Rechte der Stadt und andere Bedrückungen und Verletzungen der Bürgerſchaft ſich vergangen, vor dem Rathhauſe aburtheilen und köpfen ließ. Wohl nahm Markgraf Wilhelm grauſame Rache, er entbot vier Rathsherren nach Meißen und ließ ſie ohne Urtel und Recht unter dem Schloßthor enthaupten. Ein Stein mit drei Schwänen in der St. Afrakirche bezeichnet die Ruheſtätte dieſer Schlachtopfer, Namens Peter Mergenthal, Hans Dittmann, Hans und Stephan Gülden. Kurfürſt Friedrich II. überließ dem Rathe im Jahre 1431 die Gerichte oder den Bann auf 1 Jahr für 80 Schock neue Groſchen, dann 1433 und 1440 wiederkäuflich. Am 22. März 1444 erlangte der Rath für 4000 Mfl. die volle Gerichtsbarkeit und Schriftſäſſigkeit, wie er ſie noch beſitzt. Damit hörte der Vorſitz des Voigtes auf, der Name eines Stadtvoigts ging auf den Vorſitzenden im Stadtgericht über, der aber von nun an unter dem Bürgermeiſter ſtand.

Der Voigt führte nun den Titel Amtshauptmann und hatte ſeine Jurisdiction außer der Stadt, wie denn Veit von Schönburg, damals Amtshauptmann, am 28. Juli 1455 den Reiſigen Kunzens, Jahn Schweinitz, hängen und den Koch Schwalbe hier mit glühenden Zangen zwicken und viertheilen ließ. Der trüben Zeiten ungeachtet nahm der Wohlſtand der Stadt zu, und der Rath kaufte nach und nach anſehnliche Beſitzungen, ſo die Herrſchaft Wieſenburg, das Patronatrecht über Kirche und Schule zu Bielau, Marienthal und Weißenborn, 1338 das Gut Oſterwich, 1421 erhielt er vom Kurfürſt Friedrich den Streitbaren darüber die volle Lehn nebſt den Obergerichten, daher das Zwickauer Gericht ſich von nun an „Voigtei, Stadtgericht und Oſterwich Schultheißgericht" nannte, und 1492 ein beſonderes Gerichtsſiegel annahm. Allem Anſehen nach wurde das Dorf ganz zur Stadt geſchlagen, der frühere Beſitzer Conrad Egerer wurde Rathsmitglied, und ſo rechtfertigt ſich die Sage, daß Zwickau früher bis an das Dorf Pöllwitz gereicht habe. Das Dorf Oſterwich ging mit der Zeit, wahrſcheinlich im Huſſitenkriege, ein, der Name verſchwand, die Grundſtücke wurden zu Stadtfeldern gemacht, die Kirche des Dorfes aber, dem St. Moritz geweihet, behielt in ihrem Sprengel den äußerſten Theil der ſogenannten untern Vorſtadt, die Dörfer Pöllwitz und Eckertsbach. Der vormalige Gau Zwickau hatte ſich aufgelöſet und war in verſchiedene Beſitzungen getheilt, ſo hatte der Rath ſelbſt noch im 16. Jahrhundert die Lehn über die Kirche in Bockwa, obſchon das nahe bei Zwickau gelegene Dorf Schedewitz (Scheidedorf) die Gränze des alten Voigtlandes geweſen zu ſeyn ſcheint, indem Johann von Wildenfels, ein voigtländiſcher Vaſall, dieſes Dorf als ein meißniſches Lehn beſaß und 1322 dem Kloſter Grünhain verkaufte. Auch muß das Voigtland ſich früher bis nahe an Zwickau gezogen haben, da der in Plauen zu erhebende Waarenzoll bis an Zwickau reichte, hier aber aufs Neue erlegt werden mußte, die an dieſer Straße gelegenen Dörfer, z. B. Planitz, Schönfels, Lichtentanne, auch gar nicht zum Gau gehörten, das Dorf Neumark aber eine neue Gränze des Voigtlands bezeichnete. Nicht unwahrſcheinlich iſt es, daß erſt in der Nähe der Stadt bei der Marienkirche der Grenzzoll erhoben wurde, und daß das alte Sprichwort in Bezug auf den nahen, an der Heerſtraße gelegenen Gottesacker Grund hatte: „Die Zwickauer ſterben im Oſterlande und werden im Voigtlande begraben." Freilich iſt das gegenwärtige Weichbild der Stadt ſo ganz anders, daß Behauptungen dieſer Art immer ihre Schwierigkeiten behalten. Ob nun gleich die Stadt auf ihr Weichbild beſchränkt wurde: ſo erhielt ſie doch, gleich andern Städten, im Jahr 1350 den Bierzwang, das Handwerksrecht und behielt die freie Flöße auf der Mulde und das Stapelrecht in der Stadt (Vergl. Chron. I. S. 216). Bei der Annahme, daß Oſterwich eine Vorſtadt bildete, rings umher wieder einzelne Häuſer und Güter in einiger Entfernung ſtanden, die Feſtungswerke und mehrere Gaſſen der Vorſtadt einen weiten Raum bildeten, muß man doch die eigentliche Stadt auf den Raum von jeher beſchränkt ſich denken, welchen ſie in ihren Ringmauern und Thoren noch jetzt einnimmt, denn die Stadtmauern waren zur Feſtung unentbehrlich und bildeten mit der Burg eine Schutzwehr der Stadt ſchon ſeit dem 11. Jahrhundert. Das Browenthor (*Frauenthor*) und das Trenktor (*Tränkthor*) kommen ſchon in einer Urkunde von 1284 vor. Außer dem *Franziskanerkloſter*, in welchem gegen 80 Mönche und eine Anzahl Nonnen vom St. Clara-Orden hauſeten, hatte das Kloſter Grünhain wegen ſeiner vielen in der Nähe von Zwickau gelegenen Beſitzungen in der Stadt eine Curia oder einen Kloſterhof, deſſen Guardian über die Kloſterunterthanen die Gerichtsbarkeit übte und die Zinſen erhob, auch 1489 einen Stock oder ein Gefängniß in dem Grünhainer Thurme anlegte, in der Stadt ſelbſt aber keine weitere Gerichtsbarkeit übte. Es waren ferner in Zwickau 5 *öffentliche Bethäuſer* oder *Beguinereien*, auf dem Kloſter am Frauenthor, am Nicolaiplatz, beim oberen Thor, und im Grünhainer Hofe. Die Beguinen (Begginen, Beghinen, Be-

Digitized by Google

IV. 2. 6

Die Katharinenkirche in Zwickau.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Hohnstein.

gutten) wohnten auch hier in einem gemeinſchaftlichen Hofe oder Hauſe, nährten ſich durch Arbeit, beſonders vom Weben, ſtanden unter ihrer Priorinn und einem Weltprieſter, in polizeilicher Hinſicht unter der Obrigkeit, hatten zwar das Klostergelübde, konnten ſich aber verehelichen und ausſcheiden. Es waren ihrer 50 Betſchweſtern, außer dieſen aber auch 100 männliche Beguinen. Zur Zeit der Reformation ſcheinen ſie in einem Hauſe unweit des Kloſters gemeinſchaftlich gewohnt zu haben. Dieſen Beguinereien ſo wie andern geiſtlichen Ordensverwandten, davon ſich Viele hier, beſonders auch in dem Grünhainer Hofe und in der jetzigen Neugaſſe, die deshalb ehedem Ordine hieß, angeſiedelt, war die St. Nicolaikirche in der Nähe des Tränkthors geeignet, welche ſchon 1322 vorkommt und eben ſo, wie das Grünhainer Kloſter ſelbſt, dem heiligen Nicolaus als dem Schutzpatron in Waſſersnoth gewidmet war. Der Gottesdienſt in dieſer Kirche, welche keine beſondere Parochie bildete, mit dem Jahr 1530 aber ganz geſchloſſen wurde, und deren Ruinen gegen Ende des 17. Jahrhunderts verſchwanden, wurde vom Pfarrer oder Pleban ſelbſt beſorgt.

(Beſchluß folgt.)

Hohnſtein.

Jeder, der die Baſtei verläßt, wird es ſicher mit ſchwerem Herzen thun; er fürchtet, während ſeiner ganzen Reiſe durch die ſächſiſche Schweiz nichts Schöneres zu ſehen, und zum Theil hat er Recht, denn das Romantiſche, das ſich hier in ſo lieblichen und doch ſo grotesken Formen dem Auge zeigt, findet er auf ſeiner ganzen Wanderung nicht wieder in ſolchem Verein. Darum ſagt er auch, ſteht er unten am Fuß der Elbe, noch einen Blick hinauf auf die Höhe werfend, der reizenden Baſtei ein trauriges Lebewohl, und tritt mit dieſem Gefühl ſeine fernere Wanderung an.

So ſchön und maleriſch ſich auch der Strom durch Felſen windet, ſo ſehr auch die Menge von Schiffen das ganze Bild der Landſchaft belebt, ſo zieht es doch den Wanderer nach den Felſen, und den von reißenden Waldbächen durchſtrömten ſchroffen Thälern. Bald ſieht man ihn links den Amſelgrund betreten, und an den ſteilen Ufern des Grünbaches, der bald rauſchend über, bald verborgen unter Felſen dahin rollt, die Höhe hinauf klimmen. Hohe Felswände, oft ſo ſenkrecht, als habe der Meißel ſie geformt, oft ſo nah an einander ſich drängend, daß der Wanderer ſich täuſchend glaubt, der Weg ſey ihm verſchloſſen, bilden hier eine romantiſche Schlucht. Von einzelnen Birken, Tannen und Buchen, die aus den Felsſpalten emporſchießen, bewachſen erſcheinen die Felswände mit ihren grünen Flechten dem Auge gar maleriſch, und das Thal bildet ein wildes, und doch nicht unangenehmes Ganze. Bald kommt man an einen Ort, wo ſich hohe, von Diſteln und Geſträuch bewachſene Felſen vor unſerm Blick erheben, und das Thal zu ſchließen ſcheinen; rauſchend ſtürzt ſich hier 30 Fuß hoch der Grünbach in die Tiefe, was beſonders, wenn ein Regenbogen am Himmel ſteht, einen herrlichen Anblick gewährt, leider aber nur bei günſtigem Waſſerſtande der Fall ſein kann; ſonſt müſſen die oben angelegten Schleuſen, oder die Teichſchleuſe des Müllers zur Stärkung des Falles mit aufgezogen werden. Hinter dem Waſſerfall iſt eine 10 Fuß hohe und 5 Fuß breite Oeffnung, die zu dem berühmten und ſelbſt ſchon beſungenen Amſelloche, einer tiefen Höhle, führt. Wenn man im Hintergrunde der Höhle Kienhaufen anzündet, deren flackerndes Feuer hinter dem Waſſerfall in ſonderbarem Farbenſpiel erſcheint, ſo erhebt dieſer Anblick noch das Magiſche dieſes wirklich ſchönen Bildes. Doch bei trockener Witterung verliert dieſer Fall ganz ſeine Schönheit und ſeinen Werth.

Wenn wir von hier die Höhe hinauf ſteigen, führt ein ſteiler Pfad uns links über das Amſelloch hinaus, und wir wandern dann längs des Baches hin, wo der Felſengrund immer anmuthiger, immer freundlicher wird. Das Ufer des Baches wird grüner und üppiger, man ſieht hier ſchon eine vermehrte Vegetation, ſo daß der Weg bis zur Lochmühle ein gar freundlicher zu nennen iſt. Dort angelangt ſehen wir die Häuſer des Dorfes Rathewalde auf ſteiler Höhe über uns, und befinden uns bald bei dieſem Amtsdorfe, das des Sehenswerthen nur wenig bietet. Darum verlaſſen wir es auch nach kurzem Aufenthalt, und ſetzen unſere Wanderung nach dem nahe vor uns liegenden Hohnſtein fort. Doch können wir von hier uns unmöglich auf der Chauſſée von Lohmen auf geradem Wege dahin begeben, wir müſſen noch erſt den ſeitwärts liegenden Hockſtein beſuchen, der wahrſcheinlich ehedem eine Warte der Burg Hohenſtein war. Zu der Spitze des Felſenthores, auf welcher allem Anſchein nach die Warte ſtand, konnte man ſonſt nur durch das beſchwerliche Erklimmen des Berges gelangen, jetzt aber gelangt man zum kleinen und großen Hockſtein auf ſehr bequeme Weiſe, durch zwei, über einen 75 Ellen tiefen Abgrund geſchlagene Brücken, welche bis an die 20 Stufen führen, die man noch bis zur Kuppe des Berges zu ſteigen hat.

Dieſe Brücken verdankt man einem Herrn von Carlowitz, der überhaupt viel zur Bequemlichkeit bei Bereiſung dieſes Theils der Sächſiſchen Schweiz gethan hat, und wohl eine dankbare Erinnerung verdient.

Die Lage des Hockſteins iſt dadurch merkwürdig, daß er ganz von dem übrigen Gebirgszuge losgeriſſen und gewiſſermaßen eine Felſeninſel zu bilden ſcheint, die ſich aus üppigem Grün ſtatt aus Fluthen emporhebt.

Eine Burg kann hier nicht ihr Haupt erhoben haben, dazu iſt das Plateau des Berges zu beſchränkt, wohl aber hat ſicher ein Wartthurm mit ſtärkerer Befeſtigung hier geſtanden, denn zahlloſe Löcher und Falze zu Verrammlungen, Haken zum Heraufwinden der Laſten, ſelbſt Reſte eines Waſſerbehälters ſind deutliche Spuren, daß hier Feſtungswerke vorhanden waren.

Die Ausſicht von hier aus iſt beſchränkt, man ſieht nur in das ſchöne Polenzthal hinab, das reizend aber einſam ſich am Fuße des Hockſteins hinzieht, und mit ſeinem friſchen Grün das Auge ergötzt; dann liegt Hohnſtein ganz nahe vor unſern Augen, und die weitere Ausſicht zeigt nur den Pfaffenſtein und den Schneeberg.

Der Rückweg von hier, den Jeder nehmen wird, dem ſeine Kleidung nicht zu lieb, und deſſen Korpulenz nicht zu unförmlich iſt, führt auf dem kürzeſten und pittoreskeſten Wege durch die ſogenannte Wolfsſchlucht in's Thal. Dieſe Wolfsſchlucht iſt eine

Digitized by Google

Felsſpalte, die in mancherlei Krümmungen und mit ſehr ſteilen Stellen ſich um die ganze Felsmaſſe des Hockſteins herunterzieht. Eingeſtemmte Sproſſen und zahlreiche Rammlöcher in den Seitenwänden machen es an den gefährlichſten Orten möglich, hinab und hinauf zu kommen. Am engſten aber iſt der untere Ausgang dieſes ſonderbaren Weges, denn er iſt nur 2 Ellen hoch und 2 Ellen breit, und ſchwerlich würde der von außen Stehende glauben können, daß hier der Eingang zu der Befeſtigung des Hockſteins geweſen iſt, da es faſt unglaublich ſcheint, wie ein Geharniſchter ſich hierdurch den Weg hat bahnen können. Nur dann iſt es möglich, wenn man annimmt, daß Rüſtung und Waffen oben geblieben, und die Wacht ohne dieſelben hinauf und herunter gekommen iſt.

Vom Fuße des Hockſteins führt ein Fußſteig zu der im Polenzthal angenehm gelegenen Hohnſteiner Amtsmühle, wo man noch ein großes ausgemaltes Zimmer findet, in welchem vor alten Zeiten die hohen Herrſchaften banquettirten, wenn ſie von dem Lachsſtechen am Borsdorfer Mühlgraben zurückkehrten. Dieſes Vergnügen beſtand nämlich darin, die in gezimmerte Behälter aufgefangenen Lachſe nach der Streichzeit mit zackigen Gabeln zu ſtechen und zu fangen. Wie mögen die alten Herren bei dem Mühlengeklapper, an großen eichenen Tiſchen, den zinnernen Krug mit Eimbecker Bier, den ſilbernen Pokal mit altem Landwein gefüllt, ſich gütlich gethan haben! Der größte Lachs, der hier aufgetragen wurde, ward mit dem größten Pokal bewillkommt, und ſicher fehlte es dem guten Fiſch nicht an Flüſſigkeit, um darin noch tüchtig ſchwimmen zu können. Jetzt hat dies Vergnügen ganz aufgehört. Durch mancherlei Umſtände hat auch dieſer Theil des Fiſchfanges ſehr abgenommen, Lachſe ſind in hieſiger Gegend ſo rar geworden, daß das Geſinde nicht mehr in ſeine Contrakte ſetzen zu laſſen braucht, die Herrſchaft dürfe ihm nur 2 Mal höchſtens die Woche Lachs zur Koſt geben.

Von dieſer freundlich gelegenen Mühle kann man auf der Chauſſée auf ziemlich bequemem Wege bis nach Hohnſtein gelangen, jeder ſchauluſtige Wanderer aber wird es vorziehen, den wirklich höchſt angenehmen Fußſteig den Berg hinan zu klimmen, der dicht bei der Brücke nach der Kirche des ſonderbar gebauten Städtchens Hohnſtein führt.

Durch enge, oft in Felſen gehauene Straßen, die gemeinhin nur an einer Seite eine Häuſerreihe bilden, gelangt man endlich auf den Platz vor dem Schloß, von wo aus man die zerſtreuten Häuſer des Städtchens und das Schloß von der Seite der Brücke überſehen kann. Auf einer rampenähnlichen Brücke, die in früherer Zeit gewiß über den tiefen, jetzt ausgefüllten Abgrund gegangen iſt, gelangt man in's Schloß. Der kleine Vorhof hat ſchon etwas eigenthümlich Charakteriſtiſches, denn er iſt ein roher unebener Felſen, der oft auf der einen Stelle 3 bis 4 Fuß höher iſt, als auf der anderen, und an welchem Menſchenhand wohl nie etwas gethan hat. Er führt zu drei Schlöſſern, zu dem vorderen, wo jetzt die Wohnung des Amtmanns iſt, zu dem mittleren, beträchtlicheren, welches aber größtentheils der Blitz ruinirt hat, und deſſen einzelne Zimmer auch noch bewohnt werden, und zu dem hinteren, der Klettenburg, dem eigentlichen Schloſſe, das ſeinen Namen von dem Goldmacher Freiherrn von Klettenberg erhalten hat. Mitleid erweckt das Schickſal dieſes Mannes immer, ſelbſt wenn er Andere, und nicht, wie in damaliger Zeit ſo viele Adepten, ſich ſelbſt betrog und mit falſchen Hoffnungen ſich ſchmeichelte. Er verſprach dem Kurfürſten Auguſt II. zu ſeinen Verſchwendungen das nöthige Geld zu machen, wodurch das Gold aus dem kurfürſtlichen Seckel wohl theilweiſe in den ſeinen gefloſſen ſeyn mochte; dies war ſtrafbar, verdiente aber doch keine ſo harte Züchtigung. Aber warum ſchenkte der Kurfürſt dieſem Manne ſein Vertrauen? warum trauten ihm die kurfürſtlichen Räthe, und hofften, durch ihn reich und glücklich zu werden? Und da der Mann ſich getäuſcht ſah, oder vielmehr ſeine Kraft, Andere zu täuſchen, aufgehört hatte, traf ihn doch gewiß ein zu hartes Loos. Er wurde lange hier in ganz engem Gefängniß gehalten, und dann nach dem Königſtein abgeführt, wo ihm zuletzt der Kopf abgeſchlagen wurde.

Der Anblick eines Staatsgefängniſſes in damaliger Zeit muß furchtbare Empfindungen in der Bruſt eines fühlenden Menſchen erweckt haben. Hier, wo oft Günſtlinge und Betrüger, von ihrer Höhe herabgeſchleudert, einem traurigen Ende entgegenſchmachteten, iſt der Wechſel der Dinge recht auffallend ſichtbar. Wie viele Höflinge ſind wohl, als die Gräfinn Coſel dort gefangen ſaß, ſtolz an der Klettenburg vorübergegangen, wie viele, die noch vor Kurzem in ihrem Vorzimmer ſtanden, und um einen gnädigen Blick der Allmächtigen buhlten? — Da verſtößt der Herrſcher die Favoritinn, und alle die kriechenden Schranzen, alle die Hofleute, die durch das Vorwort der Maitreſſe reich und angeſehen wurden, wenden ihr den Rücken; alle erſchlichene Wohlthaten ſind vergeſſen, aber die Unglückliche, der man nur Schuld geben konnte, die Macht gemißbraucht zu haben, die ihr der Monarch Jahre lang in die Hände legte, ſie wird durch ewiges Gefängniß beſtraft, ihre Kreaturen aber ziehen an dem Wagen der neuen Siegesgöttinn, und bereichern ſich von Neuem durch dieſen Kanal.

So bleibt mir immer die Gräfinn Coſel eine traurige, bemitleidungswerthe Erſcheinung. In der Nähe Dresdens, des Schauplatzes ihrer Macht und ihrer Freude, früher von Schloß zu Schloß, von Feſt zu Feſt herumziehend, Herrinn aller Genüſſe eines ſybaritiſchen Lebens, wird ſie bald darauf von Gefängniß zu Gefängniß herumgeſchleppt, bis ihr endlich in Stolpen Ruhe gegönnt wird, und Niemand, auch nicht Eine ihrer früheren Kreaturen, ſich um ſie bekümmert; ſelbſt der Tod iſt grauſam, er läßt ſie lange ihr Elend fühlen. —

(Beſchluß folgt.)

Hierzu als Beilagen:

1) Hohnſtein. 2) Schloß Oſterſtein. 3) Die Katharinenkirche in Zwickau.

Verlag von Eduard Pietzſch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Digitized by Google

Digitized by Google

Südliche Anſicht von Weimar.

Digitized by Google

SAXONIA.

Muſeum für ſächſiſche Vaterlandskunde.

№ 3. Jeden Monat erſcheinen 2 Lieferungen. IV. Bd.

W e i m a r.

Die Reſidenz des Großherzogs von Sachſen-Weimar liegt in einer lachenden, fruchtbaren Gegend. Hügel umziehen ſie, bedeckt mit Büſch und Wald und langen Streifen angebauter Felder. Auf der einen, der Nordſeite, ſtreckt der Ettersberg ſich hin, ſich allmälig bis zu einer Höhe von 1266 par. Fuß erhebend; ſein breiter, waldbedeckter Rücken gilt ſchon von Weitem als ein Merkzeichen von Weimars Lage. Ihm gegenüber, nach Südweſten, liegt der weniger hohe Gelmerodaer-Berg, von einem auf ihm liegenden Dorfe ſo genannt; beide faſſen mit ihren Verbindungshügeln die Stadt ein, nur getrennt durch das anmuthige Thal der Ilm, die, ein kleiner grüner Fluß, rauſchend und von Büſchen umkränzt, ihren raſchen Lauf von Süden an Weimar vorbei nach Nordoſten nimmt und acht Stunden weiter von der ruhigeren Saale aufgenommen wird. Weimar ſelbſt iſt ein heiteres freundliches Städtchen von etwa 1000 Häuſern, das auf jeden Fremden einen recht angenehmen Eindruck macht. Nur im Spätherbſt und Winter ſtellen ſich die Straßen, beſonders der innern winklichen Stadt, minder freundlich und ſchmutzig dar. Die äußern Straßen und Plätze, beſonders der Karlsplatz und die Marien-Straße, ſind in ungezwungener Regelmäßigkeit und ungeſuchter Einfachheit gebaut, und gewähren einen günſtigen Geſammteindruck. Der letztern fehlt freilich ein gutes Pflaſter, während jener, ein großer freier, von netten Häuſern umgebener Platz, der Stadt mit ſeinen Kieswegen und Akazienalleen zur beſonderen Zierde dient.

Durch breite offene Straßen ſtehen mit ihm in Verbindung, theilweis von ihm aus ſchon geſehen, die Bürgerſchule, das großartige, von Bertuch geſtiftete Landesinduſtrie-Comptoir nach der einen Richtung hin, nach der entgegengeſetzten aber das Theatergebäude auf einem freien, anſprechenden Platze, in deſſen Nähe Wielands Haus. Von hier aus führt die freundliche baumbepflanzte Esplanadenſtraße mit Schillers grünem Häuschen nach dem Plane, an deſſen oberem Theile man ſchon Göthes Haus erblickt. Die Plätze der innern Stadt, für die Märkte beſtimmt, ſind klein und unregelmäßig. Das Rathhaus mit ſeinem verzierten Giebel auf dem Buttermarkte wird von Kunſtkennern als das ſchönſte Haus Weimars angeſehen, hat jedoch durch einen Brand vor Kurzem ſo bedeutend gelitten, daß wahrſcheinlich die Nützlichkeit über das Alterthum ſiegen und der Markt durch Wegnahme wenigſtens des vorſpringenden Theiles um ein Anſehnliches vergrößert, ja wohl auch verſchönert werden wird. Ihm gegenüber ſtehen das Stadthaus und zwei Häuſer, die von Lukas Cranach und ſeinem Bruder gebaut und verziert worden ſind. Auf dem andern Markt befindet ſich die Stadtkirche mit großem Schieferdach und zwei ſpitzen Thürmen, vom Dach aus ebenfalls mit Schiefer gedeckt. Das Innere derſelben zeichnet ſich durch mehre Grab- und Denkmäler aus; beſondere Erwähnung verdienen das Grab des Kurfürſten Johann Friedrich und ſeiner Gemahlinn Sybilla, das mit einem Geländer umgeben und mit einer metallnen Platte bedeckt iſt, vor dem Altare die Gräber und Monumente der Herzoginn Anna Amalia und ihres Bruders, des Herzogs von Braunſchweig Oels; neben dem Taufſtein das Grabgewölbe Herders mit einfacher Platte, auf welcher man die Worte: „Licht, Liebe, Leben" lieſt. Eine beſondere Zierde iſt das Altargemälde von Lukas Cranach, den Erlöſer am Kreuz vorſtellend, auf welchem der Maler ſich ſelbſt und Dr. Luther ſinniger Weiſe abgebildet hat. — Neben der Kirche ſteht das von Wilhelm Ernſt erbaute Gymnaſium, und hinter beiden weg ziehen ſich eine Menge Häuſer für Geiſtliche und Lehrer hin, unter denen das bedeutendſte die Generalſuperintendentur iſt, einſtens die Wohnung Herders und jetzt Röhrs. Vom Töpfermarkt aus kann man durch die Vorwerksgaſſe ſchon das Reſidenzſchloß ſehen, das dreimal durch Brand verheert worden iſt, das erſte Mal 1424, worauf es Landgraf Friedrich IV. wieder aufbauen ließ, davon noch ein Ueberbleibſel, die ſogenannte Baſtille neben dem Schloßthurm, ein winkliches Gebäude, zu ſehen iſt. Das zweite Mal brannte das Schloß ab 1618 durch die Verwahrloſung eines Alchymiſten, worauf es von den Herzögen Johann Ernſt und Wilhelm Ernſt wieder aufgebaut und von Letzterem Wilhelmsburg genannt wurde. Der Bau des Schloßthurmes wurde im Jahr 1730 von Ernſt Auguſt vollendet, und die Glocken hinaufgezogen. 1774 wurde das Schloß durch eine dritte Feuersbrunſt eingeäſchert und mit ihm eine bedeutende Bildergallerie vernichtet. Nur der ſchöne Schloßthurm blieb ſtehen. Karl Auguſt ließ es in ſeiner jetzigen Geſtalt wieder aufbauen und Göthe hat den größten Theil an dem Ruhme der geſchmackvollen und prächtigen Einrichtung und Ausſchmückung. Es erhebt ſich auf einer kleinen von Nordoſten aus ſich hebenden Erhöhung, um welche früher die Wallgräben der Wilhelmsburg ſich zogen, in Geſtalt eines nach vorn offenen Vierecks, von welchem jedoch der jetzt regierende Großherzog erſt in neuſter Zeit den linken Flügel vollends ausführen ließ, deſſen Inneres ſeine erlauchte Gemahlinn mit edlem Kunſtſinn durch Neher, Preller und Kaiſer mit Gemälden aus Weimars Geſchichte und Gegenden und aus den Werken der weimarſchen großen Dichter verzieren läßt. Neher hat die Aufgabe, Scenen aus Göthes und Schillers Werken darzuſtellen; das ſogenannte Schillers Zimmer, an welchem er noch malt, beurkundet die Trefflichkeit ſeiner Wahl. Da gleich vom Schloß aus der Park beginnt, ſo hat man auch von hier ſchon eine ſchöne Ausſicht über einen freien Grasplatz und über den Spiegel der Ilm in ſeine Bosquets und Baumgruppen. Links von ihm ab führt eine große ſteinerne Brücke über das glänzende

Digitized by Google

Waſſer in den „Stern" benannten Theil des Parks. Vom Schloßplatz aber gerade aus öffnet ſich ein anderer großer freier Platz, nach dem Fürſtenhauſe und dem zwiſchen Büſchen hervorragenden Bibliothekgebäude anſteigend, der, links von den Bäumen des Parks bekränzt, rechts das gelbe und das rothe Schloß zur Seite hat, welche theilweiſe in ihrer alterthümlichen Geſtalt und Einrichtung, theilweiſe auch in zweckdienlicher und paſſender moderner Ausführung für verſchiedene hohe Behörden, als Kammer, Regierung und Landesdirektion, dienen. Das Bibliothekgebäude dagegen war früher das ſogenannte grüne oder auch franzöſiſche Schlößchen, und wurde zu ſeiner jetzigen Beſtimmung von Anna Amalia eingerichtet und von Karl Auguſt mit einem feuerfeſten Thurme für die Militairbibliothek und die naturhiſtoriſchen Pracht- und Kupferwerke verſehen. — Außer der Stadtkirche hat Weimar noch die Jacobs- oder Hofkirche, ſchon 1168 eingeweiht, 1712 aber abgebrochen und wieder aufgebaut. 1815 erhielt ſie ihre jetzige einfache aber geſchmackvolle Einrichtung auf Großherzogl. Koſten. Sie ſteht auf dem ſogenannten alten Gottesacker, der nicht mehr im Gebrauch iſt, ſich aber durch verſchiedene merkwürdige Grabmäler auszeichnet, ſo durch das Grab Lukas Cranachs mit deſſen Bild in Stein gehauen, um welches die merkwürdige Inſchrift „pictor celerrimus;" durch das des hieſigen Volksdichters Muſäus, mit deſſen Bruſtbild ebenfalls in Stein, das Bode's, des bei Auerſtädt tödtlich verwundeten Generals Schmettau mit großem Denkmal, und mehrer Anderer. Auch Schillers Gebeine lagen daſelbſt lange Zeit unkenntlich im ſogenannten Kaſſengewölbe, ſind aber jetzt in der Fürſtengruft mit beigeſetzt, die in dem neuen Friedhofe, der im Süden von der Stadt ſich über einen ſanft anſteigenden Hügel ausdehnt, auf deſſen Höhe ſich befindet. Karl Auguſt ließ ſie erbauen, und die früher in den Souterrains des Schloſſes befindlichen Vorfahren darin beiſetzen; darauf folgte er ſelbſt 1828, nach ihm ſeine Gemahlinn Louiſe und 1832 Göthe. So iſt denn dieſes Mauſoleum ein großes geſchichtliches Denkmal geworden. Der Friedhof ſelbſt ſieht wie ein mit Blumen, Kraut und Bäumen üppig bewachſener Garten aus. Neben vielen Andern ruhen noch darauf P. A. Wolf und Hummel; jener begann in Weimar ſeine Laufbahn und war nur zum Beſuch dahin zurückgekehrt, dieſer dagegen beſchloß ſie daſelbſt nach langen Wanderungen in Ruhe. Vom alten Gottesacker iſt hierher auch das erſte, von Hufeland 1792 gegründete, Leichenhaus verpflanzt worden, eine Muſteranſtalt. Weimar hat noch eine katholiſche und eine griechiſche Kapelle, letztere für die Großherzoginn, eine ruſſiſche Kaiſertochter.

Gehen wir nun zu den öffentlichen Anſtalten für Kunſt, Wiſſenſchaft und allgemeine Bildung über, ſo erblicken wir faſt überall das ſegensreiche Wirken Karl Auguſts und ſeiner edlen Mutter Anna Amalia. Das Gymnaſium verdankt jenem beſonders ſeine jetzige Einrichtung, indem er die Bürgerſchule von ihm trennte und ihr 1825 ein eigenes Gebäude errichtete, mit welcher eine Freiſchule und das Schullehrerſeminarium verbunden ſind. 1820 iſt eine Taubſtummen- und Blinden-Unterrichtsanſtalt unter dem Lehrer Vollrath errichtet worden, die einen gedeihlichen Fortgang hat, 1838 eine Realſchule von Lorey, die, vom Staat unterſtützt, einmal bedeutend werden kann. Ferner ſind in den letzten Jahrzehnten Vereine entſtanden für Landwirthſchaft, Blumiſtik und Gartenanlagen, und ein Gewerbverein, die ſich des beſondern Schutzes des Geheimen Rath Schweitzer zu erfreuen haben. Eine Zeichnenakademie, 1782 durch Göthe eröffnet, und bis zu ſeinem Tod unter ſeiner Leitung und ein Gegenſtand ſeiner beſondern Vorliebe, hat zu Direktoren die namhaften Männer Kraus, Meyer (der bekannte Freund Göthes) und Schorn gehabt, welcher letztere ihr noch vorſteht. Zöglinge beider Geſchlechter können unentgeltlich Antheil nehmen, und für jedes ſind 3 beſondere Klaſſen eingerichtet, von denen zwei in dem ſogenannten Jägerhauſe, die erſte aber in der Behauſung des Direktors. Alljährlich werden Ausſtellungen für die Zöglinge veranſtaltet, an denen auch auswärtige Künſtler Theil nehmen können. Neben dieſer rühmlichen Anſtalt beſteht eine Gewerkſchule für ſich zu Gewerken ausbildende junge Leute beſonders eingerichtet, unter Schutz und Aufſicht der Oberbaubehörde, namentlich des Oberbaudirektors Coudray, der große Verdienſte um ſie hat, ſo wie auch eine Bildergallerie.

Ganz beſonders hervorzuheben iſt die Bibliothek, nicht allein als eine bedeutende Sammlung von Büchern in allen Fächern, und wegen ihrer höchſt zweckmäßigen Anordnung, ſondern auch wegen der vielen Denkmäler, die in Gemälden und Büſten in Marmor und Gips den bedeutenden Männern, die in Weimar gelebt und gewirkt haben, daſelbſt geſetzt ſind. Hier ſind die Ahnen des Großherzoglichen Hauſes, Herzöge und Kurfürſten, gemalt von Lukas Cranach und und andern Künſtlern, Anna Amalia und Karl Auguſt in verſchiedenen Stadien des Lebens in Oel gemalt, in Marmor gehauen und in Gips geformt; ſo auch Göthe als Jüngling, Mann und Greis, unter andern ſeine coloſſale Büſte von dem franzöſiſchen Meiſter David; Schiller von Dannecker; Herder, Wieland. Der große Bibliotheksſaal hat drei Abtheilungen über einander, von denen die beiden obern als Gallerien rings herum laufen; in den untern Gewölben des Gebäudes befindet ſich das Archiv, in einem neuen Nebengebäude eine Sammlung von Kunſtſachen und Antiquitäten, und in einem großen feuerfeſten Thurm, mit beiden in Verbindung ſtehend, die koſtbare Sammlung von naturhiſtoriſchen Pracht- und Kupfer- Werken und die Militairbibliothek. — Die Oberaufſicht führte einſt Göthe, jetzt der Miniſter Schweitzer, unter ihm der Geheime Hofrath Vogel; Oberbibliothekar iſt Hofrath Riemer und Bibliothekar Kräuter (Secretair und Hausfreund Göthes, der zugleich einen zuvorkommenden und unterrichteten Führer in deſſen Hauſe abgiebt).

(Beſchluß folgt.)

Heinrich von Plauen,

Hochmeiſter des teutſchen Ordens.

Die Schlacht von Tannenberg war am 15. Juli 1410 geſchlagen worden. 40,000 Mann vom Heere des teutſchen Ordens und 60,000 Polen deckten den Wahlplatz, die Ritter aber mußten dem Könige Wladislaus Jagello den Kampfplatz überlaſſen. Des Ordens Hochmeiſter Ullrich von Jungingen, die Mehrzahl der ober-

Digitized by Google

IV. 3

B a

Heinrich von Planen.

Hochmeister des teutschen Ordens

Digitized by Google

Digitized by Google

ſten Gebietiger und 600 Ritterbrüder waren unter den Gefallenen. Der Orden ſtand verwaiſt, ohne Heer und ohne Hilfe; 220 Jahre hatte er zu Macht und Glück aufwärts geſtrebt, ein Tag erſchütterte ihn in ſeinen Grundfeſten und brach ſeine Kraft. Vier Tage brauchte Wladislaus und ſein Heer, ſich von dem Siege zu erholen, dann erſt brach er auf, die Früchte der gewonnenen Schlacht zu erndten, und dem Orden mit der Wegnahme der Marienburg den letzten Anhalt zu nehmen. Burgen und Städte, Ritter und Bürger ergaben ſich ohne Widerſtand und huldigten dem vielverheißenden Könige; und „nie", ſo erzählt der Chroniſt des teutſchen Ordens, „nie ward in einem Lande von ſo großer Untreue und ſo ſchneller Wandelung gehört."

Das ganze Land ſchien für den Orden verloren, und nirgends ſah man Hilfe. Da trat ein wehrhafter und kühner Ordensritter zur Rettung des erhabenen Ordenshauſes und zum Schutz und zur Befreiung des bedrängten Landes auf, Voigt Heinrich von Plauen. Er ſtammte aus dem edlen Geſchlechte Reuß, welches im Voigtlande und Oſterlande herrſchte; Heinrichs IV. Sohn trat er, als Conrad v. Wallenrod (1390 bis 1394) Hochmeiſter war, in den Orden. Unter deſſen Nachfolger Conrad v. Jungingen wurde Heinrich Ordensſchatzmeiſter, und unter Ullrich v. Jungingen Comthur zu Schwez. Als ſolcher erhielt er den Auftrag, Pomerellen gegen feindliche Angriffe zu ſchützen, während der Großmeiſter ſelbſt gegen Polen zu Felde zog. — Mit Entſetzen vernahm er hier die Nachricht von der Schlacht von Tannenberg, von dem Tode des Meiſters und dem Anzuge der Polen, und beſchloß für Vertheidigung der Marienburg Alles zu wagen. Schon am dritten Tage nach empfangener Kunde zog er mit einer kleinen Schaar treuer Ritter in der Ordensburg ein. Es war unmöglich, die Stadt mit der Burg zugleich zu vertheidigen, Heinrich befahl daher, daß die Speicher in der Stadt geleert, die Vorräthe nach der Burg gebracht, das Vieh und was ſonſt noch dem Menſchen zum Unterhalte und Leben dienlich ſey, in die Räume des Hauſes geſchafft werden ſollte. Hierauf zogen Männer und Frauen, Kinder und Geſinde auf die Burg, und ſahen von den Zinnen derſelben herab die Flammen, welche ihre Stadt in einen Aſchenhaufen verwandelten. Nur die Johanniskirche und das ehrwürdige Rathhaus widerſtanden dem Feuer. Hierauf wurde die Nogatbrücke abgebrochen, welche wegen Mangel an Geſchütz nicht vertheidigt werden konnte, und ſo war man Tag und Nacht thätig, die Vertheidigungsfähigkeit des Haupthauſes zu erhöhen. Die Beſatzung verſtärkte ſich unterdeß durch manchen kühnen Ritter, der aus der Schlacht ein Häuflein der Seinen gerettet oder auf den Burgen zur Wacht gelegen hatte, und einſtimmig erwählte man darauf Heinrich von Plauen zum Statthalter des Ordens. Mit kluger Umſicht vertheilte der neu erwählte Statthalter das geſammte Kriegsvolk, das nicht über 5000 Mann betrug. Die Vertheidigung des Hochſchloſſes, welches zunächſt der Stadt liegt, übernahm er ſelbſt mit 2000 Mann. Mit derſelben Anzahl von Streitern unter dem Ritter Gilmach v. Zepten wurde das Mittelſchloß beſetzt, während die Vorburg von des Statthalters Vetter Heinrich v. Plauen mit 1000 Mann vertheidigt werden ſollte.

Zehn Tage nach der Tannenberger Schlacht erſchien der erſte Kriegshaufe des Königs Wladislaus Jagello; den Polen folgten unter des Großfürſten Befehl die raubgierigen Schaaren der Tartaren und Lithauer, zuletzt langte das Wurfgeſchütz, die Bliden und Büchſen an. Die Belagerung bot manche Schwierigkeit dar. Das Hoch- und Mittelſchloß konnte nur aus größerer Entfernung beſchoſſen werden, da es gegen Mittag durch die noch rauchenden Trümmer der Stadt, gegen Morgen und Mitternacht durch die Burggraben, gegen Abend durch die Nogat geſchützt war. Die Polen übernahmen den Angriff der ſüdweſtlichen Seite, gegen Südoſten lagerten ſich die Horden der Lithauer, an dieſe ſchloſſen ſich die Tartaren an, welche auf's linke Ufer der Nogat übergingen. Von allen Seiten wurde das Geſchütz aufgepflanzt, welches zum größten Theil in der Marienburg gegoſſen, und in der Schlacht von Tannenberg verloren gegangen war. Der Voigt von Plauen aber leitete glücklich und meiſterhaft die Vertheidigung, und ſein Bruder kämpfte ſo tapfer in der Vorburg, daß beide bewieſen, der Löwe in ihrem Wappen ſey kein leeres Zeichen, des Löwen edler Muth wohne in ihrer Seele und des Löwen Stärke in ihrem Arm.

Es bedurfte männlicher Feſtigkeit, um nicht zu verzagen, wenn die Flammen der brennenden Dörfer den Horizont beleuchteten, wenn das Auge, ſo weit es auch von der Burg ſchauen konnte, nur verwüſtete Felder ſah, noch bitterer aber war es, als die Belagerten vernahmen, daß der erſte Prälat des Landes, der Biſchoff von Ermeland, Heinrich Heilsberg v. Vogelſang, ſich den Feinden angeſchloſſen und ihnen willig ſein Stift und ſein Kirchenſilber ausgeliefert habe, wenn ſie hörten, wie die Städte Elbing und Thorn reiche Zufuhren ins feindliche Lager führten, und Danzig ſogar das polniſche Heer durch einen bewaffneten Haufen verſtärkte. —

Schon hatte die Belagerung faſt zwei Wochen gewährt, nirgends war Hilfe zu erwarten, da glaubte auch Heinrich, daß die Einnahme der Burg unvermeidlich ſey. In Begleitung mehrer Ritter ging er am 1. Auguſt in das Lager des Königs und bat ihn dringend, dem Lande Frieden zu geben. Er bot dem ſtolzen Jagello die Lande Pomerellen und Michelau an, doch dieſer antwortete: „ihm müſſe ganz Preußen gehören, und erſt wenn die Marienburg in ſeiner Gewalt wäre, ſolle er um Gnade für ſich und die Andern flehen." Dieſer Hochmuth erweckte in Heinrich den angebornen Stolz. „Herr König," ſprach er, „iſt das Euer Gnaden letztes Wort? Habt Ihr kein günſtigeres in Eurer Bruſt? dann gehe ich in die Burg zurück, Gott und die heilige Jungfrau wird uns retten, der Plauer aber wird nimmermehr aus Marienburg weichen." Ein Büchſenſchütze, der die letzten Worte vernommen, richtete eine Steinbüchſe gegen das Mutter-Gottesbild an der St. Annen-Kapelle, aber die Büchſe ſprang, und raubte dem frevelnden Schützen das Augenlicht.

Dies Ereigniß machte bei dem Aberglauben damaliger Zeit einen mächtigen Eindruck auf das Belagerungsheer, der bald durch mancherlei Mißgeſchick verſtärkt wurde. Es gebrach dem zahlloſen Heere an Lebensmitteln und Fourage. Dieſer Mangel, unerträgliche Sonnenhitze, eine fürchterliche Menge Ungeziefer, und bedeutende Anſtrengungen bei den häufigen Ausfällen erzeugten bald unter Menſchen und Pferden Seuchen, die viele Opfer wegrafften. Doch was die Gewalt im offnen Kampfe nicht vermochte, das ſollte Liſt und Verrätherei vollbringen. Ein Die-

Digitized by Google

ner des Statthalters wurde beſtochen, und befeſtigte an einem Fenſter des großen Remters nach der Nogat zu eine rothe Mütze, als in dieſem Saale der Statthalter mit ſeinen Rittern verſammelt war. Jenſeits der Nogat wurde eine gewaltige Donnerbüchſe auf das verrätheriſche Zeichen gerichtet, um den Granitpfeiler, auf welchem das Gewölbe des Remters ruhete, zu zertrümmern, und ſo den Statthalter mit ſeinen Rittern unter dem zuſammenſtürzenden Gewölbe zu begraben. Der Schuß indeß fehlte die Säule um einige Zoll, und noch heutigen Tages ſieht man die ſteinerne Kugel in der gegenüber liegenden Wand über dem Kamin. — Beſſer glückte es dem Statthalter, einen alten Ordensbruder mit 20,000 Dukaten in Wechſeln und mit Briefen durch das Lager der Feinde nach Teutſchland zu entſenden, um dort dringend um Hilfe aufzufordern und Söldner zu werben. Bald darauf gelangten Briefe vom König Sigismund von Ungarn in die Burg, worin er die Vertheidiger Marienburgs ermahnte, ſich ferner tapfer zu halten, da er mit Heeresmacht herbeieilen werde, das Ordenshaus zu entſetzen. Erſt der Klang der Trompeten und Poſaunen, welche von den Zinnen der Burg herab in's feindliche Lager ſchallten, ließ den König dieſe Kunde ahnen, und zu gleicher Zeit erhielt er Nachricht von dem Anzuge des Marſchalls von Liefland, Conrad v. Wittinghof. Zwar ſchickte er den Großfürſten Witold dem Entſatzheere entgegen, doch dieſer kehrte an der Poßarge wieder um, da er aus Neid gegen den König den völligen Untergang des Ordens nicht wünſchte. Ja auf Zureden erlaubte der König ſogar dem Hochmeiſter von Liefland, durch das feindliche Lager hindurch auf die Marienburg zu gehen, um vorgeblich den Statthalter zur Uebergabe zu bewegen.

Hierauf ließ der König dem Orden den Frieden anbieten, um den früher Heinrich gebeten hatte, doch dieſer antwortete: „Saget Eurem Könige, daß ich nur damals jene Bedingung für ihn hatte. Lebend kann ich ihm das Haus nun und nimmermehr übergeben." (Beſchluß folgt.)

Die Stadt Zwickau,

hiſtoriſch und topographiſch geſchildert.

(Fortſetzung.)

Auch das Franziskanerkloſter, welches der Rath im Jahr 1508 von Grund aus neu aus Steinen erbauen ließ, hatte neben einer Kapelle, welche erſt im Jahr 1837 weggeriſſen worden iſt, eine ſehr ſchöne, lichte und hohe Kirche, in welcher auch Luther im Jahr 1522 gepredigt hat. Der Magiſtrat ließ aber, nachdem die Mönche 1525 das Kloſter verlaſſen, 1536 die Kloſtergebäude und die Kloſterkirche wegreißen, und den ſogenannten Kloſterplatz den Bürgern zu Wohnungen einräumen. Vor der Stadt, in der Nähe der St. Moritzkirche, fundirte im Jahr 1461 Johann Bräutigam die Johanniskirche, welche vom Pfarrer zu St. Moritz beſorgt wurde, ſeit dem Jahre 1632 aber, ſeit der Zerſtörung durch die Kaiſerlichen, wüſte geblieben iſt.

Die St. Margarethenkirche, vor dem Frauenthor am Gottesacker gelegen und mit einem Hoſpital vereinigt, hat einer zu ihr führenden Gaſſe in der Stadt den Namen gegeben, wurde 1547 ebenfalls von den kaiſerlichen Truppen Carls V. eingeäſchert, 1549 wieder erbaut, zu Predigten für die Hoſpitaliten und Dienſtbothen, ſo wie zu Leichenpredigten benutzt, liegt aber ſeit 1632 ebenfalls wüſte.

Die heilige Geiſtkirche, gleichfalls Hoſpitalkirche, vor dem Tränkthor an der Mulde iſt 1327 fundirt, 1524 renovirt, und ward ebenfalls 1634 eingeäſchert. Die Ruinen ſind im Januar 1792 an die Meiſtbietenden um 20 Mfl. verkauft worden. Auch auf dem Rathhauſe gab es eine St. Jacobscapelle, in welcher der Magiſtrat vor jeder Seſſion eine Meſſe hörte. Sie blieb im Jahr 1403, als der übrige Theil des Rathhauſes wegbrannte, ſtehen, verlor aber zur Zeit der Reformation ihre Beſtimmung. Auch vor dem Tränkthor gab es eine beſondere Capelle St. Nicolai; die St. Marienscapelle in der Galgen- oder Töpfergaſſe und die heilige Kreuzcapelle vor'm Tränkthor waren ſchon 1446 vorhanden. Sie alle wurden 1536 abgebrochen.

Die Stadt zählte außer den Pfarrern vor der Reformation 44 Meßprieſter. Zu den wohlthätigen Anſtalten gehörten das reiche Hoſpital St. Georgen- und Margarethen vor'm Frauenthor, das St. Johannishoſpital an der Parochie St. Moritz, und das heilige Geiſt-Hoſpital vor'm Tränkthor, deren ſchon in einer Urkunde vom Jahr 1284 Erwähnung geſchieht, und die im 30jährigen Kriege niedergebrannt wurden; ingleichen das Franziskanerhoſpital vor dem Tränkthor über der Brücke, 1520 neu erbaut. Auch gab es mehre Siechhäuſer und Badeſtuben, namentlich in der Badergaſſe.

Die Caland-Brüderſchaft, die ſich in den kleinen und großen Caland theilte, verdient als eine fromme Zwecke fördernde Geſellſchaft beſondere Erwähnung. Geiſtliche und weltliche Perſonen, Fürſten, Ritter und Bürger waren Mitglieder dieſes Vereins, der durch Schenkungen reichlich unterſtützt wurde. Ihm verdankt die Stadt zum Theil ihre Kirchengebäude, und die Stiftung vieler Legate, Altäre und Meſſen, die Errichtung von Badehäuſern und vielen Hoſpitälern. Mit der Reformation löſte ſich die Geſellſchaft auf, und das Eigenthum derſelben wurde vom Rath durch einen Receß 1534 zur Penſionirung der Calandbrüder, zur Beſoldung der Geiſtlichen, Anſtellung eines Syndikus und eines Stadtphyſikus, ſowie zur Erhaltung der Schule und der Hoſpitäler beſtimmt; indeß mochten die Capitalien ſchon in Sicherheit gebracht ſeyn, da der Rath, als er auf geſchehene Weigerung des Calandpropſtes den eiſernen Kaſten der Geſellſchaft mit Gewalt öffnen ließ, in demſelben keine Documente vorfand. Das Calandſtübchen in der oberen Kirche, in welchem ehemals die Brüder an jedem erſten Tage des Monats (in Calendis) zuſammenkamen, und nach Beſorgung ihrer Geſchäfte gemeinſchaftlich ſpeiſeten, und in welchem noch eine Anzahl von Briefen dieſer Geſellſchaft zerſtreut liegt, der dazu gehörige Wein- und Bierkeller unter dem Thurm, das Siegel der Geſellſchaft, ſowie das Altargemälde von Lukas Cranach in der St. Katharinenkirche mit der Ueberſchrift F. K. (Fraternitas Kalendarium) ſind nebſt vielen vorhandenen Urkunden Denkmäler dieſer Geſellſchaft. Als Mitglieder dieſer Geſellſchaft verdienen der Pleban M. Schurtzauff, der Bürger Federangel, der das Carthauſerkloſter zu Crimitzſchau

Digitized by Google

im Jahr 1460 gründete, und Martin Römer genannt zu werden. Römer oder Rhömer war ein geborner Zwickauer; einer ſeiner Vorfahren, vielleicht ſein Großvater, war wohl der räthſelhafte Sebaſtian Römer, aus Crems gebürtig, welcher als armer Reffträger die ſo ergiebige Georgenzeche bei Schneeberg findig machte, den reichen Bergſegen dem damaligen Amtshauptmann zu Zwickau entdeckte, von demſelben unterſtützt mit einem Eſelsfuhrwerke das gewonnene Silber nach Nürnberg in die Münze ſchaffte, ſpäter aber ſich nach Zwickau wendete. Martin Römer, ſchon 1453 Rathsherr, gelangte durch das väterliche Erbgut und die fortdauernde Ergiebigkeit der St. Georgenzeche bei Schlema zu großem Reichthum, beſaß zwei ſelbſterbaute ſtattliche Häuſer in der Stadt, die, ſowie die im Jahre 1479 auf ſeine Koſten erbaute alte Schule noch mit ſeinem Wappen geziert ſind; ließ 1453 den hohen Chor oder Altarplatz der St. Marienkirche anbauen, fundirte 1472 die Horas, vermachte 10,000 Mfl. dem Margarethenhoſpital, und ſtiftete eine Menge andere Legate, wurde im Jahre 1470 in den Ritterſtand erhoben und alsbald 1476 Amtshauptmann, begleitete den Herzog Albrecht nebſt mehren Fürſten, Grafen und Rittern und einigen Zwickauer Rathsherren und Geiſtlichen in das gelobte Land und ſtarb 1483. Sein Freund Hans Federangel, 1471 Bürger, Tuchmacher und Rathsverwandter in Zwickau und ſpäterhin Amtmann in Crimmitzſchau, iſt ebenfalls ein Beiſpiel des Wohlſtandes, Anſehns und der Wohlthätigkeit vieler Zwickauer Bürger. Wie viel ein Zwickauer Bürger galt, beweiſt unter andern Paul Müller, welcher im Jahr 1539 in einem Rechtshandel der Stadt Kaaban in Böhmen Anzündung ihrer Häuſer und des Getraides drohte, und als er damit Ernſt zu machen ſchien, durch Deputirte unter kurfürſtlicher Vermittelung mit 600 Mfl. befriedigt wurde. Im Jahr 1385 geriethen die Bürger mit dem Burggraf Bertholdt, der auf dem Schloſſe zu Frauenſtein reſidirte, und deſſen Leute man beleidigt, geprügelt, ja Einen ſogar erſchlagen hatte, in Streit. Der Biſchoff zu Naumburg that Zwickau in den Bann und verlangte, daß die Bürger in der Stadt eine Capelle erbauen ſollten. Die Zwickauer bauten zwar eine Capelle, riſſen aber dieſelbe alsbald wieder nieder und verfielen abermals in den Bann, wobei Markgraf Wilhelm endlich einen gütlichen Vergleich ſtiftete. Nicht minder überfielen die Zwickauer 1386 das Kloſter in Chemnitz. Tapfer zeigten ſie ſich in verſchiedenen Schlachten, z. B. 1426 bei Auſſig gegen die Huſſiten; daher wurde zu ihrer Uebung und Ermunterung das Bogen- und Armbruſtſchießen ſehr begünſtiget, die Landesherren wie der Rath veranſtalteten oft ſolche Schießen, ſetzten hohe Gewinne aus, und nahmen ſelbſt daran Theil. Die Zwickauer Schützen luden nicht nur die Schützen der benachbarten Städte, ſondern auch Edelleute und Bürger entfernter Ortſchaften ein, zogen aber dagegen von Ort zu Ort, um dieſe Beluſtigungen anderwärts zu genießen. Die Schützengilde, dem heil. Sebaſtian geweihet, hatte in der Pfarrkirche und in der Nicolaikirche einen Altar. Beſonders blühend war im 15. und 16. Jahrhundert das Tuchmacherhandwerk zu Zwickau. Man zählte damals an 600 Meiſter, von denen ſtets Einige Mitglieder des Raths waren. In der Leipziger Taxordnung vom Jahr 1543 wird die Elle Zwickauiſches Tuch noch zu 7—10 Mfl. angegeben. Nicht minder gediehen auch andere Zünfte. Auch Juden wohnten damals zahlreich in der noch jetzt ſo benannten Judengaſſe, wo ſie eine anſehnliche Synagoge beſaßen, die aber 1504 einging, wie denn 1536 und 1543 die Juden Zwickau und Sachſen überhaupt binnen 14 Tagen bei Vermeidung der Confiskation ihres Vermögens verlaſſen mußten.

Eine kurfürſtliche Münzſtätte zu Ausprägung des aus den Bergwerken bei Schneeberg gewonnenen Silbers, wurde 1530 im Schloſſe zu Zwickau angelegt und daſelbſt am 1. Mai dieſes Jahres Geld in ganzen und halben Thalern und in kleinen Münzſorten geprägt. Doch wurde ſchon 1534 die Münze nach Schneeberg verlegt, und die dort geprägten Groſchen hießen Schneber oder Schnieber. Zwar wurde durch den Münzmeiſter Abraham Prelauff aus Dresden in Zwickau um Johannis 1620 eine neue Münzſtätte angelegt, ging aber ſpäter wieder ein. Ein beſonderes Vorrecht aus früher Zeit iſt die freie Holzflöße auf der Mulde, über welche zwiſchen dem Rath und den Rittergutsbeſitzern an der Mulde, deren Beſitzungen die Flöße berührt, insbeſondere den Herrn von Schönburg ein alter Receß abgefaßt war, der aber ſchon im 15. Jahrhundert zu allerlei Streitigkeiten Anlaß gab, obſchon die Stadt immer dieſes Recht ſich erhielt.

Unter ſo günſtigen Verhältniſſen lockte Zwickau nicht nur Künſtler und Kaufleute, ſondern auch Gelehrte an ſich, und mit der Errichtung des Franziskanerkloſters übernahmen die Mönche gewiß auch bald den öffentlichen Schulunterricht. Indeß erhielt die Stadt wohl bald durch den Kaiſer die päpſtliche Bewilligung zu Errichtung einer vom Kloſter unabhängigen Stadtſchule, welche vom Rath auf eigene Koſten begründet und mit Lehrern, welche als wandernde Baccalaurei nebſt ihren Geſellen den Unterricht beſorgten, verſah. Das Schulgebäude unweit der St. Marienkirche brannte 1387 ab, wurde aber, wie es noch beſteht, auf Martin Römers Koſten im Jahr 1479 wieder hergeſtellt. Durch Kurfürſt Friedrich den Streitbaren, bei welchem der dritte Rector und Mitbegründer der Univerſität Leipzig Vincenz Gruner, ein geborner Zwickauer, ſo viel vermochte, erhielt der Rath das Patronat über dieſe Schule, die ſchon damals anfing, eine Vorbereitungsanſtalt für die Univerſität zu werden; der Rath führte nebſt dem Pfarrer die Aufſicht über die Schule, und der Biſchoff zu Naumburg behielt blos das Recht, die Schulinſpectoren zu confirmiren. So kam als ludi magister oder Rector ſchon 1409, vielleicht auf Gruners Empfehlung, Peter von Dresden hierher, verließ aber, als Anhänger der Huſſiten verfolgt, 1420 Zwickau und Sachſen. Erſt 1430 ſcheint man der im Huſſitenkriege ebenfalls hart bedrängten Schule wieder einen Rector geſetzt zu haben, der auch nebſt ſeinen ihm untergeordneten Collegen aus der Kämmerei beſoldet wurde. Die Anſtalt fand viele Unterſtützungen von Seiten ihrer Gönner, und ſchon von 1471—1489 zählte ſie unter dem Rector Ströbel 8—900 Schüler. Der ebengenannte Vincenz Gruner, der berühmte Juriſt Kilian König, die Leipziger Profeſſoren Conrad Thym, Leonhard Schach, D. Polner, Gregor Haloander, Janus Cornarius, der Mönch Paul Lange, Paul Heß, der berühmte Stephan Roth und faſt die meiſten Rectoren aus jener Zeit, empfingen auf dieſer Schule ihre erſte

Digitized by Google

wiſſenſchaftliche Bildung. Um der Schule aufzuhelfen und ihr mehr Wohlthäter zu erwerben, kam man 1520 ſogar auf dem Einfall, wie für das Kirchenweſen, ſo auch zum Beſten der Schule eine Calandbrüderſchaft zu errichten. Eine vom Rector Stephan Roth auf Pergament geſchriebene Urkunde giebt über dieſe Einrichtung, welche mit Einführung der Reformation einging, nähere Auskunft. Wichtiger war die auf des Prof. Petrus Moſellanus Empfehlung erfolgte Berufung Georg Agricola's, der den Geiſtlichen, Lehrern und andern Gelehrten in Zwickau Unterricht in der griechiſchen Sprache ertheilte, die griechiſchen Lehrſtunden in der Schule 1522 eröffnete, und dieſelbe zu einer griechiſch-lateiniſchen erhob, und eine zweckmäßige Schulordnung, welche Rivius bei Einrichtung der Fürſtenſchulen benutzt hat, entwarf. Dieſe Schulordnung beförderte durch eine weiſe Strenge das Anſehn der Schule, die deshalb ſcherzweiſe die Zwickauer Schleifmühle genannt und von Luther 1542 dem Kurfürſten „als ein köſtlich Kleinod in der kurfürſtlichen Krone" empfohlen wurde. Der ſogenannte Grünhayner Hof, ein anſehnliches Gebäude, wurde vom Kurfürſt dem Rath gegen 500 Mfl. mit Einſchluß der Kloſterbibliothek zum Schulgebäude käuflich überlaſſen und 1548 in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt eingeweihet. Rectoren, wie Stephan Roth, Daum, Zechendorf, Clodius, ſowie mehre angeſehne Lehrer, Johann Rivius, Johann Förſter, Reuchlins Schüler, und Lehrer der hebräiſchen Sprache u. A. m. erhöhten das Anſehen einer Lehranſtalt, aus welcher viele gelehrte und angeſehene Männer hervorgingen. Obſchon im 30jährigen Kriege durch Krieg, Peſt und allgemeine Verarmung der Einwohner die Schule ſehr ſank, kaum 20 Schüler zählte, der Rector Daum 1682 nur 182 Mfl. Beſoldung hatte, ſo erhielt doch dieſe Anſtalt, die ſeit Daums Zeiten Lyceum genannt wurde, bis in die neueſten Zeiten ſich immer in Anſehen, und wurde im Jahre 1835 durch Unterſtützung von Seiten des Staats zu einem Gymnaſium erhoben, mit 7 Lehrern und 3 Hülfslehrern verſehen. Im Jahr 1838 faßten die ſtädtiſchen Behörden den Beſchluß, die bisherigen Schulgebäude niederzureißen, und für etwa 40,000 Thl. ein neues Gymnaſialgebäude und neben demſelben ein beſonderes Bürgerſchulhaus aufzuführen. Die Schule iſt mit einer anſehnlichen Bibliothek begabt, welche aus der alten Kloſterbibliothek, den Nachläſſen der Rectoren Roth, Plateanus, Zechendorf, Daum, Gregor Haloander gebildet wurde. In neuerer Zeit ward ſie durch einen großen Theil der Bibliothek des Bürgermeiſter Tobias Hempel 1821, ſowie 1836 durch den Büchernachlaß des Profeſſor Clodius in Leipzig, eines Enkels des verdienſtvollen Rectors Clodius, der ein Münz- und Naturalienkabinet beifügte, vermehrt. Neuerlich aber hat die Bibliothek durch die Sorgfalt und Ordnungsliebe des Conrector Köhler an zweckmäßiger Aufbewahrung, beſſerer Einrichtung ſehr gewonnen, während früher viele Bücher, ſowie das Münzkabinet, diebiſch entwendet worden ſind. Die Manuſcriptſammlung enthält beſonders in den an Roth und Daum eingegangenen Briefen viele für Zeit und Literärgeſchichte intereſſante Autographa berühmter Gelehrter jener Zeit.

Die Einwohner Zwickau's waren nie ſtreng papiſtiſch geſinnt, der Rath ſuchte ſich immer möglichſte Selbſtſtändigkeit in kirchlicher Beziehung zu erhalten, da er die Willkühr und Anmaßung des Plebans, der den Bierſchank über die Stadt ausüben wollte, ſowie die Eingriffe des Kloſters und des Guardian im Grünhayner Hofe in die Gerechtſamkeit der Stadt, ja ſelbſt die Macht des Abts zu Eiſenberg und des Biſchoffs zu Naumburg vielfach zurückwieß und nicht nur über die Stadtſchule das Patronat ausübte, ſondern auch das Patronat über die Zwickauer Kirchen im Jahr 1505 vom Kloſter Eiſenberg an ſich brachte. In Folge dieſes Patronats gelang es dem Rath, freiſinnige Prediger und Lehrer zu ernennen und ſehr bald die Reformation einzuführen. Stephan Roth, der ſein Rectoramt in Zwickau 1520 niederlegte und ſich als Luthers Günſtling und Anhänger nach Wittenberg begab, 1527 aber in ſeine Vaterſtadt als Oberſtadtſchreiber zurückkehrte, leitete eine Verbindung zwiſchen Luther und dem Zwickauer Rath ein. Auf Luthers Empfehlung wurde Thomas Münzer im Jahr 1520 zum Schloßprediger und Pfarrvikar an die St. Katharinenkirche berufen; auf Luthers Rath nahm Nicolaus Haußmann die Einladung nach Zwickau an und trat 1521 in die Rechte des katholiſchen Plebans als erſter evangeliſcher Pfarrer. Haußmann und ſein nächſter College Johann Sylvius Egranus förderten das Werk der Reformation mit Ruhe und Beſonnenheit, während Münzer mit Heftigkeit ſchon in ſeiner Antrittspredigt gegen den Papismus ankämpfte, gegen die ruhiger wirkenden Behörden und Amtsgenoſſen, ſowie gegen alle katholiſch denkende Geiſtliche das Wort erhob, die Gemüther aufwiegelte, beſonders die in ſeiner Gemeinde zahlreichen Tuchknappen und Wollkämmer zum Aufruhr verleitete und im April des folgenden Jahres 1521 die Stadt und das Amt verlaſſen mußte. Er behielt auch ſpäterhin viel Anhänger, beſonders durch Clauß Storch, einen Zwickauer Tuchmacher u. a. m., die als Anabaptiſten berüchtigt ſind und von politiſcher Freiheit und Gleichheit ſchwindelten. Der beſſere Theil der Bürgerſchaft zeigte ſich einer gemäßigten Kirchenreformation geneigt; Gabriel Didymus predigte am Johannistage 1521 mit ungetheiltem Beifall, und im Jahr 1522 beſuchte auch D. Luther ſelbſt die Stadt, predigte mehrmals vor großer Verſammlung, und wirkte gegen die Münzerſchen Unruhen, wie er denn auch für das Kirchenweſen manchen guten Vorſchlag that. Eine Anzahl Zwickauer Bürger hatte 1522 den Grünhayner Hof tumultuariſch geöffnet und überfallen; 1523 leitete der Rath und die Geiſtlichkeit einen gütlichen Vergleich mit den Mönchen des Franziskanerkloſters ein; man ſchaffte mehre katholiſche Gebräuche in den Kirchen ab, theilte am Sonntage Palmarum 1524 zum erſtenmal bei teutſcher Meſſe das heilige Abendmahl unter beiderlei Geſtalt an 20 Communicanten aus, ſchloß am 11. Februar 1525 völlig das Kloſter und die Kloſterkirche, und gab von Rathswegen den Mönchen, welche ſich der Reformation nicht anſchließen mochten, ein Abfindungsquantum und ſicheres Geleite bei ihren Auszuge nach Glauchau. Mit dem Jahr 1525 trat die verbeſſerte Ordnung des Gottesdienſtes völlig ein, man bediente ſich des von Luther verbeſſerten Meßformulars und ſeines Geſangbüchleins, verkaufte 1526 allen überflüſſig gewordenen Ornat und andere Kleinodien, nahm zur Unterweiſung der Mädchen 2 Nonnen als Schulmeiſterinnen an, und ſo wurde durch die erſte Kirchenviſitation

Digitized by Google

1528, noch mehr aber durch die zweite 1533, die Ordnung des Gottesdienſtes, das geiſtliche Aerarium, die Zahl, das Dienſtgeſchäft und die Beſoldung der Geiſtlichen regulirt, 1534 das Calandvermögen völlig eingezogen, 1536 das Kloſtergebäude, die ſchöne Kloſterkirche, ſowie andre Kirchen und Kapellen in und außerhalb der Stadt abgetragen, der Ausbau der St. Marienkirche in ihrer jetzigen Größe und Geſtalt vollendet. Ueber die Abſetzung des Predigers an der Marienkirche, Cordatus, entſtanden zwiſchen dem Rath und Luther Mißhelligkeiten, welche ſpäter zu Torgau durch Vermittlung kurfürſtlicher Räthe ausgeglichen wurden.

So viele Drangſale Zwickau durch Brand, Krieg und Peſt erduldet hatte (ſchon vor dem Jahr 1329 wurden beide Kirchen der Stadt, 1363, 1387 und 1403 faſt die ganze Stadt, die Marienkirche und das Rathhaus, 1430, 1547 und 1632 die Vorſtädte und ihre Kirchen in Aſchenhaufen verwandelt), blieb es doch bis zum 30jährigen Kriege eine von wohlhabenden Bürgern bewohnte, reiche und anſehnliche Stadt, in deren Mauern oft und zu ganzen Monaten der Hof verweilte. Im Jahr 1602 wurde ein beſonderes *Conſiſtorium* für die Ephorien Zwickau, Chemnitz, Plauen und Weyda in Zwickau errichtet, aber 1608 von da nach Leipzig verlegt. Indeß ſeit der erſten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts begann der Wohlſtand der Stadt merklich zu ſinken. Schon 1611 raffte die Peſt an 1100 Menſchen dahin. Während der Belagerung durch Holke wüthete die Peſt in der von den Bürgern vertheidigten Stadt. Die Vorſtädte mit ihren Kirchen und Spitälern gingen in Flammen auf, und bei der Uebergabe mußte die Stadt die Plünderung mit 14,000 Thlr abkaufen. Weniger läſtig als die Kaiſerlichen waren die Schweden, obſchon die Truppen des General Banner 1641 der Stadt 10,000 Thlr. an Verpflegungsaufwand und ebenſoviel an Brandſchatzung koſteten. Kein Wunder daher, daß, da der Reichthum der Familien ſchwand, Handel und Gewerbe ſtockten, die Peſt viele Familien dahinraffte, andere Wohlhabende nöthigte, ſich wegzuwenden, der alte Glanz und Wohlſtand der Stadt völlig unterging, daß viele Häuſer von dieſer Zeit bis in die Hälfte des vorigen Jahrhunderts leer ſtanden, der Rath genöthigt wurde, an den Kurfürſt Johann Georg III. die ſchöne Beſitzung Wieſenburg gegen einen ſehr mäßigen Preiß zu verkaufen, und das reiche Stadtvermögen an Waldungen, Teichen und Grundſtücken zu Wiederherſtellung der eingeäſcherten öffentlichen Gebäude zu verwenden. Auch der Krieg mit Karl XII. und der ſiebenjährige Krieg war mit ſchweren Opfern für die Stadt verknüpft; ſo mußten 1760 die Zwickauer Bürger 40,000 Thlr. und eine Menge Recruten an die Preußen abliefern, viel Einquartierung dulden. Wenn auch in dem franzöſiſchen Kriege die allgemeinen Drangſale durch die weiſe Fürſorge des Bürgermeiſters Ferber weniger drückend waren, und von dieſem Kriege keine Kriegsſchulden auf der Stadt laſtend verblieben: ſo konnte ſich dieſelbe doch von dem früher erlittenen Unglück nicht wieder erholen. Als zweite Kreisſtadt des Erzgebirgiſchen Kreiſes hatte ſie nur noch einen dunklen Schatten früherer Größe, ſtand, da bürgerliche Nahrungszweige, Fabriken, Handel und Künſte in ihren Mauern eben nicht blühten, als wenig belebter, menſchenleerer, geldarmer Ort den Nachbarſtädten nach, und hatte, ſo ſchön und fruchtbar auch die Umgegend iſt, wenig Anlockendes in den alten Ringmauern, in den ſumpfigen Gräben und feſtungsartigen Thürmen, ſowie in den kleinen, alten, unanſehnlichen Häuſern und ſchmutzigen Gaſſen. Doch wie im Leben des einzelnen Menſchen, ſo wechſelt auch in der Geſchichte der Staaten und Städte das Schickſal. Seit etwa 20 Jahren iſt an der Verſchönerung der Stadt und ihrer öffentlichen Gebäude viel geſchehen; ihre Bevölkerung hat mit jedem Jahre zugenommen, ihr altes Anſehen und ihr früherer Wohlſtand aber ſtieg wie ein Phönix in Folge der neuen Landesverfaſſung wieder hervor. Zwickau, vormals freie Reichsſtadt, Sitz eines kaiſerlichen Burggrafen und der Gerichtsſtätte für den ganzen Gau, iſt ſeit dem 1. Mai 1835 der Sitz des Appellationsgerichts und der Kreisdirection für das Erzgebirge und Voigtland. Auf derſelben Stätte, wo früher ein Franziskanerkloſter ſtand, ward am 2. September 1835 der Grundſtein zu einem beſondern Regierungsgebäude gelegt, nachdem ſeit 1536, mithin gerade ſeit 300 Jahren, jener Kloſterplatz wüſte gelegen hatte. Die früher berühmte Handelsſtraße iſt durch den bedeutenden Poſtenverkehr nach allen Gegenden wieder hergeſtellt, und neben ergiebigem Ackerbau ſind 3 Fabriken in und um Zwickau, beſonders eine chemiſche Fabrik, ſowie die Zunahme der Kaufleute, Künſtler und Profeſſioniſten hinlänglicher Beleg für den erneuerten Wohlſtand des Orts. Wohl mag man die Bevölkerung der ältern Stadt Zwickau übertrieben haben, da in den Ringmauern doch kaum 12,000 Einwohner Platz finden konnten, und man aus den ältern Kirchenliſten deutlich erſieht, wie, ungeachtet der Peſt, des Krieges und des merklichen Verfalls der Stadt, die Bewohnerzahl im 18. Jahrhundert größer war, als im 16. Man kann die frühere Einwohnerzahl der eigentlichen Stadt wohl kaum über 5000 annehmen; jetzt, nach der letzten Zählung vom Jahre 1837 hat Zwickau 7500 Einwohner.

Von den merkwürdigen Gebäuden Zwickaus iſt die Marienkirche bereits früher, Bd III. No. 1. beſchrieben worden. Das Innere der Kirche, deren Reſtauration zu 19,000 Thlr., einſchließlich der neuen Orgel, veranſchlagt iſt und nächſtens beginnen ſoll, hat 100 Ellen in die Länge, 54 Ellen in die Breite und 33 Ellen in die Höhe. Die ſteinernen Seitenchöre mit ihren verſchiedenen Emblemen, das großartige Gewölbe, namentlich im Schiff, die ſteinernen künſtlichen Treppen zu beiden Seiten, ein Gemälde von Lukas Cranach, wie Chriſtus die Kinder ſegnet, in der Taufhalle, ſowie in der Sacriſtey das aus Holz zierlich geſchnitzte, 9½ Ellen hohe im Jahr 1507 gefertigte ſogenannte heil. Grab, welches der Oberſteuerdirektor von Römer im Jahr 1832 auf eigne Koſten repariren ließ, ſind beſonders beachtenswerth. Auf der zweiten Durchſicht des Thurmes zeigt man eine Tafel, an welcher Luther im Jahre 1522 geſpeiſt haben ſoll. *Die Kirche zu St. Katharina* oder die *niedere*, zweite Stadtkirche, früher Hofkirche, iſt nach Einigen älter als die Marienkirche, nach Andern ſoll ſie erſt bei Verlegung des Nonnenkloſters von Triptis nach Zwickau entſtanden ſein. Ihr gegenwärtiges Gebäude iſt viel älter als das der Marienkirche. Vermuthlich iſt ſie zu Anfang des 14. Jahrhunderts weggebrannt; denn der gegenwärtige Thurm wurde im Jahr 1329 mit der ganzen Kirche erbaut, erhielt 1482 zwei Glocken,

Digitized by Google

wie denn auch das Gewölbe der Kirche im J. 1465 erbaut, und die Kirche erweitert und erhöht worden iſt. Der Thurm iſt ziemlich ſpitzig, ganz in gothiſchem Geſchmack und ihm ſteht am hintern Theile des Kirchendachs ein kleiner aber ziemlich hoher ſpitziger Thurm zur Seite; beide ſind mit Schiefer gedeckt. Das Innere der Kirche, öfters, beſonders aber im Jahr 1573 und 1830 über eine Elle hoch mit dem Waſſer der Mulde bedeckt, iſt einfach und freundlich. Es enthält 70 Ellen in die Länge und 35 Ellen in die Breite, einen Altar mit dem Gemälde von Lukas Cranach, das Fußwaſchen Chriſti darſtellend, im Jahr 1518 auf Koſten der Calandbrüderſchaft angeſchafft, nebſt einigen andern Gemälden an den Flügelthüren. Dieſe Kirche bildet den zweiten Kirchſprengel der Parochie Zwickau und iſt im Jahre 1834 und 1835 im Innern reſtaurirt worden. (Fortſetzung folgt.)

Das adelige Fräuleinſtift zu Schloß Joachimſtein.

Die Lauſitz, deren adelige Rittergutsbeſitzer ſich durch ihren allerdings zum Theil auf die Standesgenoſſen beſchränkten Gemeinſinn auszeichnen, hat eine Stiftung, die die Vorzüge der katholiſchen Klöſter, elternloſen unvermählten Frauen höhern Standes zum anſtändigen Zufluchtsort zu dienen, gewährt, ohne die perſönliche Freiheit zu beſchränken und die Hoffnung zu einer angemeſſenen ehelichen Verbindung auszuſchließen. Ein reicher kinderloſer Grundbeſitzer, Joachim Sigismund von Ziegler und Klipphauſen auf Radmeritz, Nicha, Marbersdorf und Linde, beſchloß ſein Vermögen zu einer großartigen Stiftung zu Unterſtützung unverehelichter Töchter armer Adeliger aus der Lauſitz, zunächſt ſolcher, die von ſeinen Verwandten abſtammen, zu verwenden. Die Statuten dieſes „freien weltlichadeligen Frauenzimmerſtifts evangeliſcher Religion unveränderter Augsburgiſcher Confeſſion" erhielten den 17. Juni 1722 die Genehmigung des Königs Auguſt II. und der Stifter hatte die Freude, in dem von ihm bei Radmeritz neu erbauten, nach ſeinem Vornamen **Joachimſtein** genannten Schloſſe den 14. Novbr. 1728 die feierliche Einweihung des Stifts zu erleben.

Nach ſeinem 1734 erfolgten Tode ging die fernere Einrichtung, ſowie die Aufſicht über dieſe Stiftung, welche er zur Erbinn ſeines geſammten bedeutenden Vermögens einſetzte, auf die Stände des Markgrafthums Oberlauſitz über, und 1744 erhielten die von dieſen entworfenen Statuten die landesherrliche Genehmigung.

Zwölf Fräulein, deren Adel ſechszehn Ahnen zählen muß, erhalten in dem Stifte Wohnung, ſtandesmäßigen Unterhalt und eine nach den Stiftseinkünften ſich richtende, jetzt auf 100 Thaler feſtgeſetzte Penſion; ihnen iſt eine Stiftshofmeiſterinn, Jungfrau oder Wittwe, vorgeſetzt. Die Stiftsdamen ſollen zwar in einer gewiſſen Abgeſchiedenheit von dem weltlichen Treiben einem religiöſen Leben im Sinne der durch Luther verbeſſerten Kirchenlehre zugeführt werden, doch leben ſie keineswegs in klöſterlicher Abgeſchiedenheit, und der Austritt ſteht ihnen ſtets frei; nur wenn eine unheilbare Krankheit ſie dazu nöthigt, erhalten ſie eine jährliche Penſion von 75 Thlr. Die Abſicht des Stifters, ſechs Stellen zur Erziehung junger Mädchen aus altadeligen Oberlauſitzer Familien zu gründen, konnte bis jetzt aus Mangel an hinreichenden Mitteln nicht verwirklicht werden.

Die Stiftsdamen tragen als Ordenszeichen ein goldenes Kreuz, welches auf der einen Seite eine Lilie, auf der andern das Oberlauſitzer Wappen und dann den Buchſtaben Z. zeigt. Die Stiftskleidung, welche nur bei feierlichen Gelegenheiten getragen wird, beſtand früher in einem aſchfarbenen, ſeidenen, mit Silber, bei der Stiftshofmeiſterinn mit Gold beſetzten Gewande, an deſſen Stelle ſeit 1810 ein ſchwarzſeidenes Kleid nebſt weißem Schleier, bei der Stiftshofmeiſterinn nebſt ſchwarzem Schleier, getreten iſt. Die Verwaltung des Vermögens der Anſtalt ſteht unter dem beſonders beſoldeten Stiftsverweſer, den die Stände aus ihrer Mitte unter den adeligen Rittergutsbeſitzern wählen; dieſer legt den Ständen Rechnung ab und vertritt das Stift in ſeinen ſämmtlichen Angelegenheiten.

Bei der Theilung Sachſens ſind zwar die meiſten Beſitzungen des Stifts an Preußen gekommen, auch Radmeritz, allein das Schloß und daher auch das Stift iſt ſächſiſch geblieben. Ueber die Theilnahme der Stände des Preußiſch gewordenen Theils der Oberlauſitz an der Verwaltung und Aufſichtführung iſt den 2. Juni 1828 eine eigne Convention abgeſchloſſen worden.

Die Einkünfte des Stifts betragen gegen 20,000 Thlr. jährlich; ſie haben ſich in Folge der Landestheilung und des eingetretenen niedrigen Zinsfußes bedeutend vermindert, doch iſt das Kapitalvermögen nicht nur ſtets erhalten, ſondern auch vermehrt worden.

Das Schloß iſt eines der ſtattlichſten Gebäude, womit in neuerer Zeit in Sachſen ein Landſitz geziert worden iſt, und wird von drei Seiten von einem wohlunterhaltenen Garten umgeben. Es iſt maſſiv in franzöſiſchem, jedoch nicht geſchmackloſem Style aufgeführt und drei Stock hoch; das Hauptgebäude hat eine Länge von 104, und eine Tiefe von 20 Ellen, die Seitenflügel ſind 52 Ellen lang und 21 Ellen tief, und die Höhe des Gebäudes bis zu dem Forſt beträgt 38 Ellen. An dem linken Ufer der Wittge, welche hier in die Neiße fällt und die Grenze zwiſchen Preußen und Sachſen bildet, in einer flachen Gegend gelegen, gewährt es einen vortheilhaften Anblick.

Die Gerichtsbarkeit in dem Stiftsgebiete, in welchem gegen 1400 Menſchen, größten Theils unter Preußiſcher Hoheit, leben, wird von einem Stiftsſyndikus, den der Stiftsverweſer ernennt, ausgeübt.

K.

Hierzu als Beilagen:

1) Südliche Anſicht von Weimar. 2) Heinrich von Plauen. 3) Das adelige Fräuleinſtift Schloß Joachimſtein.

Verlag von Eduard Pietzſch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Digitized by Google

Nach der Natur gez. von G. Taubert Lithogr. von C. W. Arldt.

Das adelige Fräuleinſtift Schloſs Joachimstein.

Digitized by Google

Nordöſtliche Anſicht von Weimar.

Digitized by Google

SAXONIA.

Muſeum für ſächſiſche Vaterlandskunde.

№ 4. Jeden Monat erſcheinen 2 Lieferungen. IV. Bd.

W e i m a r.

(Beſchluß.)

Das Großherzogl. Hoftheater war einſt unter Göthes Leitung eine Muſteranſtalt der teutſchen Bühne. Große Künſtler wurden auf ihr gebildet, oder fanden auf ihr gerechte Anerkennung. Die ausgezeichnetſten Mimen rechneten es ſich zur Ehre an, als Gäſte auf ihr zugelaſſen zu werden; und die meiſten klaſſiſchen Stücke Teutſchlands im letzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts und dem erſten des jetzigen kamen auf ihr zuerſt zur Aufführung. Wolff, Dels, Graff, Unzelmann, die von Göthe ſo hochgeehrte Becker, die Jagemann und Wolffs Gattinn erhielten auf ihr ihre Ausbildung und haben auf ihr geglänzt. 1817 gab Göthe die Leitung des Theater auf. 1825 brannte das alte Theatergebäude ab und wurde in demſelben Jahre wieder aufgebaut. Noch immer behauptet es ein gewiſſes Anſehn und dient zum Vergnügen der Weimaraner. Auch die Oper war eine höchſt bedeutende unter der Leitung der Kapellmeiſter Müller und Hummel, und das Zuſammenſpiel Strohmeyers, Molkes, Denys, Unzelmanns im Verein mit den Damen Jagemann und Eberwein gab dem bewährten Schauſpiel kaum etwas nach. Noch jetzt zählt die Kapelle namhafte und tüchtige Muſiker zu ihren Mitgliedern: Götz, Eberwein, Häſer, Lobe ꝛc.

Das aber, was jetzt den Fremden vielleicht in Weimar am meiſten anzieht, iſt Göthes Haus mit ſeinen reichen Sammlungen. Studierzimmer und Schlafkammer, zugleich der Ort, wo er geſtorben, ſind in dem Zuſtande gelaſſen, in welchem ſie ſich zur Zeit ſeines Hinſcheidens befanden. Heilige Schauer umfangen den Beſucher in dieſen Räumen, wo der große Geiſt in anſpruchloſeſter, einfachſter Umgebung gewirkt. Seine Sammlungen von Münzen, Antiken, Bildern, Autographen und andern Merkwürdigkeiten ſind wohl die bedeutendſten, die ein Privatmann gemacht und beſeſſen. Alles beſteht noch in der frühern Ordnung. Seine Schwiegertochter bewohnt jetzt mit ihren Söhnen und ihrer Tochter das Haus und empfängt gaſtfrei Einheimiſche und Fremde, ſie durch ihren Geiſt und ihre Liebenswürdigkeit erfreuend. In Weimar wenigſtens giebt es kein ähnliches Haus.

Weimar zählt fünf Verlagsbuchhandlungen, unter ihnen die Hofmann'ſche (zugleich für Sortiment, die 1827 ihr hundertjähriges Jubiläum in demſelben Hauſe, dem Lukas Cranach'ſchen, wo ſie errichtet worden, feierte); die Voigt'ſche, eine der induſtriöſeſten Teutſchlands, mit großer Buch- und Steindruckerei ꝛc.; das Landesinduſtrie-Comptoir von Bertuch geſtiftet, noch immer von bedeutender Ausdehnung bezüglich der Verlags-, Kunſt- und beſonders Landkarten-Unternehmungen. — Das Muſeum iſt ein von Gelehrten und Staatsbeamten geſtiftetes Inſtitut für Zeitſchriften aller Fächer, wird vom Hof aus, der ihm auch mehre Säle und Zimmer im Fürſtenhaus einräumen laſſen, auf das liberalſte unterſtützt, und es mag wenige ſolcher Anſtalten in Teutſchland geben, die ſich mit ihm in zweckmäßiger Einrichtung und Vollſtändigkeit meſſen können.

Die Einwohner, 11,149 an der Zahl, zeichnen ſich weniger durch Reichthum und großen Verdienſt, als durch Mäßigkeit und Arbeitſamkeit aus; ihr Geiſt, nicht geeignet für große, Geld fordernde Spekulationen, ſtrebt weniger in's Weite, als in's Enge und Beſchränkte einer guten bürgerlichen Exiſtenz. Weimar iſt reich an geſchloſſenen Privat-Geſellſchaften, von denen beſonders hervorzuheben iſt „die Stahl- und Armbruſtſchützen-Geſellſchaft", vermöge ihres Alters (indem ſie ihr Entſtehen bis in's 15. Jahrhundert zurückſchreibt) und als Vereinigung einer großen Menge tüchtiger Bürger, deren jährlich angeſtelltes Vogelſchießen ein wahres Volksfeſt genannt werden kann; ſie haben ſich neuerdings ein ſplendides Gebäude in ihrem Garten aufführen laſſen. Ferner „die Erholung," an der beſonders höhere Staatsbeamtete, Kaufleute, Gelehrte ꝛc. Antheil nehmen; ſie hat ihr Geſellſchaftsgebäude in der Stadt und auf der Altenburg, wo ſie mit ihrem Park einen der ſchönſten Theile der Umgebung der Stadt beherrſcht. Urſprünglich war daſelbſt Muſäus Garten, und der Großherzog Carl Auguſt hat durch eine Schenkung den Park um ein Bedeutendes vergrößert. Das Denkmal der durch Göthe verherrlichten Euphroſyne (Madame Becker) befindet ſich darin. —

Der Luſtſpieldichter Kotzebue iſt in Weimar geboren; außer den Genannten lebten und wirkten daſelbſt auch Einſiedel, Knebel, Falk (neben deſſen anerkannten Schriftwerken iſt noch ſein Wohlthätigkeitsſinn hervorzuheben, wie die Stiftung des Inſtituts der Freunde in der Noth), Bertuch, Haſſel ꝛc. auch Jean Paul hielt ſich lange Zeit hier auf. Als noch lebende namhafte Männer ſind zu nennen: Geheimer Rath Schweitzer, Geh. Rath Müller, Gen. Sup. Röhr, Ob. Conſ. Dir. Peucer, v. Froriep, Ob. Med. Rath, Hofrath Schütze, Hofrath Riemer, Dr. Eckermann ꝛc.

Beſonders reich iſt die nächſte Umgebung Weimars an ſchönen Gartenanlagen. Dicht vor der Stadt dehnt ſich der „Park" mit ſeinen Laub- und Wieſengängen zu beiden Seiten der Ilm aus, von der Schiller einſt ſang:

„Meine Ufer ſind arm, doch höret die leiſere Welle,
Führt der Strom ſie vorbei, manches unſterbliche Lied.

In ſeiner ungeſuchten und höchſt anmuthigen Anordnung gehört dieſer Park zu den geſchmackvollſten Teutſchlands. Ein klaſſiſcher Hauch iſt über ihn verbreitet und Karl Auguſt und Göthe haben an ihm den herrlichſten Sinn für Naturſchönheiten bewährt. Der Fürſt, der ſich darin eine in antikem Geſchmack erbaute Sommerwohnung, das „römiſche

Digitized by Google

Haus" erbaut hatte, machte in ihm mannigfaltige Experimente mit Okuliren und Pfropfen, ſo daß Bäume entſtanden ſind, die ſich nirgendwo anders finden und dem Parke noch ein beſonderes botaniſches Intereſſe verleihen. Eine Allee führt an ihm vorüber und über ihn hinaus zu dem ¾ Stunden entfernten Luſtſchloſſe Belvedere, deſſen liebliche Gartenanlagen ſich an dem ſanften Abhange eines Berges ausdehnen und mit einem kleinen Wald in Verbindung ſtehen. Auch hier findet man Erinnerungen an Karl Auguſt und unſere vier großen Dichter in Büſten ꝛc. Das Schloß iſt in italieniſchem Geſchmacke mit ſeinen Nebengebäuden und vielen Gewächshäuſern von Ernſt Auguſt gebaut; vom Schloſſe und dem vor ihm liegenden Platz aus genießt man eine reizende Fernſicht über einige Dörfer und den Park nach dem in ſeiner vollen Größe ſich ausdehnenden Ettersberge hin *). Berühmt war und iſt auch noch Belvedere wegen ſeines Palmenhauſes, ſeiner Gewächshäuſer und Orangerien. Es dient dem Hofe zum Sommeraufenthalt.

Oeſtlich von der Stadt durch das ſogenannte Webicht, ein mit vielen Spatziergängen durchſchnittenes Luſtgehölz, kommt man nach einer halben Stunde in den Park zu Tiefurth, durch den die Ilm rauſchend fließt. Seine kühlen und ſchattigen Gänge enthalten der Erinnerungen manche an die klaſſiſche Zeit, wo Anna Amalia in dem kleinen Schlößchen in lieblichſter Beſchränkung lebte, die Geiſter um ſich verſammelnd, welche ihrem Lande und ihrem Hofe zur Zierde dienten. Die Werke und Briefe jener Männer (Göthes, Wielands ꝛc.) geben öftere und anmuthige Andeutungen jenes Lebens. Das Tiefurther Journal, das zu jener Zeit geführt wurde, wird, von Wenigen gekannt, jetzt mit neugieriger Scheu und Hochachtung genannt. — In dem Walde des Ettersberges liegt romantiſch das Jagd- und Luſtſchloß Ettersburg, in früherer Zeit ebenfalls der Aufenthalt Amaliens und Karl Auguſt's ſammt ihrem Hofe. — Im Garten des einſt Wieland gehörigen Gutes zu Oßmannſtedt liegen unter einem mit paſſenden Inſchriften verſehenen aufgerichteten Steine zwiſchen Frau und Freundinn, Sophie Brentano, die Gebeine dieſes Dichters, von Büſchen umſchattet.

So lebt und webt es denn überall in und um Weimar voll Erinnerungen an die hohen Fürſten Anna Amalia und Karl Auguſt, und an die großen Männer, die herrlichſten der teutſchen Geiſterwelt, die jene mit ſo wunderbarem Takte um ſich verſammelt. Göthe, Schiller, Herder und Wieland, hat Teutſchland größere Namen? Sie lebten im kleinen Weimar, und waren mit aufrichtigſter Verehrung den ſie ſchützenden Fürſten zugethan. Und daraus läßt ſich die Größe dieſer erkennen. Karl Auguſt, Herrſcher eines kleinen Landes, iſt unter die bedeutendſten Fürſten zu zählen.

B.

Dr. Karl Wilhelm Müller,

Bürgermeiſter zu Leipzig.

Es lebten und ſtarben ſchon unzählige Bürgermeiſter in der Welt, allein ihr Leben ging ſpurlos vorüber und ihr Tod ward von Niemandem betrauert. Zu denjenigen Bürgermeiſtern aber, welche hiervon eine ruhmvolle Ausnahme machten, und deren Andenken, weil ihr Leben mit gemeinnützigen Thaten geſchmückt war, lange nach ihrem Tode noch fortwährt, gehört ohne Zweifel ganz vorzüglich der ehrwürdige Mann, deſſen Verdienſten dieſe Zeilen dankbar gewidmet ſind, und dem Leipzig, im Anerkenntniß deſſen, was er in einer langen Reihe von Jahren für das Wohl dieſer Stadt leiſtete, in einem der ſchönſten Theile ſeiner reizenden Anlagen ein öffentliches Monument zu errichten ſich bewogen fand.

In dem freundlichen Dörfchen Knauthayn, zwei Stunden von Leipzig am Elſterfluße gelegen, erblickte Karl Wilhelm Müller am 15. September 1728 das Licht der Welt. Er war der älteſte Sohn ſeines Vaters Johann Wilhelm Müller, welcher das Amt eines Schöſſers daſelbſt bekleidete, und hatte neun Geſchwiſter, von denen vier ſchon in der Blüthe des Lebens in's Grab ſanken. Zwei ſeiner Brüder, Johann Friedrich und Gotthelf Wilhelm, ſtarben, jener als Kammerkommiſſarius und Oberwaagedeputirter 1793 zu Leipzig und letzterer als kurfürſtlich ſächſiſcher Kriegsrath und Oberauditeur 1792 zu Dresden. Eine ſeiner Schweſtern, Karoline Wilhelmine Amalie, wurde die Gattinn des um Sachſen hochverdienten Miniſters von Gutſchmid.

In dem traulichen Kreiſe ſeiner Geſchwiſter und im Schooße einer freundlichen Natur verſtrichen Müllern die zwölf erſten Jahre ſeines Lebens, während deren er den Unterricht einiger Privaterzieher genoß. In die berühmte Landesſchule Pforta verſetzt, waren Walther, Am Ende, der 1777 als Superintendent in Dresden ſtarb, Stübel, Peuker, Hentſchel, Geißler, Haymann und Hübſch ſeine Lehrer. Hier gründlich vorbereitet, bezog er 1746 die Univerſität Leipzig, wo jetzt auch ſein Vater, als Sachwalter unter dem Titel eines königlich polniſchen und kurfürſtlich ſächſiſchen Steuerprokurators prakticirend, ſich niedergelaſſen hatte. Sich mit Eifer für die Rechtswiſſenſchaft beſtimmend, hörte er über die verſchiedenen Theile derſelben die Vorleſungen eines Bauer, Franke, Hommel, Menke, Sammet und Siegel, ſo wie über Philoſophie und Geſchichte die damals gefeierten Lehrer Cruſius und Jöcher. Nach rühmlich überſtandener Prüfung erhielt er die Erlaubniß, Sachwaltergeſchäfte zu treiben, und vertheidigte am 13. April 1752 ſeine Inauguraldisputation de crimine termini moti (von der Grenzverrückung), welche ſich durch ächt römiſche Latinität und große Beleſenheit auszeichnet. Zwei Jahre ſpäter errichtete Müller eine journaliſtiſche Geſellſchaft, deren Geſetze er ſelbſt entwarf und welche noch im Jahre 1795 beſtand. In dieſen Zeitraum fällt auch die Herausgabe einer Sammlung ſeiner Gedichte und der britiſchen Bibliothek, welche bis 1767 fortgeſetzt wurde.

Müllers Aufnahme unter die Mitglieder des Stadtmagiſtrats zu Leipzig, welche 1759 gleichzeitig mit Dr. Romanus Teller und Dr. Johann Wilhelm Richter erfolgte, entzog ihn dieſen ſchöngeiſtigen Beſchäftigungen, ohne ſeine Liebe für Poeſie und die mit ihr verwandte Tonkunſt zu mindern. Er ſelbſt ſpielte mehre Inſtrumente und nahm, ehe er durch ſein Amt als Stadtrichter daran gehindert wurde, an der von Hillern errichteten Singakademie Antheil. Auch die Malerei und Kupferſtechkunſt ſchätzte er hoch und ſchmückte ſeine Wohnung mit den Werken des berühmten Oeſer. Seine Sammlung von

*) Siehe die Abbildung in No. 3.

Digitized by Google

N. 1 Nach der Natur gez. von Täubert. Lithogr. von C. W. Arldt B. II

Müller's Denkmal im Park zu Leipzig.

Digitized by Google

Kupferſtichen war eben ſo beträchtlich als ausgeſucht, und ein redender Beweis ſeines richtigen Urtheils und geläuterten Geſchmacks.

Bald nach ſeinem Eintritt in das Rathscollegium zu Leipzig hatte er, nebſt mehren ſeiner Amtsgenoſſen, im Jahre 1759 das Unglück, von dem König Friedrich von Preußen, der an dieſe Stadt ungeheure Forderungen machte, welche ſich auf 3 Millionen, nach andern Berichten aber nur auf 1,100,000 Thaler belaufen haben ſollen, auf die Pleißenburg in's Gefängniß geworfen zu werden, und mußte hier mehre Wochen auf einem harten Strohlager zubringen. Dieſe unwürdige Behandlung zog ihm eine Krankheit zu, deren Folgen er noch nach Jahren empfand. Ungeachtet ſeiner vielen Berufsgeſchäfte, die er mit Einſicht, Eifer und Thätigkeit verwaltete, entſagte Müller doch nie ganz der ſchönen Literatur und gab noch 1768 eine Ueberſetzung des franzöſiſchen Trauerſpiels Eugenie von Beaumarchais und 1776 die Gedichte des Briten Thomas Gray in deutſcher Sprache heraus.

Im Jahre 1771 ward er Stadtrichter, 1776 Baumeiſter und 1778 Bürgermeiſter und Beiſitzer des Schöppenſtuhls. Bald nachher legte ihm Kurfürſt Friedrich Auguſt den Titel eines geheimen Kriegsraths bei und machte ihm mehrmals den Antrag, als Hofrath in die Landesregierung nach Dresden zu gehen, den Müller aber, aus Vorliebe für ſeinen ihm in Leipzig eröffneten Beruf, beſcheiden ablehnte.

(Beſchluß folgt.)

Hohnſtein.

(Beſchluß.)

In dieſem Jahre ſind, Baufälligkeit wegen, das Zimmer der Gräfinn Coſel, der Kerker Klettenbergs und der Thurm der Klettenburg zum Theil abgetragen worden, ſo daß man von alldieſem nur noch einen Theil der äußern Mauer ſieht; ganz erhalten hat ſich nur die ehemalige Marterkammer, wo uns der beſondere Umſtand erzählt wird, daß der Letzte, der hier, wegen eines Mordes, die Tortur ausſtehen mußte, der Fleiſcher Hahn aus Dresden, leugnend alle Grade überſtand, und endlich, als er ſpäterhin in Dresden zufällig beide Beine brach, freiwillig den Mord bekannte.

Einen ſehr angenehmen Blick gewähren die kleinen Gärtchen, welche unter dem hintern alten Schloſſe liegen; man ſieht von da hinunter in die Tiefe des ehemaligen Bärengartens, der auf unſerer Abbildung Hohnſteins in der Schlucht genau bezeichnet iſt. Die Umgegend erſcheint uns hier in ihrer wilden Urſchönheit, bloß auf dem ſogenannten Kohlgärtchen, dem höchſten Punct des Hohnſteins, hat man eine noch ſchönere und freiere Ausſicht, beſonders wenn man den 16 Ellen hohen Felſen durch eine Leiter erſtiegen hat. Hier überſieht man den oberen Theil der Stadt, das Polenzthal und den Hockſtein, in der Nähe zeigt ſich uns die Baſtei mit ihren ſie umgebenden Felſen, und beinah jeder Punct zeigt uns hier eine dem Auge wohlthuende Landſchaft.

Schade, daß auch hier, wie in allen alten Burgen Sachſens, ſo wenig gethan wird, ihre Ruinen zu erhalten, ſchade, daß die Illuſion, die uns in die alten vergangenen Ritterzeiten verſetzt, ſo oft durch das Schleppen der Acten geſtört wird, die hier Pygmäengeſtalten keuchend die Wendeltreppe hinaufſchleppen, wo ſonſt der Fuß des Ritters mit ſeinen goldenen Spornen klirrte. Wie erbärmlich ſteht dann die Gegenwart gegen die kräftige Vergangenheit vor uns, und doch wie klein iſt ſie in der Wirklichkeit gegen das Jetzt, wo der Geiſt nur waltet, und die eiſerne Fauſt nicht mehr in die Wagſchale des Lebens greifen kann.

Die übrigen Merkwürdigkeiten des Schloſſes ſind von zu weniger Bedeutung, um hier angeführt zu werden. Nur erſchien mir noch die tiefe Schlucht des Bärengartens zu ſchauerlich ſchön, daß mich nicht die Neugierde verlockt hätte, in dieſe ehemalige Reſidenz der wilden Beſtien hinab zu ſteigen. Ich unternahm es, kletterte hinunter, wo Dorngeſtrüppe und Brombeerranken faſt den ganzen Weg verſperren, und ſah mich in dieſer einſamen, tiefen Felsſchlucht wie von der Welt abgeſchloſſen. Der ganze Grund beſteht aus engen, aber tiefen Schluchten, aus Felsbänken und Höhlen, in denen wahrſcheinlich die Bären ihr Lager hatten; auf zwei Seiten hat die Natur die Wände ſchroff und ſteil gebildet, und oben und unten war er durch Mauer und Gitterwerk geſperrt, ſo daß die darin aufbewahrten Beſtien feſt eingeſchloſſen waren; ſie wurden dann zum Bedarf der Thierhetze auf ſonderbare Weiſe wieder heraus gelaſſen; man lockte ſie nämlich in die oberwärts angebrachten Fänge, das Eiſengittter aber an der unteren Seite wurde durch Räderwerk geöffnet und geſchloſſen. Da in der Folge die Thierhetze aufhörte ein Vergnügen des Hofes zu ſeyn, und mehre dieſer Thiere entkommen waren und die Umgegend in Schrecken geſetzt hatten, ſo wurden ſie 1756 ſämmtlich erſchoſſen.

Die frühere Geſchichte der Burg, deren teutſcher Name ſicher den ſerbiſchen verdrängt hat, liegt in grauem Dunkel. Zuerſt treten als Beſitzer die Berken (Birken) von der Duba auf; durch Eroberung der Burgen Winterſtein, Schandau, Wildenſtein, der beiden Raubſteine und anderer in dieſer Gegend gelegener Schlöſſer, bildeten ſich die Herren der Veſte Hohnſtein ein bedeutendes Beſitzthum, das im 14. Jahrhunderte ſchon eine anſehnliche Herrſchaft war, beſonders da 1389 der böhmiſche Oberſtlandrichter Hinko von Berken überdies noch Leipa, Scharfenſtein und Schluckenau beſaß.

Die Familie der Berken hing der huſſitiſchen Lehre an, ſelbſt Einer von ihnen begleitete Huß nach Koſtnitz, ein Anderer heirathete ſpäter die Tochter des berühmten Ziska. Friedrich der Sanftmüthige glaubte, durch den Meißner Biſchof Johann aufgeregt, dieſe mächtige huſſitiſche Dynaſtie nicht länger in der Nähe ſeiner Staaten dulden zu dürfen, ergriff die Gelegenheit, als die Berken mit denen von Oelsnitz zu Rathen in einer Fehde begriffen waren, überrumpelte Hohnſtein, und behandelte die Pflege als erobertes Land, wogegen die Berken jedoch proteſtirten. Im Egerſchen Vertrag kam die Landeshoheit über Hohnſtein rechtlich an Meißen, und die von Berken verkauften hierauf Hohnſtein an die von Schleinitz, das anſehnlichſte Dynaſtengeſchlecht des Meißner Landes. Von der Familie Schleinitz kam Hohnſtein bald hierauf 1524 an die Gebrüder Wolf und Ernſt von Schönburg, nach deren Tode aber dünkte es den Vormündern der vier Söhne Ernſt's rathſamer, es wegen der vielen Händel mit den Nachbarn und der Entfernung von Glaucha gegen Wechſelburg, Penig und Zinnberg an den Herzog Moritz zu vertauſchen.

Digitized by Google

Von dieſer Zeit an ward es ein kurfürſtliches Amt, dem ſpäter noch das Amt Lohmen einverleibt wurde.

A. v. Tr.

Anmerkung. Die hier beiliegende Abbildung des Hocksteins, deſſen Beſchreibung bereits in der zweiten Nummer erfolgt iſt, konnte wegen Verzögerung der Lithographie erſt mit der gegenwärtigen Nummer ausgegeben werden.

Die Stadt Zwickau,
historiſch und topographiſch geſchildert.
(Fortſetzung.)

Reichlich botirt wurde die Katharinenkirche ſchon vor der Reformation von den zu ihr meiſt als Eingepfarrte ſich haltenden Tuchmachern, Webern und Wollkämmern, die auch einen beſondern Knappenaltar geſtiftet, und früher die Thurmuhr angeſchafft hatten. Die Kirche St. Moritz in der untern Vorſtadt, unſtreitig von Heinrich I. geſtiftet, zugleich als erſte Kirche für alle chriſtliche Unterthanen des Gaues und andere Neubekehrte, ſtand ſeit dem Jahre 1114 unter dem Kloſter Boſau bei Zeiz, wurde als Parochie Oſterwin 1212 dem Nonnenkloſter zu Zwickau einverleibt, kam mit den übrigen Kirchen der Stadt 1219 an das Kloſter Eiſenberg, und 1505 an das Patronat des Raths zu Zwickau. Die Kirche wurde 1430 von den Huſſiten, 1632 von den Kaiſerlichen in Brand geſteckt, einfach wieder aufgebaut, im Jahre 1680 eingeweiht und bildet mit der unterſten Vorſtadt, den Dörfern Pöllwitz und Ebersbach eine beſondere Parochie. Die evangeliſche Kirche im Corrections- und Landesarbeitshauſe, ſeit dem Jahre 1775 in einem Local des Schloſſes Oſterſtein als Betſaal vorgerichtet und gegenwärtig mit einem Prediger und einem Catecheten verſehen, wird bald zu andern Zwecken der Strafanſtalt verwendet, und eine neue Kirche, zu welcher die Landſtände 6000 Thlr. bewilligt haben, erbaut werden. Die katholiſche Capelle, am äußern Theile des Correctionshauſes nach der Stadt zu im Jahre 1820 erbaut, Pfarrkirche zunächſt für katholiſche Inhaftaten, zugleich aber auch für die Katholiken in der Stadt, dem oberen Gebirge, dem Voigtlande und dem Schönburgiſchen, iſt dem heiligen Nepomuck geweihet. An den evangeliſchen Kirchen ſind ein Superintendent, ein Archidiakonus und ein Diakonus an der Marienkirche, ein Protodiakonus an der Katharinenkirche, ein Pfarrer und zugleich Hoſpitalprediger an der Moritzkirche, ſo wie zwei evangeliſche Geiſtliche an der Straf- und Beſſerungsanſtalt angeſtellt. Das Schloß Oſterſtein, urſprünglich der Sitz des Voigts und Burggrafen, wurde häufig von fürſtlichen Perſonen bewohnt. Von der Mitte des 16. Jahrhunderts an bis 1770 war die Expedition des Juſtiz- und Rentamts in demſelben, dann wurde es zu einem Zuchthauſe beſtimmt, das Amt in ein Privathaus in der Amtsgaſſe, und bald darauf in ein eigenes dazu erkauftes Gebäude in der Nähe des Frauenthors verlegt und der Thurm des Frauenthors dem Amtsarchiv vom Stadtrath gegen einen jährlichen Zins überlaſſen. Im Jahr 1804 wurde öſtlich ein Seitengebäude von 98 Ellen Länge angebaut, auch iſt das bisherige Magazin noch zur Anſtalt gezogen worden. In demſelben befindet ſich jetzt das Arbeitshaus für Sträflinge und das Correctionshaus für Vagabunden, Bettler und Trunkenbolde männlichen Geſchlechts. Dem Staate gehören noch 2 Proviantḥäuſer oder Magazine und eine Salzniederlage; die Militairkaserne, das Steueramt und die Poſterpedition befinden ſich in Privatgebäuden. Zu einem Kreis-Krankenhauſe iſt ſo eben ein Grundſtück in der Nähe der Stadt angekauft worden und ſoll der Bau bald beginnen. Ein neues Militairhoſpital wird die Stadt erbauen und gegen einen jährlichen Zins dem Staate überlaſſen. Das Rathhaus, welches 1403 mit faſt der ganzen Stadt abbrannte und deſſen ſüdlicher Theil, in welcher früher die St. Jakobscapelle war, allein ſtehen blieb, erhielt bei dem Wiederaufbau wahrſcheinlich ſeine gegenwärtige Größe, ward 1515 und ſpäterhin 1614 renovirt und mit allerlei Gemälden verziert, zu denen der damalige Arzt und Bürgermeiſter Erasmus Stella die Ideen hergegeben haben mag. Die St. Jakobscapelle wurde 1536 geſchloſſen und in eine Stube verwandelt, ihr Thürmchen, 1518 erbaut, 1538 abgetragen. Aus einem Fenſter des Rathhauſes hielt Dr. Luther 1522 eine Predigt an die Volksmenge, die aus Schneeberg, Annaberg und andern Orten hieher gekommen war, und in einem Berichte des Gleitsmanns zu Borna an den Kurfürſten zu 25,000 Menſchen angegeben wird. Auch gab der Rath Luthern auf dem Rathhauſe ein ſehr glänzendes Gaſtmal. Die ſogenannte alte Tränkſtube, die früher ſtatt des Rathskellers diente, und das grüne Gewölbe, in welchem die wichtigſten Documente deponirt ſind, ſo wie früher eine Gewehr- und Rüſtkammer ſind beſonders bemerkenswerth. Im Jahre 1837 iſt das Rathhaus äußerlich neu abgeputzt, mit dem Stadtwappen und einer lateiniſchen Inſchrift verziert, auch im Parterre neue Bühnen oder Kramladen angelegt worden. In Folge der neuen Städteverfaſſung iſt der Stadtrath vom Stadtgericht getrennt; der Bürgermeiſter und 8 Stadträthe, ſo wie der Stadtrichter mit 2 Aſſeſſoren, beſorgen die Angelegenheiten der Stadt; das vormalige Oſterwichgericht iſt aufgehoben und eben ſo der uralte, aber verſchiedentlich gebrauchte Titel eines Stadtvoigts ganz verſchwunden. In der Nähe des Rathhauſes am Markte ſtehet das Kauf- oder Gewandhaus. Früher hielten in demſelben die Tuchmacher-Innung und andere Handwerker feil, es wurden auch der ſämmtlichen Bürgerſchaft die landesherrlichen Mandate auf einem Saale publicirt, ja, der ſchon erwähnte Lehrer der griechiſchen Sprache Georg Agricola ertheilte während ſeines Aufenthaltes in Zwickau 1519 in einem Zimmer dieſes Hauſes einige Monate den Gelehrten in der Stadt und Umgegend Anweiſung über das griechiſche Sprachſtudium.

(Beſchluß folgt.)

Hierzu als Beilagen:

1) Nordöſtliche Anſicht von Weimar. 2) Müllers Denkmal im Parke zu Leipzig. 3) Der Hockſtein.

Verlag von Eduard Pietzſch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Digitized by Google

IV. 4 — Nach der Natur gez. und lith. von C. W. Arldt — B. m

Der Hockſtein.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nach der Natur gez. von A. Fischer. Lithogr. C. W. Arldt

Guben.

Digitized by Google

SAXONIA.

Muſeum für ſächſiſche Vaterlandskunde.

№ 5. Jeden Monat erſcheinen 2 Lieferungen. **IV. Bd.**

G u b e n.

Guben, (in Urkunden Gubin, Cubin, Gowin) 6 Meilen ſüdlich von Frankfurt a. d. O., 6 Meilen von Lübben, 4 M. von Cottbus, 3 M. von Croſſen entfernt, in einer angenehmen, fruchtbaren Gegend am rechten Ufer der Neiße, welche hier die Lubſt (Lubus) aufnimmt und dadurch ſchiffbar wird. Von dieſer Vereinigung beider Flüſſe leiten Einige den Namen der Stadt ſelbſt ab: denn das wendiſche Wort Guba bezeichnet „Mündung, Hafen“; wiewohl die Neiße in älteren Zeiten weit entfernter von der Stadt floß.

Nur Sage iſt es, daß Guben ſchon um das Jahr 300 von einem römiſchen Feldherrn auf einem Heereszuge nach Frankfurt erbaut worden ſey. Doch war die Gegend umher ſchon von den Luſitzern, den älteſten Bewohnern, angebaut, weshalb ſie den Namen des alten Landes führte. Um das Jahr 764 wird Theodorich als Graf zu Guben erwähnt; erſt von Heinrichs I. Zeit an wird die Geſchichte der Stadt zuverläſſiger. Dieſer demüthigte die heidniſchen Luſitzer, zerſtörte ihre heiligen Haine und zwang ſie zur Annahme des Chriſtenthums. Einen Eichenwald bei Guben, in welchem der Jüterbog und die Oſtra verehrt wurden, traf auch das Loos der Vernichtung, und nur in dem Namen des „Oſterberges“ lebt noch das Andenken der heidniſchen Göttinn fort.

Er erhob Guben zur Stadt und befeſtigte es mit Mauern, ertheilte auch (zu Merſeburg d. 27. Mai 936) den Bürgern das Recht, an allen Orten des Reichs abgabenfrei zu handeln, gewährte ihnen Steuerfreiheit auf 30 Jahre, ſo wie die Erlaubniß, von allen Durchreiſenden einen Zoll zu erheben, und ermächtigte ſie endlich, alle Aemter in der Stadt ſelbſt zu beſetzen. — Im Jahre 940 belehnte Kaiſer Otto den Markgrafen Gero mit der Oſtmark (ſo hieß damals die Niederlauſitz), und dieſer nahm ſeine Reſidenz in dem zwei Stunden von Guben entfernten Niemitzſch (in Urkunden Burgwarte Niempſi). Nach Gero's 968 erfolgtem Tode wurde Chriſtian, ſein Schwiegerſohn, Markgraf der Lauſitz, deſſen Nachkommen ſich bis zum Jahre 1001 (wo ſein Urenkel Odo in einer Schlacht gegen die Wenden fiel) im Beſitze des Markgrafenthums behaupteten. Von dieſer Zeit an bis zum Jahre 1317 waren — mit kurzen Unterbrechungen — die Markgrafen von Meißen zugleich auch Herren der Oſtmark. Schon damals ſcheint hier das Tuchmacherhandwerk geblüht zu haben. Im Jahre 1033 fand man für nöthig, die baufällig gewordenen Stadtmauern zu erneuern. Im Jahre 1067 wurde die Stadt mitten im Winter von Kaiſer Heinrich IV. auf ſeinem Zuge wider die Lauſitzer und Märker überfallen und geplündert.

Von den Fürſten aus der Dynaſtie Wettin ſoll ſich beſonders Konrad der Große (1136—1157) um die Stadt Guben verdient gemacht und dieſelbe durch Herbeiziehung niederländiſcher Koloniſten noch mehr bevölkert haben. Kaiſer Friedrich der Rothbart hielt ſich auf ſeinem Zuge gegen den polniſchen König Boleslav 3 Tage lang in Guben auf, und wurde von der Bürgerſchaft mit großen Ehrenbezeugungen empfangen.

Obgleich die Stadt 1235 abbrannte, erhob ſie ſich bald wieder, beſonders durch die Vorrechte, mit welchen ſie von Heinrich dem Erlauchten begnadigt wurde (1230—1288). Dieſer Markgraf gewährte der Stadt eigene Gerichtsbarkeit, die Biermeile, eine achttägige Meſſe, Stapel auf Salz und Häringe, ſowie auch Befreiung vom Fürſtenberger Oberzolle. Dadurch, nicht minder aber durch den ſchon damals blühenden Weinbau ſtieg der Wohlſtand der (1298 abermals abgebrannten) Stadt immermehr. Ihre Statuten verdankt ſie dem Markgrafen Diezmann, welcher jedoch die ganze Oſtmark an den Askanier Woldemar von Brandenburg 1303 verkaufte. Nach Diezmanns Ermordung verſuchte ſein Bruder Friedrich mit der gebiſſenen Wange vergebens ſich wieder in den Beſitz dieſer Mark zu ſetzen, er wurde vielmehr 1317 von Woldemar gefangen genommen, und mußte dieſem die Niederlauſitz völlig abtreten.

Nach dem Ausſterben des askaniſchen Mannsſtammes in Brandenburg (1320) belieh Kaiſer Ludwig der Baier den böhmiſchen König Johannes (den Lützelburger) mit der Lauſitz. Dieſer neue Landesherr befeſtigte Guben ſtärker, ſtarb aber 1346 an einem Pfeilſchuſſe, welchen er in einer Schlacht gegen Eduard König von England empfangen hatte. Seinem Nachfolger, dem Herzog Rudolph von Sachſen, verdankt Guben das Münzrecht.

Die Stadt wurde zwar 1376 dem Fürſtenthum Görlitz einverleibt, fiel jedoch mit demſelben nach dem Tode des Herzogs Johannes, zu deſſen Gunſten Kaiſer Karl IV. jenes Fürſtenthum geſtiftet hatte, 1396 an Böhmen zurück.

Das 15. Jahrhundert war für die Stadt eine traurige Zeit. Am Tage Simonis 1429 eroberten die Huſſiten unter Procopius die Stadt, und die Einwohner wurden ohne Unterſchied des Standes, Alters und Geſchlechtes hingewürgt, die Mönche im grauen Kloſter auf dem Stadthofe an den Mauern aufgehängt. Das Kloſter vor der Stadt lag in Aſche — die Weinberge waren verwüſtet. Die Erſchlagenen blieben unbegraben in der Nähe der Lubſtberge liegen und wurden von herrenloſen Hunden aufgefreſſen; durch den Namen der Hundegaſſe erhielt ſich lange noch das Andenken an jene traurige Zeit. Auch die Dörfer umher wurden verwüſtet und zwei derſelben (Chelmen und Schmachtenhayn) nie wieder aufgebaut.

Erſt im Frühjahr 1431 räumten die Huſſiten die Stadt, doch währte die Furcht vor neuen Ueber-

fällen derſelben fort, ſo daß man erſt 7 Jahre nachher ſich wieder anzubauen wagte, und auch die ehemaligen Bewohner des verheerten Dorfes Schmachtenhayn nun in der Werdervorſtadt ſich anſiedelten. Leider wurde Guben 1450 wieder durch Brandunglück heimgeſucht, und 1468 durch eine Peſt, welche die Hälfte der Einwohner hinwegraffte.

Beide Lauſitzen waren indeſſen auf's Genaueſte mit Böhmen verbunden worden. Nach des böhmiſchen Königs *Georg Podiebrad* Tode kämpften *Wladislav* von Polen und *Matthias Corvinus*, König der Ungarn, um den Beſitz ſeiner Länder; in dieſem Kampfe wurde Guben durch die Ungarn verwüſtet. Matthias ſtarb in der Mitte ſeiner Heldenlaufbahn 1490, und die Lauſitzer unterwarfen ſich, zugleich mit den Ungarn, dem Scepter des Wladislav. Ihm folgte ſein Sohn *Ludwig*, nach deſſen frühem Tod beide Markgrafthümer an das Haus *Oeſterreich* fielen.

Schon 1524 hatte in Guben die Reformation Eingang gefunden. Der erſte evangeliſche Pfarrer war M. *Leonhard Reif*, deſſen Luther in ſeinen Tiſchreden gedenkt. — Das ſcharfe Mandat, durch welches König *Ferdinand* von Böhmen gebot, die vertriebenen Mönche wieder aufzunehmen und alle Prieſterſtellen mit Päpſtlichgeſinnten zu beſetzen, konnte weder die Glaubensanſichten ändern, noch die Gemüther beruhigen. Gleichwohl verhielt ſich die 1544 mit dem Privilegium des freien Salzhandels begnadigte Stadt während des ſchmalkaldiſchen Krieges ſo ruhig, daß ſie dafür vom Kaiſer den Beinamen „*Fida*" (die Getreue) erhielt.

Das Jahr vorher (1536 d. 13. Oct.) war die Stadt bis auf Kirche, Rathhaus und 7 Häuſer abgebrannt, bei dieſem großen Feuer jedoch Niemand umgekommen, als ein Sträfling, der wegen Diebſtahls im Gefängniſſe am Kloſterthore, wo das Feuer auskam, geſeſſen hatte. — In demſelben Jahrhunderte wurde Guben zweimal (1522 und 1585) durch die Peſt entvölkert.

Die ſeit 1623 an das *Kurhaus Sachſen* gekommene Stadt wurde 1631 von den Truppen der Ligue, 1633 und 34 von Wallenſteins Soldaten geplündert. Nicht weniger hart war ihr Schickſal, als der Kurfürſt *Johann Georg* I. dem ſchwediſchen Bündniſſe entſagt hatte: denn nun wütheten hier die Schweden. Sie belagerten unter General *Stahlhantzſch* 1642 die Stadt 3 Wochen lang, verbrannten dabei die Weinpfähle und Reben, wuſchen die Pferde mit Wein und erpreßten mehre Tauſend Thaler Kontribution. 1645 wurde ſie von den Sachſen gegen *Anderſon* glücklich vertheidigt. — Alle dieſe Drangſale wurden noch durch die Peſt vergrößert, welche die Stadt 1631 und 37 heimſuchte.

(*Beſchluß folgt.*)

Die Stadt Zwickau,
hiſtoriſch und topographiſch geſchildert.
(*Beſchluß.*)

Das baufällige Gewandhaus wurde abgetragen und am 9. Mai 1522 der Grundſtein zu dem gegenwärtigen, ganz aus Stein erbauten Gewandhauſe gelegt, welches in den Kriegsjahren 1812 und 1813 zu einem franzöſiſchen Militairlazareth diente, 1815 aber durch Fürſorge des Bürgermeiſter Ferber einen geräumigen, geſchmackvoll decorirten Saal erhielt, in welchem größere Concerte und öffentliche Bälle gegeben werden, wie denn der Vorſaal auch als Theater benutzt wird.

Zu bemerken iſt ferner ein im Jahre 1822 erbautes neues *Stadt-Armen- und Krankenhaus*, ein *Hospital* auf dem Margarethen-Kirchhofe, indem das Gebäude des *St. Georgenhospitals*, erſt 1720 neu eingerichtet, einſtweilen ſeit 1818 zum Local der Stadtſchule benutzt, erſt nach Erbauung des neuen Stadtſchulgebäudes ſeiner urſprünglichen Beſtimmung zurück gegeben werden dürfte, da das oben erwähnte Margarethenhospital, 1631 weggebrannt, 1655 wieder erbaut, wohl kaum für das Bedürfniß ausreicht. Während früher bei jeder Kirche, in der Nähe des Marien- und des Katharinen-Kirchhofs, ſowie im Kloſter innerhalb der Stadtmauern, ein Begräbnißplatz vorhanden war: ſo wurde, weil Johann (der Beſtändige) noch als Herzog 1521 das Anlegen der Gottesäcker in den Städten unterſagte, für alle Bewohner der Stadt und der Vorſtädte, mit Ausnahme der nach St. Moritz Eingepfarrten, der gegenwärtige *Gottesacker* in der Nähe der St. Margarethenkirche angelegt und am 18. Novbr. 1521 geweiht, 1579 aber erweitert. — Das *Schießhaus* am Wege nach Weißenborn gelegen, 1553 erbaut, 1632 von den Kaiſerlichen weggebrannt und ärmlich wieder aufgebaut, hat einen geräumigen Schießanger. Uebrigens zählt die Stadt 4 *Hauptthore* und *zwei Pforten*, *zwei Marktplätze*, 14 *Hauptgaſſen* nebſt mehren Seitengäßchen und freien Plätzen. Das ſtädtiſche *Brauhaus* beeifert ſich in neuerer Zeit gutes Bier zu liefern. Zwickau hat eine *Buchdruckerei* und eine *lithographiſche Druckanſtalt*, 3 *Buchhandlungen*, 2 *Apotheken*, 7 *Gaſthäuſer* in der Stadt und 4 in den Vorſtädten. Unter den Gaſthäuſern in der Stadt iſt in hiſtoriſcher Beziehung zu bemerken *der Anker* als das von Martin Römer erbaute Haus, und in der Vorſtadt das Paradies, früher ein dem Rath gehöriges Vergnügungs- oder Luſthaus, in welchem aus dem dabei gelegnen Keller Wein geſchenkt wurde, nah an der Mulde gelegen und von großen Linden umgeben.

Im Jahre 1632 zerſtört, iſt dieſe Schänkwirthſchaft ein Privateigenthum mit dem Privilegium Bier zu ſchenken und Fremde zu beherbergen geworden. Außer andern Vergnügungsorten, welche meiſt Privatgeſellſchaften in Gärten vor der Stadt gehören, ſind die *Bergkeller* zu erwähnen, welche ſeit dem Jahre 1511 das Recht haben während des Sommers Bier zu ſchenken. Man findet ſie am Fuße des Brückenberges an der Mulde rechts vor dem niedern Thore, während die früheren, urſprünglich angelegten vor dem Tränkthore, das auch vom Wein- und Bierſchank den Namen hat, meiſt eingegangen und verſchüttet ſind.

Eine ganz neue Anlage iſt das *Schwanenſchlößchen* links vom Wege nach Reichenbach. Die Stadt hat ferner 5 Mühlen, eine *Graupen-*, eine *Walk-* und eine *Papiermühle*. Die *Schloßmühle*, 1530 neu erbaut, früher dem Schloſſe eigenthümlich, kam 1549 durch Tauſch an den Stadtrath, der ſie aber ſpäter wieder an Privatperſonen verkaufte. Die *Lerchenmühle* iſt Communeigenthum, erbaut im Jahr 1635. Die zwei *Polir- und Schleifmühlen*, welche beſonders berühmt waren, da in ihnen die eiſernen Harniſche ſchön polirt wurden, wurden 1634 weggebrannt. Eine noch

Digitized by Google

Digitized by Google

Dr. Martin Luther

Digitized by Google

vorhandene ging im Jahre 1836 ein und wurde zu einer Fabrik eingerichtet. Aus der Mulde wird das Waſſer mittelſt eines ſogenannten Gießrades in die Bäche der Stadt geleitet. Zur Stadt gehören ferner mehre Teiche, aus welchen jährlich Deputatfiſche verabreicht werden, das Rittergut Bielau nebſt Niederhaslau, das Pietzſchiſche Gut bei Planitz, das rothe Vorwerk, die Rathswieſe bei Weißenborn, der Burkhardtwald bei Lauter, das Haarholz, die Steinbrüche bei der Cainsdorfer Mühle ꝛc. und eine Ziegelſcheune. Neuerlich hat man auch auf dem Neudörfler Gebiet, welches, ſowie die Stadtgüter Marienthal, Pöhlau, Weißenborn und Reinsdorf mit zur Stadt gehören, Bohrverſuche auf Steinkohlen gemacht. Die chemiſch-pharmaceutiſche Fabrik von Devrient und zwei Wollſpinnfabriken liegen ebenfalls im Stadtbezirke. Früher florirten in Zwickau beſonders Tuchmacher, Krempelſetzer und Nagelſchmiede. Die Stadt hat 4 Jahrmärkte, zwei Wochen- und Getreidemärkte, auch zwei Wollmärkte im Jahre. Der Rath hat 3 Freiſtellen in der Grimmaiſchen Fürſtenſchule zu vergeben, übt das Patronat über die Kirchen und Schulen der Stadt ſowie der Parochie St. Moritz, ingleichen über die Dörfer Bielau, Weißenborn und Marienthal. In Garniſon iſt hier der Stab des Linien-Infanterie-Regiments Prinz Georg. Von Behörden ſind in Zwickau die Kreis-Direction, das Kreis-Appellationsgericht, das Juſtiz-Amt, das Rentamt, die Amtshauptmannſchaft, das Steuer-Amt, der Stadtrath nebſt dem Stadtgericht ſo wie die Superintendentur, gegenwärtig auf 32 Parochien beſchränkt.

An Gärten, Wieſen und Feldern iſt die Umgebung der Stadt reich und bildet eine ſchöne fruchtbare Aue. Die Stadtmauern ſtehen zwar noch und mit ihnen 2 Thore und ein anderer Feſtungsthurm, jedoch zu Wohnungen und Privatzwecken benutzt, die Stadtgräben aber ſind ſchon ſeit länger als 25 Jahren ausgefüllt und zu fruchtbaren Gärten umgeſchaffen. Faſt alle Bauſtellen in der Stadt ſind mit Wohnhäuſern beſetzt. Der Miethzins ſo wie überhaupt der Lebensunterhalt iſt bedeutend theuer.

In neuerer Zeit verdienen als allgemein gekannte, in Zwickau geborene Perſonen erwähnt zu werden: die berühmte Schauſpielerinn Friederike Caroline Neuber, geb. im J. 1694 oder 1700, geſt. im J. 1760; der Philolog Johannes Aloys Martyni Laguna (eigentlich Karl Friedrich Martini), geb. d. 20. Jan. 1755, geſt. am 19. April 1824; der als Herausgeber d. Biene, als Stadtrath zu Zwickau und als Landtagsabgeordneter bekannte M. Carl Ernſt Richter, geb. 1795 und der 1833 geſtorbene Generalſuperintendent zu Riga, Carl Ernſt v. Bergk.

H.

Dr. Martin Luther.

Wie bekannt auch die Geſchichte der Reformation iſt, und wie unmöglich es ſeyn mag, dieſelbe — nach dem Vorgange ſo vieler ausgezeichneten Geſchichtsſchreiber — von einer neuen, anziehenden Seite darzuſtellen: ſo darf dieſe großartige Begebenheit, deren Schauplatz zum Theil unſer Vaterland war, dennoch in unſerer Saxonia nicht übergangen werden. Durch die früher gegebenen Biographien einiger Fürſten, deren Leben mit der Kirchenverbeſſerung im genauen Zuſammenhange ſteht, haben wir uns einigermaßen vorgegriffen; doch werden wir jetzt, möglichſt jede Wiederholung vermeidend, das große Ganze ſelbſt in einer gedrängten Ueberſicht darſtellen, und zwar ſo, daß dabei die Lebensgeſchichte Luthers als Folie dient. War er es doch, von deſſen kräftigem Geiſte die erſte Anregung ausging, und welcher fortwährend die Seele des ganzen Werkes blieb! — Daran ſollen ſich noch kurze Biographien der übrigen ausgezeichneten Männer reihen, die an der ſächſiſchen Reformation nähern Antheil genommen haben.

Die einfache Lehre des Evangeliums war im Laufe der Jahrhunderte auf mancherlei Art verunſtaltet worden. Mag es auch immerhin der fromme Sinn geweſen ſeyn, der die prachtvollen Dome erbaut, die Zahl der Feiertage vermehrt, und den Gottesdienſt ſelbſt mit Ceremonien überladen hatte, ſo gab doch dieß Alles die nächſte Veranlaſſung, daß die Anbetung Gottes im Geiſte und in der Wahrheit einem abergläubiſchen Lippendienſte und einer ſinnlichen Werkheiligkeit weichen mußte. In den zahlloſen Heiligen ſchienen die Götter der alten Heiden wieder aufgelebt: denn der feine Unterſchied, welchen die Kirchenlehrer zwiſchen „Anbetung" und „Verehrung" machen wollten, ging für das Volk verloren, und der Heilige, vor welchem man das Knie beugte, trat in der Seele des Betenden wohl nur zu oft an die Stelle Gottes ſelbſt. Die Klöſter, anfangs wirkliche Pflanzörter des Chriſtenthums und Wohnſitze ächter Mildthätigkeit, waren nun Freiſtätten des Müſſigganges, der Schwelgerei und Sittenloſigkeit geworden. Auch der Eigennutz und die Herrſchſucht der Geiſtlichen hatten das Ihrige gethan, die chriſtliche Glaubens- und Sittenlehre ſo zu verwirren, daß man kaum die urſprüngliche Geſtalt derſelben wieder erkannte.

Am nachtheiligſten aber auf die Sittlichkeit des chriſtlichen Volkes wirkten unſtreitig die ſchon früher aufgekommenen, doch beſonders ſeit 1300 überhand nehmenden Indulgenzen. Der Eintritt eines neuen Jahrhunderts nämlich wurde von Papſt Bonifaz VIII. dazu benutzt, den Chriſten, welche in genanntem Jahre zur Peterskirche wallfahren würden, einen allgemeinen Ablaß zuzuſichern. Denn — ſo lehrt die katholiſche Kirche — viele Heilige haben mehr gute Werke gethan, als zu ihrer Seligkeit nöthig geweſen wären; daraus iſt ein Schatz entſtanden, deſſen Verwaltung in den Händen des Papſtes liegt, und aus welchem er, zum Beßten der ſündigen Chriſtenheit, ſo viel er will ablaſſen kann. Sollten auch durch dieſe Indulgenzen zunächſt nur die ſogenannten Kirchenſtrafen (vom Beichtvater aufgelegte Büßungen) erlaſſen werden: ſo wurden ſie doch gar bald auf Vergebung der Sünden überhaupt, und auf Erlöſung aus dem Fegefeuer (dieſem ſeit dem 6. Jahrhunderte erſonnenen Schreckbilde) ausgedehnt. Anfangs mußte man den Ablaß in Rom ſelbſt holen, aber ſpäterhin wurde er vom Papſt auch einigen höhern Geiſtlichen übertragen, ja endlich ſogar Ablaßkrämer allerwärts ausgeſendet. Bei der Einträglichkeit dieſes Handels darf es uns nicht wundern, daß man damit nicht wieder auf den Anfang eines neuen Jahrhunderts wartete, ſondern bereits nach 50 Jahren, dann ſogar nach je 25 Jahren ein Jubeljahr eintreten ließ.

Längſt ſchon hatten ſich Stimmen gegen alle dergleichen Mißbräuche erhoben, doch die Bande der Hierarchie (geiſtlichen Herrſchaft), von welchen, gleich

Digitized by Google

einem Zaubernetze, die chriſtliche Welt umſponnen war, ließen ſich nicht ſo leicht löſen. Die zum Geſetz erhobene Eheloſigkeit des Clerus feſſelte dieſen inniger an Rom, und durch die faſt unmöglich gewordene Schriftforſchung war jeder beſſern Einſicht die Pforte verſchloſſen. Bannflüche und Ketzergerichte droheten Allen, die es wagen würden gegen den Kirchenglauben in die Schranken zu treten. Die kühnen Verſuche einiger freiſinniger Männer, die Märtyrer ihres Glaubens geworden waren, mußten allen Andern zur Warnung dienen: ſo ſtarb Peter Wald, ein franzöſiſcher Kaufmann, heimathlos, und gegen ſeine Anhänger wurde (1209) ein Kreuzzug angeordnet; Joh. Wicliffe, Profeſſor in Oxford (geſt. 1384) wurde ſeines Amtes entſetzt; und der muthvolle Böhme Joh. Huß (1414), ſein Freund Hieronymus von Prag (1416) und der Dominikaner Savonarola zu Florenz (1498) büßten ihre Kühnheit auf dem Scheiterhaufen. — Doch die Bahn war gebrochen, das Bedürfniß einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern war fühlbar geworden, mehre Fürſten ſogar hatten ſich dafür ausgeſprochen, und die wieder hell auflodernde Fackel der Wiſſenſchaft leuchtete drohend in die Nacht des Aberglaubens. Unter vielverſprechenden Ausſichten wurde (1511) das Concil zu Piſa eröffnet, aber trotz der auf Kirchenverbeſſerung dringenden Vollmachten, womit die Geſandten des Kaiſers Maximilian und die des Königs von Frankreich verſehen waren, — wurden die Hoffnungen der Beſſergeſinnten abermals getäuſcht.

Doch die Vorſehung hatte ſchon von einer andern Seite her Hilfe bereitet. Der Auguſtinermönch Martin Luther war auserſehn, ſiegreicher als Wicliffe und Huß, kräftiger als Fürſten und Concile, gegen den in die Kirche hereingedrungenen Aberglauben zu kämpfen, und in den kirchlichen wie politiſchen Verhältniſſen der chriſtlichen Welt eine von ihm ſelbſt Anfangs weder beabſichtigte, noch geahnte Veränderung hervorzubringen. Gleich vielen großen Männern iſt auch er nur aus niedrigem Stande hervorgegangen, denn ſein Vater, Hans Luther, war Schieferhäuer zu Möhra, einem Dorfe bei Salzungen. — Eisleben, wo Martin den 10. November 1483 geboren wurde, verdankt die Ehre, ſeine Vaterſtadt zu ſeyn, nur dem Zufalle, daß ſich ſeine Aeltern des Jahrmarktes wegen dort eine Zeitlang aufhielten. Einer andern Nachricht zufolge hatten ſie ſich jedoch ſchon vor Martins Geburt von ihrem frühern Wohnorte weggewendet; eine freilich unverbürgte Sage fügt hinzu, Hans Luther habe um eines unvorſätzlichen Todtſchlags willen ſeine Heimath verlaſſen. Nur ſo viel iſt gewiß, daß Martin's Aeltern ſich ſpäter in Mansfeld niederließen und der talentvolle Knabe hier den erſten Unterricht empfing. Durch die oft übertriebene Strenge der älterlichen Zucht*) konnte das Feuer ſeines kräftigen Geiſtes nicht gedämpft werden, und ſchon auf der lateiniſchen Schule zu Mansfeld berechtigten ſeine Fortſchritte zu großen Hoffnungen. Hans Luther entſchloß ſich daher, ſeinen Sohn ſtudiren zu laſſen, obgleich die geringen Glücksgüter der Familie die weitere Ausbildung des Knaben nicht zu begünſtigen ſchienen.

So ging denn der 14jährige Martin nach Magdeburg, welches er jedoch ſchon im folgenden Jahre verließ, weil er in Eiſenach, wo ſeine Mutter (Margaretha geb. Lindemann) Verwandte hatte, manche Erleichterung ſeiner Studien zu finden hoffte. Doch auch hier mußte er als Currendaner ſein Brod vor den Thüren erſingen, bis eine chriſtlich-geſinnte Frau, Urſula verw. Cotta geb. Scholl, ſich ſeiner annahm. — Schon 1501 konnte er die Univerſität Erfurt beziehen und jetzt ſorgenfreier den Wiſſenſchaften leben, da ſich indeſſen die Umſtände ſeiner Aeltern verbeſſert hatten. Mehr dem Wunſche ſeines Vaters, als der eignen Neigung folgend, widmete er ſich der Jurisprudenz, und erlangte bereits im 20. Lebensjahre die Magiſterwürde. Hier in Erfurt war es auch, wo ihm auf der Univerſitätsbibliothek zum erſten Male eine vollſtändige Bibel in die Hände kam; in Erfurt war es, wo er während einer gefährlichen Krankheit durch den Troſt eines alten Prieſters aufgerichtet wurde, der ihm zurufte: „Seid getroſt! Ihr werdet dieſes Lagers nicht ſterben; unſer Gott wird noch einen großen Mann aus euch machen, der viel Leute tröſten wird.“

Wie ſehr Luther ſelbſt damals noch in den Vorurtheilen ſeiner Zeit befangen war, zeigt ſein ſchnell gefaßter und eben ſo ſchnell ausgeführter Entſchluß in's Kloſter zu treten (1505). Der plötzliche Tod eines ſeiner Freunde und ein gewaltiges, ihn auf einer Rückreiſe von Mansfeld nach Erfurt überraſchendes Gewitter ſcheinen an jenem Entſchluſſe gleichen Antheil gehabt zu haben. Sein Vater war mit dieſer Veränderung ſeines Lebensplanes höchſt unzufrieden, und Luthern ſelbſt verurſachte die väterliche Mißbilligung nicht wenig Unruhe. Dazu kam, daß er im Auguſtinerkloſter zu Erfurt die niedrigſten Geſchäfte verrichten, das Thürhüteramt verwalten, die Zellen ausfegen, mit dem Bettelſacke gehen mußte, und folglich ſeinen Studien nicht ſo, wie er es wünſchte, obliegen konnte. Eine tiefe Schwermuth bemächtigte ſich ſeiner, und er würde derſelben ohne das Wohlwollen eines ſeiner Vorgeſetzten unterlegen ſeyn. Dieſer, D. Johann von Staupitz, Generalvikar des Auguſtinerordens in Teutſchland, lernte den jungen Mönch kennen, und wegen ſeiner Frömmigkeit und ſeines Fleißes achten. Er ſah wohl, daß Bruder Martin in dieſem Kloſter nicht am rechten Orte wäre, und fand bald Gelegenheit, demſelben eine würdigere Stellung anzuweiſen. Die Univerſität Wittenberg war (1502) eröffnet worden: hierher wurde Luther von Friedrich dem Weiſen auf Staupitzens Empfehlung berufen; 1508 trat er, ein Jahr früher zum Prieſter geweiht, ſein neues Lehramt an und erntete bald großen Beifall.

Sein jetziges Verhältniß nöthigte ihn, noch mehr in der heiligen Schrift zu forſchen, und je vertrauter er mit derſelben wurde, deſto mehr mußte er über die theologiſchen Anſichten ſeiner Zeit ſich erheben, deſto mehr mit dem herrſchenden Glauben in Gegenſatz treten. Entſcheidend für ſeine Ueberzeugung war beſonders eine Reiſe, die er (1510) in Angelegenheiten ſeines Ordens nach Rom unternehmen mußte. Der Leichtſinn, womit die italieniſchen Mönche das Heiligſte behandelten, das „fratello, passa, passa!“ („Bruder, drüberhin! drüberhin!“) welches ſie ihm zuriefen, als er die Meſſe nicht ſchnell genug abſang, vor Allem aber die Sittenloſigkeit des römi-

*) Luther: „Mein Vater ſtäupte mich einmal ſo ſehr, daß ich ihn floh, und ward ihm gram, bis er mich wieder zu ſich gewöhnte.“ — „Die Mutter ſtäupte mich einmal um einer geringen Nuß willen, daß das Blut hernachfloß.“

Digitized by Google

ſchen Hofes ſelbſt — wirkte tief auf ihn. Solche Eindrücke in der Seele, kehrte er nach Wittenberg zurück. (Fortſetzung folgt.)

Heinrich von Plauen,

Hochmeiſter des teutſchen Ordens.

(Beſchluß.)

Die Lage der Belagerer wurde mit jedem Tage unheilvoller. Die Verwüſtung der Felder rächte ſich an den Urhebern, von allen Seiten zogen Söldnerhaufen zum Entſatz der Burg herbei, und die rothe Ruhr raffte täglich Hunderte von dem Belagerungsheere weg. Der Großfürſt Witold war der Erſte, welcher am 11. September um die Erlaubniß bat, mit ſeinem Heerhaufen abziehen zu dürfen, und ſeinem Beiſpiele folgte bald der Herzog von Maſovien. Der König blieb, obgleich der Unwille unter den Großen ſeines Heeres und das Murren der unbezahlten Soldaten lauter wurde, und erſt die Nachricht, daß der König von Ungarn in Polen eingefallen ſey, ſchien ihm ein hinlänglicher Grund zu ſeyn, die Belagerung am 19. Septbr. mit Ehren aufheben zu können. Ueber Stuhm, Marienwerder und Thorn ging er nach Polen zurück, und erfuhr dort, wie alle ſeine Eroberungen in kurzer Zeit wieder verloren gingen.

Heinrich v. Plauen hatte das Ordenshaus gerettet, mit dem Hauſe den Orden und durch den Orden teutſche Bildung, teutſche Sitten und teutſches Geſetz. Noch aber war der Orden in einer ſchwierigen Lage und nichts bedurfte er jetzt mehr als ein feſtes Oberhaupt. Heinrich ſetzte die Kur zum Sontag vor Martini den 9. Nov. feſt, und ward in derſelben einſtimmig zum Hochmeiſter ausgerufen, denn alle Ritter waren von ſeinem Verdienſt durchdrungen, und nur wenig Lockendes hatte in dieſen bedrängten Zeiten die hochmeiſterliche Würde.

Ehe der neu erwählte Meiſter auf etwas anders ſann, zog er aus, das Land von der polniſchen Beſatzung zu räumen. Die Burgen zu Stuhm und Marienwerder fielen nach kurzem Widerſtand, und auch Thorn mußte ſich ergeben. Auf dem Wege dahin empfing Heinrich den ſpöttiſchen Glückwunſch zur erlangten Hochmeiſter-Würde vom König von Polen, der ſich vom Papſt und Kaiſer gezwungen ſah, mit dem Orden am 1. Februar 1411 den Thorner Frieden zu ſchließen, welcher für den Orden nur vortheilhaft genannt werden konnte. Der Beſitzſtand blieb, wie er vor dem Kriege geweſen war, nur Samogitien wurde an König Jagello und Großfürſt Witold auf Lebenszeit abgetreten, und der maſoviſche Herzog Ziemovit erhielt das dem Orden verpfändete Ländchen Zawkrze (Zabra) ohne Zahlung wieder. Die Gefangenen ſollten gegenſeitig ausgeliefert werden, jedoch ward der Orden verpflichtet, die Seinigen mit 100,000 Schock breiter Prager Groſchen auszulöſen. —

Auf dem Hochmeiſter aber laſtete noch unendlich viel. Das Ordenshaus mußte wieder in wehrhaften Stand geſetzt werden, die Bürger Marienburgs baten um Wiederaufbau ihrer geopferten Stadt, Verwüſtung war an allen Orten und Hilfe war überall nöthig. Hierzu kamen die Forderungen des Königs von Polen; der König von Ungarn und Böhmen verlangte für geleiſtete Hilfe Entſchädigung und die Söldner-Hauptleute und die Fürſten, welche dem Orden Hilfsvölker auf Sold zugeſandt hatten, mahnten dringend um den verdienten Lohn. Und doch erklärten der teutſche Meiſter Konrad v. Eglofſtein, der Heermeiſter Konrad v. Vittinghof, und die Komthure der Baleien die Unmöglichkeit, den Orden in Preußen mit Geld zu unterſtützen.

Bei ſolchen außerordentlichen Fällen hielt Heinrich außerordentliche Maßregeln für nothwendig. Mehre Ritter, die in der Zeit der Gefahr ihre Pflicht nicht gethan, drei vom kulmiſchen Adel, welche der Landesverrätherei verdächtig waren, wurden hingerichtet, die Thorner Rathsherren, welche den König von Polen mit offnen Armen empfangen, abgeſetzt, und der Biſchoff von Ermeland floh, um ſeiner Strafe zu entgehen, nach Lübeck. Nur Danzig, das ſich ohne Belagerung den Polen ergeben, blieb ungeſtraft, da die Stadt zu mächtig und ſie ſich jetzt bei des Ordens Geldnoth erbot, 100,000 Dukaten vorzuſchießen.

Der Verkauf einzelner Ordensgüter in Böhmen vermochte nur wenig das Ungeſtüm der Gläubiger hinzuhalten. Dem Hochmeiſter blieb endlich nichts übrig, als in Preußen eine allgemeine Schatzung anzuordnen. „Um unſerem Gedränge zu wehren,“ ſchreibt er dem Meiſter in Teutſchland, „haben wir uns ſelbſt beſchätzet und alle unſere Ordensgebietiger, Amtleute und Brüder, dazu alle dienſtpflichtigen Ritter, Knechte Bürger und Bauern, Prälaten des Landes zu Preußen, geiſtliche und weltliche Unterſaſſen, ſo hoch wir konnten. Trotz deſſen aber haben wir, um uns zu löſen von der Berichtigung, unſere ſilbernen Näpfe, Schalen, Becher, Kelche, Monſtranzen verſchmelzen laſſen von unſern Gebietigern und allen unſern Häuſern.“

In ſolcher Noth wurde Heinrich ferner gezwungen, von den Landesrittern die Gelder einzuziehen, mit denen ſie der Orden in einer glücklicheren Zeit unterſtützt hatte, ja er entſchloß ſich Münzen von geringem Werth ſchlagen zu laſſen. Die ſchweren Auflagen drückten Treue und Pflichtvergeſſene gleich empfindlich, und der Hochmeiſter ward als die Urſache des Druckes angeſehn. Danzig lehnte ſich mehremale auf, es bildete ſich eine Verſchwörung gegen ſein Leben, an der ſowohl Ordens- als auch Landesritter der auftauchenden Eidechſengeſellſchaft Theil nahmen. Zwar wurde dieſelbe entdeckt, und die Theilnehmer beſtraft, doch hiermit war nur ein Ausbruch der gefährlichen Stimmung, nicht die Stimmung ſelbſt beſeitigt.

Die Mißernte und der Mäuſefraß im Jahre 1412 ſteigerten den Jammer und das Elend immer höher. Von weltlicher Hilfe ſchien keine Rettung mehr zu erwarten, man wandte ſich an den Himmel. Auf allen Häuſern des Ordens, in allen Klöſtern, Städten und Dörfern wurde wöchentlich dreimal Gottesdienſt gehalten, ins Haupthaus Marienburg wurden 12 Mönche gerufen, und wenn das Chor beim Gottesdienſt ſchwieg, ſo ſtimmten die Mönche den Pſalter an. Die Gebete aber wurden nicht erhört, der König von Ungarn blieb, trotz der zu ihm geſchickten Geſandſchaft, ſtreng in ſeinen Geldforderungen, und eine neue Schatzung wurde dem Lande aufgelegt, von Neuem mußten die Ordensgebietiger Alles, was ſie von Werth beſaßen, hergeben, die Schuldenlaſt zu decken. —

Während dieſer drückenden Geldnoth mußte der Hochmeiſter immer ſchlagfertig dem polniſchen Reiche gegenüber ſtehen, von dem der Wiederbeginn der

Digitized by Google

Feindſeligkeiten täglich zu befürchten ſtand. Anſtatt daß nun der Orden die Nothwendigkeit eingeſehen hätte, ſich in Einigkeit dem Oberhaupte feſt anzuſchließen, ſo traten vielmehr ſtärker wie je Parteien hervor, die ſich gegenſeitig zu unterdrücken ſuchten. An der Spitze der Mißvergnügten ſtand Michael Küchenmeiſter v. Sternberg, der zur Zeit der tannenberger Schlacht Pfleger in der Neumark war, und ſich in der unglücklichen Zeit des Ordens um denſelben ſehr verdient gemacht hatte. Heinrich erkannte ſeinen Werth, ernannte ihn zum Ordensmarſchall und verwandte ihn oftmals zu Geſandtſchaften nach Ungarn und Polen. Hiermit war jedoch der Ehrgeiz dieſes Mannes nicht geſtillt, der gern ſelbſt den Platz des Hochmeiſters eingenommen hätte. Heinrich fühlte nur zu gut, wie wenig Unterſtützung er von ihm und den übrigen Gebietigern des Ordens zu erwarten habe, und berieth daher lieber mit ſeinem Vetter, dem Komthur von Danzig, und einem geheimen Rath, den er ſich aus ihm ergebenen Rittern, Edelleuten und Städtern erwählte, die Angelegenheiten des Landes, als im Ordenskapitel, und beſetzte oft Ordens-Aemter mit jungen rüſtigen Leuten, von deren Treue er verſichert war, und von deren Thätigkeit er ſich mehr verſprach, als von denen, die im Alter bereits vorgerückt waren. Die jungen Männer, meiſtens aus hohem Adel und niederteutſchen Familien entſproſſen, und häufig der Lehre Wicliffs zugethan, bildeten die dem Hochmeiſter anhängende Partei, und wurde von den oberteutſchen Rittern aus niederem Adel die Rabenneſter genannt, während ſie von dieſen wiederum ſpottweiſe Wachtelbuden genannt wurden, weil ſie bei den unſchädlichſten Handlungen des Hochmeiſters Lärm machten und anſchlugen. Dieſe Unzufriednen bemäntelten ihren Haß gegen den Hochmeiſter mit der Sorge für die Religion und für Erniedrigung der Abgaben, und zogen ſo die Geiſtlichkeit und das ſchwer belaſtete Volk auf ihre Seite, ihre Zahl wuchs mit jedem Tage, und ins Geheim klagten ſie ihn wegen Verletzung der Verfaſſung und Religion beim Papſt und Kaiſer an. Der entſetzte Biſchof von Ermeland wurde zur Betreibung dieſer Anklage erwählt, und dieſer ergriff mit Freuden die lang erſehnte Gelegenheit, ſich an Heinrich zu rächen.

So weit war die Verſchwörung gediehen, als der Hochmeiſter den Obermarſchall und die übrigen Gebietiger in Preußen auf den 11. Octbr. 1413 zum Kapitel auf die Marienburg berief. Die Stimmung, die gegen ihn herrſchte, wurde nur zu bald laut, und er ſelbſt hielt ſich in ſeiner Burg vor ſeinen eignen Ordensbrüdern ſo wenig ſicher, daß er ſein Gemach mit ſtarken Riegeln und Schlöſſern verſehen ließ, und ſich beſtändig mit einer bewaffneten Dienerſchaft umgab. Seine Feinde aber verſammelten ſich dagegen eigenmächtig unter dem Vorſitz des Marſchalls im Kapitelſaal, und erklärten hier am 11. Octbr. 1413 des Meiſters Abſetzung. Darauf begaben ſich die oberſten Gebietiger in des Meiſters Gemach, und nahmen ihm die Schlüſſel des Hauſes, und des Ordens und Meiſters Siegel ab.

Am 15. Octbr. zog Heinrich v. Plauen aus der Marienburg, die er vor drei Jahren mit ſeinem Blute vertheidigt, ausgeſtoßen von denſelben Männern, die ihn hier als Retter des Ordens erhoben und ihm ewige Treue geſchworen hatten.

Auf der Burg zu Engelsberg, welche man ihm auf ſein Geſuch übergab, lebte er in ſtiller Zurückgezogenheit, bis er in den erſten Tagen des Jahres 1414 nach Marienburg berufen wurde, um hier vor dem Meiſter aus Teutſchland und Liefland und dem geſammten Ordenskapitel zur Verantwortung gezogen zu werden.

Mit Ruhe und Faſſung hörte er noch einmal die Klagepunkte an, dann ſtand er auf und vertheidigte ſich in einer hinreißenden Rede, allein der Haß der Gebietiger war zu feſtgewurzelt, als daß ſie ihm Gehör gegeben hätten. Die Abſetzung ward für gerecht erklärt, man ſchritt zur neuen Wahl. Michael Küchenmeiſter von Sternberg errang den ſündlichen Preis. Der alte Meiſter ſchwor ihm nach des Ordens Regel den Eid der Treue und des Gehorſams, und ging auf ſein einſames Komthurhaus zurück. Mit ihm wurden viele ſeiner Anhänger ihrer Aemter entſetzt, unter ihnen befand ſich auch Heinrichs Vetter, der Komthur zu Danzig, der zum Pfleger von Lochſtädt ernannt wurde, aber zum König von Polen floh, um ihn zu vermögen, ſeinen Vetter wieder zu der geraubten Würde zu bringen. Die Flucht des alten Hochmeiſters wurde dort verabredet. Michael Küchenmeiſter aber entſetzte denſelben, obgleich er dieſen Unterhandlungen ganz fremd geblieben, ſeines Komthuramtes, und wies ihn nach der Burg Brandenburg und von da nach Lochſtädt am Strande der Oſtſee.

Hier hören wir den gefangenen Meiſter klagen, daß er nicht Bier zu trinken habe und ſchwarzes Brod eſſen müſſe, ja daß er Hunger leide, wenn er ſich ſeine Speiſen nicht ſelbſt kaufen wolle.

Wie er ſeinen Brüdern früher ein Beiſpiel der Kraft und Treue geweſen, ſo konnten ſie jetzt Gehorſam und Demuth von ihm lernen, und ſelbſt ſeine Feinde mußten die Ergebung bewundern, mit welcher er den harten Wechſel eines unverdienten Geſchicks ertrug. Er überlebte noch den Fall ſeines Feindes, deſſen Ehrgeiz er hauptſächlich unterlegen. Michael von Sternberg vermochte den Krieg mit Polen, welchen er ſeinem Vorgänger ſo ſchwer zum Verbrechen anrechnete, nicht zu vermeiden, er erlag unter der drückenden Laſt ſeines Amtes, und ſah ſich endlich genöthigt 1422 abzudanken. Wie ſehr auch die Partei des Grafen Heinrich in Teutſchland und Preußen ſich für ihn verwandt hatte, er blieb in ſeiner Haft in Lochſtädt. Erſt unter Paul von Rusdorf, der Michael v. Sternberg folgte, wurde er in anſtändigere Verwahrung gebracht, allein kurze Zeit darauf ſtarb er 1429 im 15. Jahre nach ſeiner Entſetzung, und wurde in der St. Annenkapelle des Ordenshauſes begraben. Dort liegt er von einem einfachen Grabſtein bedeckt, auf dem die Worte ſtehen: „In der Jahrzahl Xſti MCCCCXXIX da ſtarb der erwürdige Bruder Heinrich von Plauen.“ —

A. v. Tr.

Wieſenburg,

von Zwickau und Schneeberg 2, von Kirchberg und und Wildenfels 1 St. und ziemlich in der Mitte dieſer 4 Städte, auch hart an den dahin führenden Straßen gelegen, hat ſeinen Namen mit Recht, es iſt die Burg in der Wieſe. Von einem weiten ſchönen Wieſengrunde umgeben, deſſen grüne Matte der zarte Faden der Mulde durchſchlingt, liegt ſie gleichſam an dem Grenzraine dieſes Grundes, an der

Digitized by Google

IV. 3. Nach der Natur gez. von A. Arrigoni Lith. von C. Müller

Schloſz Wiesenburg.

Digitized by Google

zweiten Stufe des Erzgebirges, die ſich von hier aus über das zweite Thalbecken von Zwickau erhebt und mit dem Uebertritt in ein andres Bergrevier zugleich einen andern Charakter erhält. Es iſt hier der Grenzwall zwiſchen dem düſtern und rauhen Hochland unſeres Erzgebirges und dem freundlichen Hügelland ſeines Vorgebirges, zwiſchen 1000 und 2000′ Meereshöhe, ſtromabwärts ein reizendes, angebautes Thal, ſtromaufwärts eine hohe Mauer waldiger Berge.

Die Lage und Anſicht der Wieſenburg iſt daher eben ſo ſchön, als ihre Ausſicht, wiewohl erſteres nur in Bezug auf ihre Umgebung. Sie ſelbſt imponirt weder durch ihre Höhe, noch durch ihre Bauart. Schon von fern, namentlich wenn man die Straße von Schneeberg herabkommt, von welcher man tief auf ſie herabſieht, erkennt man in ihr nur ein Flickwerk von altem verfallenen Gemäuer und neuen friſchgetünchten Wänden, von einem kahlen eingeſtürzten Thurme und einem neugedeckten Ziegeldache, eine öde Burgruine verwandelt in ein ärmliches Wohnhaus.

Sie ſteht auf einer ſchmalen Hügelzunge, welche, durch einen Bachgrund getrennt und vom weſtlichen Thalgehänge losgeriſſen, halbinſelförmig in's weite Thal der Mulde vorſpringt. Auf dieſer Seite fällt der Hügel ſchroff und felſig ab, auf jener nur als Wieſenhang, ſeine ſenkrechte Höhe über dem Muldenſpiegel beträgt jedoch kaum 50 Ellen.

Die Burg wurde wahrſcheinlich im 11. Jahrhundert von Teutſchen angelegt, war von den Vögten, nachherigen Burggrafen, die auf dem Schloſſe Oſterſtein zu Zwickau reſidirten, abhängig, und wurde nebſt dem dazu gehörigen Grundbeſitz mit der Vogtei Zwickau zugleich meißniſches Lehn, welches dann die Reußen zu Ronneburg inne hatten, wie denn 1359 in der Theilung von Heinrich Reuß des Strengen Söhnen dieſe Beſitzung an Heinrich Reuß den Greizer kam, deſſen Sohn, Heinrich Reuß der Aeltere, ſie an Meißen verkaufte. Nach Markgraf Wilhelms I. Tode erbte Friedrich der Einfältige oder Friedfertige Wieſenburg, nach deſſen Tode es an Meißen zurückkam. Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts erwarben die Herren von der Planitz die Herrſchaft Wieſenburg; 1500 beſaß dieſelbe der Reichsritter Rudolph von der Planitz, der vom Jahr 1494 bis 1513 Amtshauptmann zu Zwickau war, 1522 die erbliche Würde eines Edlen vom Kaiſer erhielt und 1530 in der Kirche zu Planitz beerdigt wurde. Im Jahr 1546 war Heinrich Edler v. d. Planitz Herr von Wieſenburg.

Sein Erbe war der Ansbacher Rath Rudolph, und aus deſſen Schuldenweſen erſtand es im März 1591 der Rath zu Zwickau mit der Stadt Kirchberg und den 12 Dörfern Zſchorlau, Lindenau, Hartmannsdorf, Saupersdorf, Burkersdorf, Eichengrün, Lauterbach, Lauterhofen, Nieder-Crinitz, Culitzſch, Cunnersdorf und Wieſen. Wolfersgrün nebſt Bärenwalde und Lichtenau erkaufte der Rath zu Zwickau, im Jahr 1596 vom Heinrich von Bünau auf Treben für 8300 Mfl. und ſchlug es ebenfalls zur Herrſchaft Wieſenburg. Am 3. Oct. 1618 verkaufte der Zwickauer Stadtrath das Ritterguth Wieſenburg nebſt Zubehör für 65,000 Mfl. ſo wie die Dörfer Hirſchfeld, Lauterholz, Haara, Ober-Crinitz, Bärenwalde und Lichtenau für 9000 Mfl. an den Kurfürſt Johann Georg I., welcher es an den reichen Stadtrichter Hans Schnorr in Schneeberg verpachtete. Im Jahr 1662 ging dieſe Beſitzung an den Herzog Philipp Ludwig zu Schleswig-Holſtein-Sonderburg über, deſſen Linie ſich Holſtein-Wieſenburg nannte und 1744 ausſtarb. Herzog Philipp Ludwig erbaute ein neues Schloß und reſidirte zu Wieſenburg. Nach deſſen Tode erbte das Gut ſein Sohn, der kaiſerliche Feldmarſchall Friedrich im Jahr 1689, von dem es wieder der kaiſerliche geheime Rath Leopold 1704 überkam, welcher katholiſch wurde und hier eine katholiſche Hauskapelle anlegte, im December 1724 aber dieſe Beſitzung an den König Friedrich Auguſt für 128,000 Thlr. nebſt 2000 Thlr. Schlüſſelgeld verkaufte. Von dieſer Zeit an wurde Wieſenburg als Kammergut verpachtet und ein königliches Juſtizamt errichtet, von welchem die Stadt Kirchberg, die ihren beſondern Juſtiziar erhielt, 1831 abgetrennt wurde. Früher wurde in dem ganzen Bezirk Bergbau getrieben, jetzt ſind blos auf dem Neuſtädter Reviere Zechen. Anſehnliche Kupferzechen auf dem hohen Forſte wurden von den Huſſiten zerſtört.

Von der alten Burg ſteht nur noch einiges Gemäuer, der Thurm mit ſeinen 6½ Ellen ſtarken Mauern iſt abgetragen, und der vormalige Wall und der Zwinger ſind in Gärtchen für die Schloßbewohner umgewandelt. In den Schloßhof führt ein Burgthor unter einem Thurme hin, ein äußeres Thor ſchon vorher in den einer Gartenanlage ähnlichen Hof, an deſſen öſtlicher Seite ſonſt das herzogliche Holſtein-Wieſenburgiſche Reſidenzſchloß ſtand, das nach einem vor mehr als 100 Jahren erfolgten Brande abgetragen worden iſt. Der jetzt noch vorhandene neuere, gelb angeſtrichene Thurm iſt nicht ſo alt, gewährt aber von Norden her eine gefällige Anſicht, ſowie man vom Schloſſe aus, beſonders von der Laube des Amtmanns hinter dem Schloſſe, „das ſchöne Plätzchen" genannt, eine angenehme Ausſicht genießt. Früher war das Wieſenburger Bier ſehr beliebt; ein großes elegantes Brauhaus ward 1823 zwiſchen dem Schloſſe und den Wirthſchaftsgebäuden erbaut. Das Gut hat eine ſtarke Brantweinbrennerei auch Hopfenpflanzungen, und die Einkünfte nebſt den Rentamtsintraden betragen jährlich gegen 7000 Thlr., das Pachtquantum des Kammerguts 2400 Thlr. jährlich. Bei dem Schloſſe waren früher nur einzelne Häuſer für das Hofgeſinde und die Dreſcher, jetzt bilden ſie ein Dorf bis faſt an die Chauſſée nach Schneeberg zu, mit 47 Häuſern, einſchließlich der neuerbauten einzeln ſtehenden 10 Häuſer am Mühlberg und der Goldmühle, mit 350 Einwohnern. Die Hölle, ein Gaſthof unter dem Schloßfelſen dicht an der Mulde, über welche eine bedeckte hölzerne Brücke führt, und die Häuſer von der Silberſtraße, ſonſt die arme, auch alte, jetzt „neue Ruhe" genannt, ſowie ein kleines Vorwerk gehören zu der romantiſchen nächſten Umgebung Wieſenburgs. Der Aſchberg hat einen königlichen und zwei Privat-Marmorbrüche, doch ſteht der Wieſenburger Marmor dem Wildenfelſer und Crottendorfer nach. In der Schloßkapelle beſorgte der Pfarrer des damals ſchönburgiſchen Dorfes Schönau ſchon vor der Reformation die Meſſe und den Gottesdienſt. Jetzt iſt Wieſenburg ganz dahin eingepfarrt. Die Schloßkapelle, deren Kanzel und Altarblatt noch in der Schönauer Kirche aufbewahrt werden, ging im Jahre 1805 ganz ein. Man verwendete die Steine zum Bau des neuen Brauhauſes, und an dem Orte, wo ſie geſtanden, befindet ſich jetzt ein Schuppen und unter demſelben ein Keller.

Digitized by Google

Dr. Karl Wilhelm Müller,

Bürgermeiſter zu Leipzig.

(Beſchluß.)

Wie viel und wie ſegenreich der edle Mann in ſeiner Stellung als Bürgermeiſter von Leipzig, deſſen Regierung er zwölfmal verwaltete, für das Wohl dieſer Stadt gewirkt hat, kann hier nur flüchtig angedeutet werden.

Hier ſteht nun unſtreitig das, was er für die Bildung und Erziehung der Jugend leiſtete, oben an. Zwar gab es dießfalls ſchon manches gute Inſtitut in Leipzig und namentlich hatte bereits der Buchhändler Wendler im Jahr 1787 eine Freiſchule für Kinder armer Aeltern errichtet, allein ſie war nur für 60 Kinder, 30 Knaben und 30 Mädchen beſtimmt, nahm auch blos Kinder vom 12. Jahre an auf. Die Begründung mehrer Anſtalten dieſer Art mußte daher bei der großen Anzahl von Kindern aus den niedern Volksklaſſen höchſt wünſchenswerth erſcheinen. Um auch dieſen nützlich zu werden, ſchuf Müller im Jahr 1792 die Rathsfreiſchule, wozu er den Plan, in Verbindung mit ſeinem Freunde, dem hochwürdigen Superintendenten Dr. Roſenmüller, ſelbſt entwarf, die im Jahr 1725 erbauten, für die Schloßmiliz und Artillerie beſtimmten Baraken zu dieſem wohlthätigen Zwecke neu aufführen ließ und der neuen Schulanſtalt, welche anfänglich nur auf einige hundert Kinder berechnet war, ſich aber bald bis über 700 vermehrte, tüchtige Lehrer vorſetzte. „Hätte Müller," ſagt ſein Biograph Dr. Höpfner, „auch kein Verdienſt weiter als dieſes, ſo wäre er ſchon der ſchönſten Bürgerkrone werth."

Eine zweite, nicht weniger dankenswerthe Schöpfung Müllers iſt die Bürgerſchule in Leipzig, welche 1796 auf der vom Kurfürſten Moritz im Jahre 1551 während des ſchmalkaldiſchen Krieges errichteten und nach ihm benannten Baſtei zu erbauen angefangen wurde. Sie hat den Zweck, den Kindern ſolcher Aeltern, welche Schulgeld zu bezahlen im Stande ſind, Unterricht zu gewähren, und wie ſehr Leipzigs Bürger und Einwohner den Nutzen eines ſolchen Inſtituts zu würdigen wußten, ergiebt ſich ſchon daraus, daß im Jahr 1794 acht und zwanzig Handwerksinnungen ſich zu einem Geſuch an den Stadtmagiſtrat um Errichtung einer Bürgerſchule vereinigten. Die wahrhaft weiſe Stadtobrigkeit entſprach ihren Wünſchen bereitwillig, und bald ward der Grund zu dem ſchönen Gebäude gelegt, welches durch ſeine Geſtalt und ſeine Beſtimmung für Leipzig gleich ehrenvoll iſt.

Auch um die beiden Gelehrten-Schulen Leipzigs, die Thomasſchule und die Nikolaiſchule, machte ſich Müller, theils mittelbar theils unmittelbar, ſehr verdient; beſonders aber trug er dazu bei, einen zeitgemäßen Religionscultus zu befördern. Er reiſte ſelbſt nach Gießen, um, als Leipzig eines gelehrten und das Gute unterſtützenden Superintendenten bedurfte, den ihm von ſeinem Freunde Morus dazu vorgeſchlagenen Dr. Roſenmüller zu hören, und ruhte nicht eher, als bis ihm dieſer das Verſprechen, den Ruf nach Leipzig annehmen zu wollen, gegeben hatte. Dieſem ehrwürdigen Gottesgelehrten und Müllers thätigem Eifer verdankt Leipzig, außer mehren liturgiſchen Verbeſſerungen, auch ein neues und zweckmäßiges Geſangbuch, wozu Müller ſchon im Jahr 1783 Lieder zu ſammeln angefangen hatte, und das am Weihnachtsfeſte 1796 eingeführt wurde. Ein bleibendes Denkmal ſeines religiöſen Sinnes und guten Geſchmacks errichtete ſich der edle Mann ferner durch die Erneuerung und Verſchönerung der Nikolaikirche, deren prachtvolles Innere ſie zu einem der herrlichſten Tempel in Teutſchland macht. Zugleich gab er dadurch ſeinem Freunde Oeſer, der die Kirche mit neuen Oelgemälden ſeiner Meiſterhand, die Geburt, Taufe, Scenen aus dem Leben Jeſu (die Unterredung mit der Samariterinn am Brunnen, die Heilung des Blinden am Wege ꝛc.) und die Auferſtehung des Herrn darſtellend, ſchmückte, Gelegenheit, ein Gedächtniß ſeines Namens zu ſtiften, vielen andern Künſtlern und Handwerkern aber 13 Jahre hindurch Beſchäftigung, Brod und Veranlaſſung, ihre Kräfte zu üben und ihren Kunſtſinn zu bilden.

Wie geläutert Müllers eigner Geſchmack und wie empfänglich er für die Schönheiten der Natur geweſen ſey, davon zeugen aber auch noch beſonders ſeine Anlagen um Leipzig, durch welche dieſe Stadt alle übrigen des Landes ſo weit übertrifft. Durch dieſe von ihm ausgegangenen lieblichen Schöpfungen wird nicht nur die Freude, ſondern auch die Geſundheit der Einwohner weſentlich befördert. Er ſelbſt ging bei ſeinen ihn verehrenden Bürgern herum, um freiwillige Beiträge zu Verwirklichung ſeiner Pläne einzuſammeln, und mit gleicher Thätigkeit betrieb er die Einrichtung des Leipziger Concertſaales, beförderte das Beſtehen des Concertes ſelbſt und rief ausgezeichnete Tonkünſtler herbei.

Der Tod eines ſolchen Mannes war ein öffentlicher Verluſt und konnte für Leipzig nicht anders als höchſt ſchmerzlich und betrübend ſeyn. Mit der Ruhe des chriſtlichen Weiſen entſchlief er in der Mitternachtsſtunde des 27. Februars 1801. Sein Leichenbegängniß bezeugte die Achtung und Liebe, die er ſich im Leben erworben hatte. Am 5. März dieſes Jahres ward ihm eine beſondere Todtenfeier im Concertſaale, durch Aufführung des unſterblichen Requiem von Mozart, gehalten, und am 8. deſſelben Monats fand eine ähnliche Feierlichkeit auch in der von ihm geſtifteten Freiſchule ſtatt.

Das dem Verewigten in den von ihm gegründeten Anlagen errichtete Denkmal iſt ein Würfel, auf deſſen einer Seite ſich das Bildniß des Verſtorbenen, auf der andern die Inſchrift: „Von den dankbaren Bürgern Leipzigs", auf der dritten eine Lyra, und auf der vierten Jahr und Tag ſeiner Geburt und ſeines Todes befindet.

Wir ſchließen dieſe kurze Biographie des hochverdienten Mannes, deſſen Hinſcheiden unter andern auch von Dr. Friedrich Auguſt Baumann in einer klaſſiſchen Elegie beſungen wurde, mit dem Ausruf dieſes Dichters:

Magna Tua, Muellere, tulit mala Lipsia morte,
Magna sed aethereae lucra tulere plagae.

Groß war Leipzigs Verluſt, als Müller im Tode erblaßte,
Aber groß der Gewinn, welchen der Himmel erwarb.

H—dt.

Hierzu als Beilagen:
1) Guben. 2) Dr. Martin Luther. 3) Schloß Wieſenburg.

Verlag von Eduard Pietzſch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Digitized by Google

Oelsnitz.

Digitized by Google

SAXONIA.

Muſeum für ſächſiſche Vaterlandskunde.

№ 6. Jeden Monat erſcheinen 2 Lieferungen. IV. Bd.

Oelsnitz.

In der Mitte des ehemaligen, jetzt vielfach zerriſſenen und zerſplitterten alten Reichslandes, der alten terra advocatorum, auch Variscia genannt, liegt in dem anmuthigen Elſterthale auf einem ſanft ablaufenden, aus Oſten kommenden Bergabhang die Stadt Oelsnitz, umſchloſſen von Hügeln, deren ſanfte Abdachungen fruchtbare Felder und Wieſen bilden, während dunkle Fichtenwaldungen die Höhen bedecken. Gerade dieſer Theil des Voigtlandes zeichnet ſich durch ſeine romantiſche Lage und durch den Reichthum ſeines Bodens rühmlichſt aus. Hinſichtlich der Größe ſteht Oelsnitz nur zwei Städten des Voigtlandes, Plauen und Reichenbach, hinſichtlich der Einwohnerzahl auch noch der Stadt Treuen nach, denn die Zahl der Häuſer beträgt 297, während die Zahl der Bewohner in 803 Haushaltungen ſich auf 3862 Perſonen beläuft, darunter 3857 Perſonen evangeliſch-lutheriſcher, 1 Perſon reformirter und 4 Perſonen katholiſcher Religion. Oelsnitz iſt gewiſſermaßen als der Mittelpunkt des heutigen königlich ſächſiſchen Voigtlandes zu betrachten, denn faſt nach allen Himmelsgegenden hin kreuzen ſich in ihr die Straßen, und gleichweit, mit Ausnahme der königl. baierſchen Lande, iſt ſie faſt überall von den Grenzen entfernt. Die Entfernung von der Stadt Plauen beträgt 2 Stunden, von Reichenbach 6 St., von Falkenſtein 4 St., von Schöneck 2½ St., von Adorf 3 St., von Eger 10 St., von Hof im ehemaligen Regnitzlande 6 St. Die Höhe, auf welcher die Stadt über der Nordſee liegt, beträgt ohngefähr 1218 Pariſer Fuß unter dem 29. Gr. 52 Minuten der Länge und 50. Gr. 25 Minuten nördlicher Breite. Die Stadt beſteht aus der eigentlichen Stadt und aus zwei Vorſtädten, der obern Vorſtadt und der untern, welche letztere auch die Altſtadt genannt wird. Nordöſtlich liegt in geringer Entfernung das Schloß Voigtsberg, der Sitz des Juſtizamtes gleiches Namens, früher der alten Voigte. Oelsnitz hat einen ſchönen Marktplatz, auf dem ein nicht unbedeutender Wochenmarkt und fünf Jahrmärkte gehalten werden, deren Begründung bis in das graueſte Alterthum hinaus reicht —, und zwei Kirchen. Mit Einführung des Chriſtenthums in dieſen Gegenden wurde zu Oelsnitz die dem heiligen Jacob geweihete Kirche errichtet, an welcher ein Pfarrherr (Pleban) und zwei Diaconen fungirten. Mit der Reformation trat an die Stelle des Plebans ein Oberpfarrer, der jetzt zugleich Superintendent über eine Diöceſe von 25 Parochien mit 31 Predigern iſt. Die Jacobskirche iſt das merkwürdigſte und älteſte Gebäude der Stadt. An die Stelle des frühern, wahrſcheinlich unbedeutenden Gebäudes errichtete Heinrich der Lange i. J. 1288 eine Kirche in byzantiniſchem Styl mit zwei Thürmen. Dieſe wurde 1430 durch die Huſſiten ein Raub der Flammen, ward jedoch bald wieder aufgebaut, um 1519 von Neuem in Aſche gelegt zu werden. Nach dieſem Brande erhob ſich die Kirche ſchöner, als man jetzt glauben mag, aus der Aſche; das Gewölbe der Kirche aus dieſer Zeit ſteht noch jetzt und hat drei große Brände überſtanden, 1632 die Holkiſche Zerſtörung, wobei beide Thürme niederbrannten, und die Feuersbrünſte 1720 und 1780. Erſt im Jahr 1836 erhielt die Kirche bei ihrer Erneuerung einen neuen Thurm durch die geſprächsweiſe ausgeſprochene Schenkung eines holländiſchen Schiffskapitains, Jean de Heer van Claezzen, der Oelsnitz ſo lieb gewonnen, daß er hier ſeinen feſten Aufenthalt nahm. Die Gottesackerkirche wurde 1612—1616 erbaut, im letzten Krieg zu einem Magazin verwendet und mit Hilfe eines Geſchenks des Kaiſers Alexander von 1000 Thlr. im Jahr 1820 wieder erneuert und feierlich eingeweiht.

Für die Jugendbildung iſt durch zweckmäßige Inſtitute geſorgt, und an der ſtädtiſchen Bürgerſchule, die ſich in Knaben- und Mädchenſchule theilt, arbeiten 4 Lehrer mit einem Hilfslehrer. Die ſtädtiſche Verwaltung beſorgt der Stadtrath mit einem beſoldeten und vier auf Zeit erwählten unbeſoldeten Rathmännern; der Stadtverordneten ſind zwölf. Die Gerichtsbarkeit, die früher für 10 Gulden jährlichen Pacht der Stadt überlaſſen war, den 8. Oct. 1617 derſelben für 1000 Gulden verkauft wurde, verwaltet das Stadtgericht mit einem beſoldeten Stadtrichter. Die Gerechtſame und Beſitzungen der Stadt waren früher nicht unbedeutend, denn ſie gehörte zu den Voigtländiſchen Receßſtädten, denen in verſchiedenen Beziehungen, namentlich hinſichtlich des Bierzwanges große Vergünſtigungen geworden waren, und hatte auch bei Erbfällen, bei der Elſterflöße u. ſ. w. Bevorzugungen. Die Beſitzungen beſtanden in mehren nahe gelegenen Rittergütern und Waldungen; dahin gehörten beide Vorwerke (Rittergüter) zu Untermarxgrün, der Göllnitzhof, auch die Grafſchaft Göllnitzhof genannt, die zwei Vorwerke (Rittergüter) zu Lauterbach, das Rittergut Schönbrunn, das Vorwerk zu Klein-Zöbern, das Vorwerk zu Unterhermsgrün und mehre Waldungen, die jedoch ſämmtlich, bis auf den Göllnitzhof und verſchiedene Waldungen, zu Heilung der blutigen Wunden des dreißigjährigen Krieges und zu Tilgung der erwachſenen Schulden der Stadt verwendet worden ſind. Die Beſitzungen des ehemaligen Göllnitzhofes waren ſchon vor dem dreißigjährigen Kriege an einzelne Bürger übergegangen. Der letzte Ueberreſt dieſer ehemals ſo großen und reichen Beſitzung war das Rathsvorwerk, das im Jahre 1835 mit Gewinn für die ſtädtiſchen Kaſſen vereinzelt wurde.

Tief im Thal an der jetzt noch Altſtadt genannten Stätte ſtand das alte, von den Sorben gegründete Oelsnitz (Oelſchnitz, d. h. Erlendorf), ein offener Flecken; ſpäter ward die Stadt an ihrer jetzigen Stelle, wo ſchon die Lage Befeſtigungen begünſtigte, angelegt, und mit doppelten Ringmauern, Zwingern und einem tiefen Graben umgeben. Damals blühte hier der Bergbau, der aber ſchon zu Anfang des 17. Jahrhunderts

Digitized by Google

zu Grabe ging; Bergknappen ſtellten den breiten und tiefen Stadtgraben her.

Bis 1356, wo Oelsnitz mit dem Schloſſe Voigtsberg an die Landgrafen von Thüringen und Markgrafen zu Meißen kam, theilte es die Schickſale dieſer alten Reichsveſte, des urſprünglichen Sitzes der alten Voigte. Markgraf Wilhelm vermachte die Stadt dem Burggrafen von Nürnberg, doch kam ſie 1410 an das Haus Wettin zurück, und blieb ſodann immer bei dem Kurhauſe, bis es Burggraf Heinrich V., böhmiſcher Kanzler, 1549 nach dem Schmalkaldiſchen Kriege bekam. Doch kaufte Kurfürſt Auguſt 1569 von Burggraf Heinrich VII. mit dem ganzen ſächſiſchen Voigtlande auch Oelsnitz wieder zurück.

Von den Huſſiten ward die Stadt gänzlich zerſtört, und brannte 1519 wieder gänzlich nieder. Doch hatte ſich der ſtädtiſche Wohlſtand wieder gehoben, den der Schmalkaldiſche Krieg nicht erſchütterte; die Stadt kaufte den Göllnitzhof, welche Veſte früher als Zwingburg der Stadt an die Seite geſetzt war, mit bedeutenden Ländereien. Der Bau des Rathhauſes und der Gottesackerkirche zu Anfange des 17. Jahrhunderts läßt auf wohlhabende Bürger ſchließen.

Der 30jährige Krieg brachte Oelsnitz an den Abgrund des Verderbens. Am 13. Aug. 1632 wurde es von der Holkiſchen Schaar erſtürmt, geplündert und nieder gebrannt, die Einwohner auf das ſchändlichſte gemißhandelt und niedergemetzelt und in den verſchloſſenen Häuſern verbrannt.

Fünf Wochen blieb die Stadt eine wüſte Brandſtätte, nur langſam konnte ſie ſich wieder erholen und der frühere Wohlſtand war vernichtet. Eine Feuersbrunſt verzehrte 1720 wieder beinahe die ganze Stadt, doch blühte im 18. Jahrhundert das Gewerbweſen von Neuem auf; die Goldſchmiedekunſt, die Brauerei und die Tuchmacherei erwarben ſich bald auswärts einen guten Namen, und als das Fabrikweſen in Sachſen einheimiſch wurde, gab es auch in Oelsnitz Hunderten Beſchäftigung.

Die Stadt hat viel Feldbau, gute Brauerei, vier Gaſthöfe, eine Buchdruckerei und Wochenblattsexpedition, mehre Fabrikhandlungen, drei Färbereien und gegen 730 Handwerker, von denen die Hälfte etwa aus Webern und Tuchmachern beſteht. Die Perlenfiſcherei in der Elſter, die auf Rechnung des Staats betrieben wird, iſt, wie die Goldwäſcherei, wenig einträglich. Außer den ſtädtiſchen Behörden, dem Superintendenten, dem Juſtizamtmann und dem Rentbeamten zu Voigtsberg, iſt in Oelsnitz ein Poſtamt und ein Unterſteueramt.

Dr. Martin Luther.

(Fortſetzung.)

Bald nachher eröffnete ihm D. Staupitz, daß er, nach dem Willen des Kurfürſten, Doctor der heil. Schrift werden ſollte; Luther machte erſt Einwendungen — dann aber gab er dem Drängen ſeiner Vorgeſetzten nach und übernahm dieſe Würde im J. 1512. — Wie ſehr ihn Staupitz ſeines Vertrauens würdigte, ſehen wir auch daraus, daß Luther von ihm (1516) beauftragt wurde, die Auguſtinerklöſter in Meißen und Thüringen zu viſitiren. Schon während dieſer Reiſe erhielt Luther, und zwar in Grimma, die erſte Nachricht von dem Treiben des eben in Sachſen aufgetretenen Ablaßkrämers Joh. Tezel. „Nun will ich der Pauke ein Loch machen, ob Gott will!" rufte Luther darüber entrüſtet aus.

Dieſer Tezel, aus Leipzig (nach Andern aus Pirna) gebürtig, war früher Prior des Dominikanerkloſters zu Glogau geweſen, und hatte ſchon 1504 mit päpſtlichen Ablaßbriefen gehandelt. Um ſeines unſittlichen Wandels willen wäre er faſt zu Insbruck erſäuft worden, kam aber auf Verwendung des Kurfürſten von Sachſen noch glücklich los, und büßte nur mit einigen Jahren Gefängnißſtrafe auf dem neuerlich erſt abgetragenen Tezelsthurme am Grimmaiſchen Thore zu Leipzig. — Um dieſe Zeit hatte der immer in Geldverlegenheit ſich befindende Papſt Leo X. wieder zu der reichen Goldquelle der Indulgenzen ſeine Zuflucht genommen, und der päpſtliche Nuncius Arcimbold übertrug dem ſchlauen Tezel für einen Theil Teutſchlands dieſen Sündenhandel. Zwar waren auch in Sachſen ſchon einige Stimmen gegen den Ablaß laut geworden, aber Tezels Unverſchämtheit ſchien allen Gegnern Trotz bieten zu wollen.

Als Luther von ſeiner Viſitationsreiſe zurückkehrte, war Tezel bereits bis in die Wittenberger Gegend vorgedrungen, und hatte ſeinen Markt namentlich in Zerbſt und Jüterbogk aufgeſchlagen. Um dem Unweſen einigermaßen Einhalt zu thun, wendete ſich Luther zunächſt ſchriftlich an den Kurfürſten Albrecht von Mainz, welcher vom Papſte den Ertrag des Ablaßhandels gepachtet hatte. Da dieſer Schritt, wie vorauszuſehn, erfolglos blieb, ſo ſchlug der freiſinnige Auguſtiner am 31. Octbr. 1517 95 in lateiniſcher Sprache abgefaßte Sätze gegen den Ablaß an die Allerheiligenkirche zu Wittenberg an, welche, ehe 14 Tage vergingen, durch Teutſchland, und nach 4 Wochen faſt in der ganzen Chriſtenheit ſich verbreitet hatten, „als wären, (wie Fr. Myconius, ein Zeitgenoſſe Luthers, ſich ausdrückt) die Engel ſelbſt Botenläufer und trügen's für aller Menſchen Augen." — Doch nicht blos durch jene nur für Gelehrte beſtimmte Theſes griff Luther den Ablaß an, er wußte auch das Volk durch ſeine, anfangs in der baufälligen Kloſterkapelle, dann aber in der Pfarrkirche zu Wittenberg gehaltene Predigten in ſein Intereſſe zu ziehn. Weder Haß gegen den Dominikaner-Orden, noch Ehrgeiz beſtimmten ihn zu dieſem öffentlichen Auftreten, ſondern allein der tiefſte Unwille über den Ablaßkram und die aufrichtigſte Wahrheitsliebe. Welch' einen Kampf damals Luther mit ſich ſelbſt gerungen habe, und wie ſchwer es ihm geworden ſey, die Feſſeln des Aberglaubens nach und nach abzuſtreifen, ſehen wir deutlich genug aus ſeinen noch vorhandenen Schriften.

Kaum waren Luthers Sätze erſchienen, ſo tönte ihm das Geſchrei: „Ketzer! Ketzer!" entgegen. Die Dominikaner Jakob Hogſtraten zu Cöln, Sylveſter Prierias zu Rom, und der Dr. Joh. Eck zu Ingolſtadt waren die heftigſten ſeiner Gegner. Aber Luther, von der Gerechtigkeit ſeiner Sache überzeugt, wankte nicht. Doch die Verhältniſſe geſtalteten ſich ernſter: Luther wurde nach Rom vorgeladen, und ſein Feind Prierias ſollte auch ſein Richter ſeyn. Auf Friedrich des Weiſen Fürſprache bewendete es jedoch bei einem Verhör, welches Luther zu Augsburg (October 1518) vor dem Kardinal

Digitized by Google

IV 6 — Nach Lucas Cranach lith. von F. Zimmermann — B 11.

Catharina von Bora.

Digitized by Google

Cajetan (Thomas de Vio) beſtehen mußte, und wobei er furchtloſe Entſchloſſenheit zeigte. „Wo willſt du bleiben, wenn du des Landes verwieſen wirſt?“ — fragte ihn der Orator des Kardinals Urban de Longaſerra. „Unterm Himmel!“ war Luthers hochherzige Antwort. Die Drohungen des Kardinals konnten ihn nicht zum Widerrufe deſſen, was er als Wahrheit erkannt hatte, bewegen, obgleich auf den Schutz des jetzt noch ſchwankenden Kurfürſten von Sachſen kaum zu rechnen war. Eben ſo wenig vermochte die Freundlichkeit des päpſtlichen Nuncius Karl's von Miltitz, welcher ſich (1519) mit Luthern erſt zu Altenburg, dann zu Liebenwerda unterredete.

Um dieſelbe Zeit hatte Dr. Eck unſern Luther zu einem gelehrten Kampfe herausgefordert, welcher in der Pleißenburg zu Leipzig (vom 27. Juni — 13. Juli 1519) ſtatt fand und dem Wittenberger Helden neue Ehre, aber auch neue Feinde bereitete. Einen ſeiner heftigſten Gegner jedoch verlor er eben damals: Tezel ſtarb im Paulinerkloſter zu Leipzig, nachdem ihm Luther von ganzem Herzen verziehen und ſogar an dieſen, durch einen Verweis des päpſtlichen Nuncius tief gekränkten, in ein hitziges Fieber gefallenen Mann einen Troſtbrief gerichtet hatte.

An einen förmlichen Bruch mit dem päpſtlichen Hofe dachte Luther noch nicht, denn er verſprach ſowohl in einem Schreiben an den Papſt (3. März 1519), als in einigen gedruckten Blättern, „daß er ein gehorſamer Sohn der Kirche ſeyn und willig ſchweigen wolle, wenn er vor ſeinen Widerſachern könne.“ — Dieſe ruheten nicht, und bald zeigte ſich's, daß Dr. Eck, aus Rache für die in Leipzig erlittene Niederlage, eine Bannbulle gegen Luther ausgewirkt hatte. Triumphirend kehrte er mit dieſer nach Teutſchland zurück, überzeugte ſich jedoch, daß hier die Stimmung nicht eben dem Papſte günſtig wäre.

Vom Kurfürſten von Sachſen verlangte Leo X., daß er den nun gebanneten Mann nach Rom ſenden und deſſen Bücher verbrennen ſollte. Der edle Kurfürſt weigerte ſich deſſen, wiewohl er kurz vorher, von vielen Seiten gedrängt, nahe daran geweſen war, Luthern fallen zu laſſen. Auch der junge Kaiſer Karl V., der ſeit 1519 die Krone ſeines Vaters trug, wurde durch mancherlei Rückſichten beſtimmt, den päpſtlichen Nuncien eine ausweichende Antwort zu geben. — Luther ſelbſt, der anfangs die Bulle für untergeſchoben zu halten geneigt war, bekämpfte das Verdammungsurtheil derſelben mit Stellen der Bibel, und erſt auf die Nachricht, daß man zu Löwen, Cöln und anderwärts ſeine Schriften verbrannt hätte, übte er das Recht der Wiedervergeltung. Am 10. December 1520 verbrannte er zu Wittenberg vor dem Elſterthore die päpſtliche Bannbulle, mit den Worten: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt haſt, ſo verzehre dich das ewige Feuer!“ Dieſe Verbrennung war entſcheidender, als das Anſchlagen ſeiner Sätze: denn damit hatte er das Band, welches ihn noch an Rom knüpfte, feierlich und für immer zerriſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Katharina von Bora.

Es bedarf wohl kaum einer Entſchuldigung, daß wir der Biographie Luthers auch einige Mittheilungen über ſeine Gattinn beigeben. Sie iſt ja durch ihn aus der Verborgenheit ihres Stilllebens hervorgezogen worden, ſie hat mit treuem Herzen ſeine Freuden und Leiden getheilt, ihr Name hat durch den ſeinigen erſt den Glanz empfangen, dagegen iſt ſie auch um ihres Gatten willen vielfach verunglimpft worden.

Katharina von Bora war den 29. Januar 1499 geboren. Ihren Geburtsort vermögen wir eben ſo wenig, als ihren Vater zu nennen: denn daß ſie eine Tochter des Hans von Mergenthal auf Teutſchenbohra (bei Noſſen) geweſen ſey, läßt ſich nicht beweiſen. Gewiß aber iſt es, daß ihre Mutter Anna aus dem alten Geſchlechte der von Haugwitz (Hugewitz) abſtammte. — Sie wurde von ihren Angehörigen zum Kloſterleben beſtimmt und deßhalb zu Nimbſchen (bei Grimma) als Ciſtercienſer-Nonne eingekleidet. Luthers mächtiges Wort war auch bis in dieſes ſtille Kloſter gedrungen, und hatte mehre Nonnen deſſelben, unter ihnen Katharinen, mit ihrem vielleicht ſchon unwillig ertragenen Looſe vollends entzweit. Da ſie mit ihren Klagen bei den eigenen Verwandten kein Gehör fanden, ſo wendeten ſie ſich an Luther, der ihnen Hilfe zu verſchaffen wußte. Er gewann einen Torgauer Bürger Leonhard Koppe, welcher, von zwei andern unterſtützt, in der Nacht vom Charfreitage auf den heiligen Abend vor Oſtern, (den 4. April 1523) die neun unzufriedenen Nonnen entführte. Außer Katharinen von Bora waren es noch folgende: Magdalena von Staupitz, Eliſabeth von Kanitz, Ave Groß, die Schweſtern Ave und Margaris von Schönfeld, Laneta von Gohlis, die Schweſtern Veronika und Margaris von Zeſchau. Ueber Torgau langte dieſes „armſelige Völkchen“ (wie ſich Luther ſelbſt ausdrückte) am 3. Oſterfeiertage in Wittenberg an, und wurde einſtweilen in anſtändigen Bürgerhäuſern untergebracht. Katharina wurde im Hauſe des Stadtſchreibers Philippus Reichenbach aufgenommen, wo Hieronymus Baumgärtner aus Nürnberg ihre Bekanntſchaft machte und Neigung zu ihr faßte; doch dachte er, in ſeine Vaterſtadt zurückgekehrt, nicht weiter an eine ernſtliche Verbindung mit derſelben, ſo daß Luther ſie an den Dr. Glaz, Paſtor in Orlamünde, zu verheirathen wünſchte. Katharina erfuhr dieß durch Luthers Freund, Nik. v. Amsdorf, und erklärte, daß ſie für Dr. Glaz keine Neigung empfinde, wohl aber ſich entſchließen könne, dem Amsdorf oder Luthern ſelbſt ihre Hand zu reichen. —

Wie ſehr auch Luther gegen die erzwungene Eheloſigkeit der Geiſtlichen geeifert und wie viele Nachahmer bereits das vom Propſte Bernhard zu Kemberg zuerſt 1521 gegebene Beiſpiel gefunden hatte, ſo ſchien doch der Reformator ſelbſt an keine Verheirathung zu denken. Vielmehr ſchrieb er noch im Novbr. 1524 an Spalatin: „Bei dem Herzen, ſo ich bisher gehabt, und noch habe, wird es wohl nicht geſchehn, daß ich heirathe.“ — Um ſo unerwarteter war es, als er ſich den 13. Juni 1525 mit Katharinen im Reichenbach'ſchen Hauſe und in Gegenwart einiger Freunde durch Dr. Bugenhagen trauen ließ. Dadurch wurde dem Spotte und der Verleumbung ein weites Feld eröffnet, und es

Digitized by Google

iſt nicht zu leugnen, daß Luther durch Unterlaſſung dieſes Schrittes ſeinem Werke manche Verunglimpfung erſpart haben würde. Doch hatte die Leidenſchaft keinen Theil an ſeinem Entſchluſſe. Von vielen Seiten her, namentlich auch vom Kurfürſten Albrecht zu Mainz, war ihm zugerufen worden: „warum er nicht ſelbſt ein Weib nähme, da er doch Jedermann dazu reize?" und ſo glaubte er ſeinen Anhängern dieſes Beiſpiel ſchuldig zu ſeyn. Auch ſein Vater drängte ihn dazu, und faſt ſcheint es, als habe Luther durch ſeine Heirath dieſem alten, einſt von ihm ſchwer gekränkten Manne eine vollſtändige Genugthuung geben wollen. Deßhalb lud er auch beide Aeltern zu einem feierlichen Hochzeitmahle, welches 14 Tage nach der Trauung (den 27. Juni) veranſtaltet wurde.

Aus Luthers Ehe gingen 6 Kinder hervor, von welchen ihn 3 Söhne und eine Tochter überlebten. Sie waren bei ſeinem Tode größtentheils noch unerzogen, und auf ſeiner Wittwe lag nun eine nicht geringe Sorge: denn ſeine ganze Verlaſſenſchaft beſtand nur in zwei Häuſern und einem Garten zu Wittenberg, ſo wie in den beiden kleinen Gütern Wachsdorf bei Wittenberg und Züllsdorf (Zeulsdorf) bei Borna. Das letztere Gütchen — jetzt eine Wüſtung —, wo er gern weilte und von welchem er auch zu ſagen pflegte: „willſt du Troſt, geh nach Zeulsdorf!" vermachte er (in ſeinem Teſtamente vom 16. Septbr. 1542) ſeiner Gattinn zum Leibgedinge; doch ſahe ſich Katharina bald genöthigt, daſſelbe zu verkaufen. Zwar hatte der Kurfürſt Johann Friedrich 2000 Gulden zur Erziehung der hinterlaſſenen Kinder ausgeſetzt, ein gleich großes Kapital war von dem Grafen zu Mansfeld verwilligt worden, und der König Chriſtian III. von Dänemark ſicherte der Wittwe einen Jahrgehalt von 50 Thalern; doch wegen des ausgebrochenen Krieges fiel ein Theil dieſer Unterſtützung bald ganz weg, ſo daß Luthers Wittwe oft in drückender Armuth lebte. Als Karl V. Wittenberg eroberte, flüchtete ſie aus der Stadt, kehrte aber bald wieder zurück, und ſah ſich, um leben zu können, genöthigt, Koſtgänger an den Tiſch zu nehmen. (Unter dieſen befand ſich auch der nachher berühmt gewordene Profeſſor der Rechte zu Jena, Johann Stromer.) — Bugenhagen ſchrieb ihretwegen mehre Male an den König von Dänemark, aber die verſprochene Penſion blieb aus. So lebte ſie zu Wittenberg bis zum Jahre 1552, zu welcher Zeit die daſige Univerſität wegen der ausgebrochenen Peſt nach Torgau verlegt wurde. Katharina reiſ'te mit ihren Kindern ebenfalls dahin; auf dem Wege wurden die Pferde ſcheu, ſie ſprang aus dem Wagen, that aber einen unglücklichen Fall, und kam ſehr krank in Torgau an. Hier ſtarb ſie nach 3 Monaten an der Auszehrung, den 20. Decbr. 1552. Sie ward daſelbſt in der Kirche begraben und auf dem noch vorhandenen Leichenſteine in Lebensgröße abgebildet. Der Stein hat die Umſchrift: „Anno MDLII. XX. Decemb. iſt in Gott ſeelig entſchlaffen allhier zu Torga, D. Martin Luthers ſeeligen hinterlaſſen Witbe Catharina von Borau."

Ihre ſie überlebenden Kinder waren: 1) Johannes oder Hans, geb. 1526, welcher 1575 zu Königsberg geſtorben iſt; 2) Martin, geb. 1531, geſt. zu Wittenberg 1565; 3) Paul, geb. 1533, eine Zeitlang Leibarzt des Kurfürſten Auguſt von Sachſen, ſtarb zu Leipzig 1593; 4) Margarethe, wahrſcheinlich 1534 geboren, verheirathete ſich 1555 mit dem fürſtlich reußiſchen Rathe von Kuhnheim, und ſtarb 1570.

(Beſchluß folgt.)

Nimbſchen,

allgemein bekannt als früherer Aufenthalt der Gattinn Martin Luthers, jetzt ein der Landesſchule zu Grimma zugehöriges Vorwerk, liegt etwa ¾ Stündchen davon entfernt, an der Mulde. Von dem Poppenberge bei Grimma aus gewährt es eine reizende Anſicht: zur Linken eine hier und da ſich ſchroff vorneigende Bergreihe, an dem Fuße der Mulde, hinter lachenden Feldern als Vorgrund des düſtern Gehölzes, Nimbſchen ſelbſt, dahinter das Dorf Höfchen mit ſeinem einfachen alten Kirchthum und noch höher die im Nebel verſchwimmenden Berge des Meißner Landes.

Heinrich der Erlauchte gründete bei Grimma 1250 ein adeliges Ciſtercienſernonnenkloſter (de Throno Mariae, Marienthron), welches 9 Jahre ſpäter nach Nimbſchen verlegt wurde. Das Kloſter war reich begütert, beſonders in der Torgauer Gegend, und ſtand unter dem Biſchoff zu Merſeburg.

Katharina von Bora entfloh in der Charfreitagsnacht 1523 mit acht andern Nonnen von Nimbſchen, drei andere folgten dieſem Beiſpiel. Bei der Kirchenviſitation 1529 ergab ſich, daß die Nonnen der Kloſterregel minder ſtreng nachkamen; es waren noch damals zwölf im Kloſter. Erſt 1534 wurde das Kloſter völlig aufgehoben, doch blieb die Aebtiſſinn v. Haubitz bis zu ihrem Tode daſelbſt. Der Kurfürſt zog die Kloſterbeſitzungen ein und ſchenkte das Gut Nimbſchen einem ſeiner Offiziere, Wolf von Heilingen; ſpäter kam es an Kurfürſt Moritz, deſſen Nachfolger Auguſt es der Landesſchule zu Grimma 1555 ſchenkte. Man führte neue Wirthſchaftsgebäude auf, und ließ die alten Kloſtermauern immer mehr verfallen; eine verwitterte Giebelwand, jetzt als Seitenmauer eines Schafſtalles benutzt, und einige halb eingeſunkene, mit Gras überwachſene Gewölbe ſind die einzigen Ueberbleibſel des alten Kloſterbaues. Eine in der Nähe in einer Bergſchlucht entſpringende Quelle führt den Namen Lutherbrunnen.

Außer den erſt in dieſem Jahrhundert neu aufgeführten Vorwerksgebäuden gehören zu dem Oertchen Nimbſchen ein von Grimma aus häufig beſuchtes Wirthshaus, eine Schmiede und mehre Dreſcherhäuſer.

Hierzu als Beilagen:

1) Oelsnitz. 2) Katharina von Bora. 3) Ruinen des Kloſters Nimbſchen.

Verlag von Eduard Pietzſch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Digitized by Google

N° 6. Nach der Natur gez. von Witthöft Lithogr. von C. Müller B. II

Ruinen des Klosters Nimbschen.

Digitized by Google

SAXONIA.

Muſeum für ſächſiſche Vaterlandskunde.

№ 7. Jeden Monat erſcheinen 2 Lieferungen. IV. Bd.

G u b e n.

(Beſchluß.)

Auch im Anfange des vorigen Jahrhunderts war Guben wegen ſeiner Lage an der Hauptſtraße nach Polen vielfach bedrängt. 1705 lagerte hier unter dem Kommando des General **Schulenburg** eine Armee von 20,000 Mann, unter welcher ſich auch 6000 Ruſſen und gegen 1000 bei Hochſtädt gefangene Franzoſen befanden, — dieſelbe Armee, welche nachher von den Schweden bei Frauſtadt geſchlagen wurde. Vier Jahre ſpäter muſterte **Auguſt der Starke** hier die 12,000 ebenfalls nach Polen beſtimmten Sachſen (13 Regimenter Küraſſiere und Dragoner, die Garde du Corps und die aus lauter Adeligen neugebildete Chevalier-Garde), und erließ von hier aus (8. Aug. 1709) ein Manifeſt, worin er den Altranſtädter Frieden für ungiltig und ſich ſelbſt wieder zum Könige von Polen erklärte.

Während des ſiebenjährigen Krieges wurde die Stadt von den Preußen beſchuldigt, den Aufſtand der ſächſiſchen, beim Lilienſtein gefangenen, nun unter die preußiſche Armee geſteckten Bataillone begünſtigt und dieſe nach Polen deſertirenden Soldaten verpflegt zu haben. Deßhalb wurden am 30. Aug. 1757 die Rathsperſonen zuerſt nach Cottbus, dann nach Cüſtrin, zuletzt nach Spandau gebracht, wo ſie bis zum Frieden gefangen gehalten wurden.

Den 17. September 1790 brannten 103 Häuſer ab, wodurch 200 Familien obdachlos wurden. Der damalige Landesherr, Kurfürſt **Friedrich Auguſt**, ſchoß zum Wiederaufbau 34,000 Thlr. vor.

Seit 1815 ſteht die Stadt unter preußiſcher Hoheit und wurde, wiewohl ſie noch **Kreisſtadt** des nach ihr benannten **gubener Kreiſes** iſt, zu dem Regierungsbezirke **Frankfurt** geſchlagen. Sie hat nebſt den drei anſehnlichen Vorſtädten 937 Häuſer und (ohne die durch das 2. Bataillon des Leibinfanterie-Regimentes gebildete Garniſon) 9250 Einwohner. Ihre Bedeutung als die zweite unter den **Vierſtädten** der Niederlauſitz — die andern ſind Luckau, Lübben und Kalau — hat ſie jedoch jetzt verloren.

Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet ſich die am Markte gelegne **Hauptkirche** aus, deren Gewölbe auf 15 Pfeilern ruht und welche eine der größten Kirchen in der Lauſitz ſeyn möchte. Vor der Reformation war ſie um die Hälfte kleiner und hatte nur gegen Morgen ein Thürmchen mit einer Glocke. Der neue Anbau der Kirche wurde 1519 begonnen, der Grund zum Thurme 1520 gelegt, und 1523 das Kirchendach vollendet. Die große Glocke iſt 1636 gegoſſen, konnte aber erſt im folgenden Jahre auf den Thurm gebracht werden.

Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts wurde das Innere der Kirche erneuert, namentlich 1706 eine neue Kanzel, 1717 ein neues Altar erbaut. Schon 1788 iſt der Thurm durch den Auguſtinermönch **Theodor Preuß** aus Sagan mit einem Blitzableiter verſehen worden. An dieſer Kirche wirken 3 Geiſtliche.

Eine zweite Pfarrkirche mit einem beſondern Prediger iſt die wahrſcheinlich ſehr alte Kloſterkirche unweit der Neißebrücke, in welche 14 Dörfer eingepfarrt ſind, die auch hier ihren Begräbnißplatz haben. Sie gehörte einſt zu dem hier von Heinrich dem Erlauchten geſtifteten Nonnenkloſter (Ciſtercienſer-Ordens). Nach der Reformation wurden die Güter des Kloſters von dem, obgleich katholiſchen, Landesherrn eingezogen, und in der Folge erkaufte die Stadt Guben das Kloſtervorwerk, Kummeltitz, Weitho und Degeln für 18,000 Thlr., Reichenbach, Kaltenborn, Atterwaſch, Reichersdorf und die Kloſtermühle für 12,000 Thlr. Die letzte Aebtiſſinn **Margaretha von Wardeck** (Zallan), welche nach Aufhebung des Kloſters in Gubinchen gewohnt hatte, ſtarb 1564. — 1568 wurden die Kloſtergebäude in ein Salzſiedewerk verwandelt, zu deſſen Bedarf man ſpaniſches Boyſalz über Stettin herbeiführte; doch hörte das Sieden im Anfange des vorigen Jahrhunderts ganz auf. Jetzt iſt hier eine Salzniederlage, die von einem königl. Rentmeiſter adminiſtrirt wird. Außer dieſem Nonnenkloſter hatte Guben noch ein Mönchskloſter, das **graue** genannt, welches an der Stelle des jetzigen Stadthofes nahe an der Mauer lag, und worin noch 1544 einige Mönche waren.

Vor dem Croſſener Thore liegt eine beſondere **Begräbnißkirche**, welche 1689 erbaut und 1693 durch den Blitz beſchädigt wurde. Sie war im Laufe der Zeit verfallen, diente im letzten Kriege zum Fourage-Magazine, und ſollte niedergeriſſen werden; doch entſchloß man ſich zu einer Wiederherſtellung derſelben, die denn auch (1826) gelungen iſt.

Das ſtädtiſche **Gymnaſium**, welches zur Zeit der Reformation gegründet wurde, erhob ſich ſchon unter ſeinem (wahrſcheinlich erſten) Rector M. **Bernhard Tues** 1550 zu einem ausgebreiteten Rufe. Das alte, zu wiederholten Malen (1682 und 1749) ausgebeſſerte Gebäude wurde neuerdings niedergeriſſen und in den Jahren 1830 und 31 ein ſchöneres von Grund aus aufgebaut. Jetzt unterrichten an dieſem Gymnaſium 11 Lehrer.

Seit etlichen Jahren iſt auch eine beſondere **Bürgerſchule** errichtet worden, an welcher 8 Lehrer wirken. Neben derſelben beſtehen 3 Elementarſchulen für die Vorſtädte, außerdem eine **Abendſchule** für die in Fabriken arbeitenden Kinder. Das alte, der heiligen Anna geweihete Hoſpital lag vor dem Werderthor und hatte auch eine kleine Kirche, worin jedoch nur Betſtunden gehalten wurden. Dieſes Gebäude iſt jetzt abgetragen und zwei andere ſind zur Aufnahme armer und kranker Perſonen beſtimmt worden.

Das **Rathhaus** am Markte unweit der Hauptkirche iſt 1502 erbauet, 1671 und 72 vergrößert worden; an daſſelbe ſtößt ein im J. 1733 errichte-

Digitized by Google

tes Kaufhaus. Im Erdgeſchoſſe dieſes Kaufhauſes befindet ſich die Stadtkellerwirthſchaft, im zweiten Stock iſt das Local für das Land- und Stadtgericht, das dritte iſt zu Montirungskammern für das Militär beſtimmt. Ein öffentliches Gebäude iſt noch die Waſſerkunſt am Kloſterthore, welche 1563 erbaut und 1659 verbeſſert wurde. Vor Errichtung derſelben hatte man das Waſſer von Kaltenborn her durch Röhren in die Stadt geleitet.

Ueberdieß iſt die Stadt im Beſitze von 29 Gebäuden, welche den Geiſtlichen, ſowie den Civil- und Communalbehörden zur Wohnung und zu andern Zwecken dienen. Militärgebäude (als Magazine und Lazareth) ſind 3 vorhanden.

Von den alten Stadtmauern ſieht man nur noch Trümmer. In neuerer Zeit erſt ſind 2 alte Feſtungsthürme, die den Einſturz droheten, abgetragen worden.

Ein Hauptnahrungszweig der Einwohner Gubens iſt Wein- und Obſtbau. Die vortrefflichen Obſtarten werden weit verſendet; vor zwei Jahren ſind Kirſchen von hier ſogar nach Kopenhagen verſchickt worden. — Die Weinſorten, welche am meiſten gebaut werden und am beſten gedeihen, ſind Klevenrother und Elbling, früher auch Burgunder. Die früher hier beſtandene Obſt- und Weinbaugeſellſchaft hat ſich jedoch wieder aufgelöſt.

Die Bierbrauerei geht noch immer ſehr ſtark und wird in 4 Brauhäuſern, deren eins auf Actien erbaut iſt, betrieben. Von den 883 Privathäuſern der Stadt ſind 172 brauberechtigt. Noch behauptet hier der Bierzwang ſein altes Recht, denn 72 Dörfer müſſen ihren Bierbedarf aus der Stadt entnehmen.

Unter den Gewerben blüht die Tuchfabrikation ſchon ſeit Jahrhunderten; es dürften gegenwärtig mehr als 100 Tuchmachermeiſter vorhanden ſeyn. Gleichwohl haben die hieſigen Wollmärkte (jährlich zwei) ſich nicht heben wollen.

Zur Stadt gehören auch eine Mahl- und eine Schneidemühle; erſtere iſt nach engliſcher Art eingerichtet. Die ehemalige Kloſtermühle iſt in eine Wollmaſchinenſpinnerei, und der Kupferhammer in eine Tuchwalke verwandelt worden. — Außerdem befinden ſich in Guben 2 Apotheken, eine Buchdruckerei (ſchon ſeit 1662), eine Buchhandlung und eine Steindruckerei.

Der Speditionshandel iſt ſehr lebhaft, weil die Neiße hier ſchiffbar wird. Die hieſigen Schiffe fahren bis Stettin und Danzig. Man erbaut Oderſchiffe bis zu 67 Ellen lang. Auch durch 3 Jahr- und 2 Viehmärkte wird der Verkehr nicht wenig befördert.

Guben iſt überdieß der Sitz eines königl. Land- und Stadtgerichtes, eines Poſtamtes, eines königl. Landrathsamtes und eines königl. Unterſteueramtes. Der Stadt gehört eine ſehr bedeutende, gewöhnlich die Stadtheide genannte Waldung. Dieſe war vor dem Jahre 1200 in dem Beſitze der Herren von Wieſenburg, von welchen ſie nebſt dem darin gelegenen Dorfe Chelmen — nun eine wüſte Mark — die Bürgerſchaft erkaufte. Damals ſollen in dieſer Waldung nur wilde Pferde ſich aufgehalten haben, und 1581 darin der erſte Hirſch erlegt worden ſeyn.

An Vergnügungsörtern ſind die lieblichen Umgebungen der Stadt ſehr reich. Mehre Tabagien in den Weinbergen, das Schießhaus auf einer Inſel der Neiße, das Vorwerk Einbecke, der alte in einen öffentlichen Ort umgewandelte Kupferhammer, das eine Stunde entlegene Germersdorf — öffnen ſich gern den Freunden der Natur und Geſelligkeit.

Behauptet nun Guben durch ſeine Bevölkerung, durch ſeine lebhafte Gewerb- und Handelsthätigkeit, durch ſeine freundliche Lage einen der erſten Plätze unter den Städten der Niederlauſitz: ſo darf es eben auch in der bedeutenden Zahl ausgezeichneter Männer, die hier geboren und gebildet wurden, mit vielen andern wetteifern. Wir nennen von dieſen nur zwei Staatsmänner: den böhmiſchen Kanzler und kaiſerl. Rath Dr. Johann Mühlbach, und den kaiſerl. geheimen Rath Faber. Der erſtere ſtand bei dem Kaiſer Friedrich II., den er auch nach Syrien begleitete, in großer Gunſt und ſtarb 1231 zu Wien; der andere diente dem Kaiſer Albrecht I. und ſtarb ebenfalls zu Wien 1312 im Alter von 80 Jahren. — Wir erwähnen ferner als geborne Gubener: einen geiſtlichen Liederdichter — den 1618 geb. und 1677 geſtorbenen Bürgermeiſter Joh. Franke; drei Philologen: den Grammatiker Chriſtian Pudor, Pfarrer zu Straußberg in der Mark, Erdmann Uhſe, ſeit 1711 Rector zu Merſeburg, und aus der neuern Zeit den wackeren Schulmann Ernſt Friedrich Poppe (geb. 1794); endlich noch den zu ſeiner Zeit als Muſiklehrer ausgezeichneten Johann Krüger, welcher 1662 als Muſikdirektor zu Wittenberg ſtarb. K—ſch.

Ronneburg, Stadt und Schloß.

Ronneburg, eine freundliche Stadt, im ſüdöſtlichen Theile des Herzogthums Sachſen-Altenburg, oder im alten fruchtbaren Oſterlande, 4 Stunden von Altenburg, 1¼ St. von Gera, 13 St. von Leipzig, an einer ſanften, ſich gegen Nordoſten erhebenden Anhöhe gelegen, zählte vor den verheerenden Feuersbrünſten am 19. Mai und am 14. Junius 1829 620 Wohnhäuſer und gegen 4200 Einwohner. Die Zahl der Häuſer und Einwohner hat nach dieſen Bränden, welche zum Glück die öffentlichen Gebäude verſchonten, aber doch einen großen Theil der Stadt (231 Häuſer) in Aſche legten, eher zu- als abgenommen. Der alte Theil der Stadt iſt meiſtens eng und winklig, bei ſeiner Erbauung wurde keine Rückſicht auf äußere Schönheit und Regelmäßigkeit genommen; zwar mangelt es nicht an einzelnen anſehnlichen Gebäuden, aber ihre Anzahl iſt, beſonders in den Nebenſtraßen, nicht groß, und wo auch ein ſteinernes Vorderhaus ſtehet, ſo iſt es doch meiſtens von hölzernen Hintergebäuden und einer Menge leichtgebauter Häuſer in den Nebenſtraßen umgeben. Sehr vortheilhaft hingegen zeichnet ſich in dieſer Beziehung der neuerbaute, einen heitern Anblick gewährende Theil der Stadt aus. Ronneburg iſt der Sitz eines herzoglichen Juſtizamtes; an der daſigen großen und in neuerer Zeit verſchönerten Stadtkirche iſt ein Oberpfarrer, der zugleich Superintendent einer anſehnlichen Ephorie iſt, ein Archidiakonus und ein Diakonus angeſtellt. Die aus mehren Klaſſen beſtehende Bürgerſchule iſt in gutem Zuſtande und mit geſchickten Lehrern verſehen. Das herzogliche, an der Weſtſeite der Stadt auf felſigem Grunde, wenn auch nicht ſehr hoch gelegene Schloß, die Stadtkirche und das am Markte ſtehende Rathhaus ſind die anſehnlichſten Gebäude.

Digitized by Google

IV. 7 Nach der Natur gez. [illegible] lithogr. von C. [illegible] B. 1.

Stadt Ronneburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nach der Natur gez. von C. W. Arldt. Lithogr. von C. Müller

B. III

II. 7

Schloſz Ronneburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Schloß mit ſeinen zum Theil ſehr alten Nebengebäuden und der unter demſelben liegende große Teich machen eine der vorzüglichſten Zierden Ronneburgs aus. Die Geſchichte dieſer Burg des alten Oſterlandes verliert ſich in die Zeiten der Sorbenwenden, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die Burg erſt die Veranlaſſung zur Gründung der Stadt gegeben habe, wie dieſes bei den meiſten Städten des Voigtlandes und Oſterlandes der Fall geweſen zu ſeyn ſcheint. Selbſt der Name Ronneburg iſt ohne Zweifel ſlaviſchen Urſprungs, indem Radegaſt, einer der Hauptgötter der alten Slaven, auch Raune oder Rone genannt wurde. So mag in den früheſten Zeiten an der Stelle, wo ſpäter die Burg erbaut wurde, ein dem Radegaſt geweihter Opferhain geſtanden haben. Ronneburg erſcheint ſchon im 11. Jahrhundert als Stadt und gehörte damals zu den Beſitzungen der Voigte von Weida; im Jahr 1082 belehnte Heinrich der Fromme, ein treuer Anhänger des Kaiſers Heinrich IV., Einen von Toſſen mit der Burg. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß dieſer Heinrich der Fromme, aus dem alten Dynaſtenhauſe der Grafen zu Gleisberg an der Elſter, als Voigt zu Weida die Kirche zu Ronneburg gegründet habe. Auch ſchrieb ſich in alten Zeiten, einer alten Urkunde zu Folge, eine adelige Familie „von Ronneburg." In einer andern Urkunde vom Jahre 1237 findet ſich ein Gerhard von Lüdſchitz als Burgvoigt von Ronneburg; die Familie Derer von Lüdſchitz beſaß das daſige Burglehen bis zum Jahr 1604, wo daſſelbe mit den dazu gehörigen Grundſtücken, Frohnen und Zinſen ebenfalls ein Gerhard von Lüdſchitz an die Regierung zu Altenburg verkaufte. Seit dieſer Zeit iſt Ronneburg immer bei Altenburg geblieben und hat mit ſeiner Umgebung eins von den 5 Aemtern dieſes Herzogthumes ausgemacht. Während des 30jährigen Krieges hatte Ronneburg nebſt ſeiner Nachbarſtadt Gera viele Drangſale zu erdulden. Hungersnoth, Plünderung und Peſt waren auch hier die furchtbaren Begleiter dieſes ſchrecklichen Kriegs; insbeſondere zog im Jahre 1631 nach der Schlacht bei Breitenfeld der kaiſerliche General Tilly verheerend durch Ronneburg und die Umgegend. Bald nach dieſen Bedrängniſſen, im Jahre 1665, wurde Ronneburg von einer großen Feuersbrunſt heimgeſucht, welche 214 Häuſer nebſt der Kirche, der Schule, dem Rathhauſe und andern öffentlichen Gebäuden in Aſche und Trümmer legte. Nur das herzogliche Schloß, der Sitz des Juſtiz- und Rentamtes, und etwa 60 geringe Häuſer blieben verſchont. —

Die Bewohner Ronneburgs, denen man das Lob der Arbeitſamkeit und Thätigkeit mit Recht beilegen kann, treiben theils ſtädtiſche Gewerbe, theils leben ſie vom Ackerbau. Wenn auch die blühende Periode der Stadt hinter unſern Zeiten zu liegen ſcheint, ſo wird doch Zeug- und Wollweberei noch lebhaft getrieben, und es beſtehen gegenwärtig noch mehre, durch die Güte ihrer Leiſtungen ausgezeichnete Fabriken. Ronneburg zählt viele geſchickte und betriebſame Gewerbsleute, und einige hieſige Handlungshäuſer machen nicht unbedeutende Geſchäfte.

Eine eigenthümliche Merkwürdigkeit Ronneburgs iſt der unweit der Stadt gelegene Mineralbrunnen, welcher im Jahre 1666 entdeckt wurde. Durch ſeine Heilkräfte, durch die Anmuth ſeiner nächſten Umgebung, ſo wie durch die ſchöne Gegend im Allgemeinen erwarb er ſich bald einen ſehr bedeutenden Ruf und erfreute ſich, beſonders in früheren Jahren, eines großen Beſuchs. Die Brunnengebäude ſind, zum Theil auf Koſten der Regierung, in einem edlen Styl erbaut und können eine bedeutende Anzahl Brunnengäſte aufnehmen. Die ganze Anſtalt ſteht unter der Aufſicht eines herzoglichen Brunneninſpectors. Vielfache, zum Theil ſehr merkwürdige Erfahrungen, wo die Heilkraft der Ronneburgiſchen Quellen ſich trefflich bewährte, ſind von Brunnenärzten aufgezeichnet worden. Die Quellen ſelbſt bedurften einer neuen, dem jetzigen Stande der Chemie entſprechenden Analyſe. Letztere iſt vor Kurzem vom Hofrath Döbereiner in Jena bewirkt worden und gewährt ſehr intereſſante Reſultate, welche neben einer amtlichen Darſtellung der praktiſchen Bewährung geeignet ſeyn dürften, die Aufmerkſamkeit des Publikums dieſer Heilanſtalt von Neuem zuzuwenden.

A—i.

Dr. Martin Luther.

(Fortſetzung.)

Kaiſer Karl V., nun genöthigt, ernſtere Schritte zu thun, beſchloß, den bevorſtehenden Reichstag in Worms zu benutzen. Luther wurde dahin vorgeladen, und folgte dem Rufe mit muthiger Bereitwilligkeit, ungeachtet ſeine Freunde ihm abriethen und ſein Landesfürſt für ihn fürchtete. In der Woche nach Oſtern 1521 reiſ'te er von Wittenberg ab, in Begleitung des kaiſerlichen Herolds Caspar Sturm, des Juriſten Dr. Schurff, und ſeines Freundes Nicol. v. Amsdorf. Ueberall, wohin ihn ſein Weg führte, machte ſeine Ankunft großes Aufſehen; an mehren Orten wurde er mit Auszeichnung empfangen, und in Erfurt, Gotha, Eiſenach zu predigen veranlaßt.

Mittlerweile hatten in Worms die Päpſtlichgeſinnten, beſonders der Nuncius Aleander, Alles aufgeboten, die Gemüther gegen Luther zu reizen. Deßhalb wurden ihm von ſeinen Anhängern warnende Boten entgegengeſendet, und ihm unter andern auch vorgeſchlagen, ſich auf die Ebernburg, das Schloß des ihm wohlwollenden Ritters Franz v. Sickingen, zu begeben. Sein Muth wankte nicht; bekannt genug iſt ſein Heldenwort: „Wenn auch ſo viele Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, ſo wollte ich dennoch kommen" *).

Den 16. April 1521 langte er in Worms an, und die ganze Stadt gerieth in große Bewegung. Neugierde theils, theils wirkliche Theilnahme füllten ſeine Herberge mit vornehmen und geringen Beſuchern.

Schon am folgenden Tage, Nachmittags 4 Uhr, mußte Luther vor der Reichsverſammlung (beſtehend aus dem Kaiſer, 30 Biſchöffen, 24 Herzögen, 8 Markgrafen, 5 königl. Geſandten ꝛc.) erſcheinen **); ſein

*) Nach der gewöhnlichen Meinung dichtete Luther auf dieſer Reiſe auch das Lied: Eine veſte Burg ꝛc. Da ſich daſſelbe aber in der Sammlung ſeiner Lieder v. J. 1525. (mit Melodieen des kurfürſtlichen Kapellmeiſters Joh. Walther) noch nicht findet, ſo iſt es wohl aus einer ſpätern Zeit — vielleicht vom J. 1529 oder 30.

**) Die denkwürdige Stätte dieſes welthiſtoriſchen Ereigniſſes war der alte, neben der Domkirche befindliche Biſchoffshof, welcher auf der Stelle des jetzt Heylſchen Gartens gelegen hat. —

Digitized by Google

Rechtsbeiſtand Dr. Schurff begleitete ihn. Hier bekannte er ſich als Verfaſſer der ihm vorgelegten Schriften; als er aber zum Widerrufe derſelben aufgefordert wurde, bat er ſich einen Tag Bedenkzeit aus, den man ihm gewährte. Am 18. April ſtand er zum zweiten Male vor dem Kaiſer und den Reichsſtänden, und vertheidigte in einer erſt teutſch, dann auf kaiſerliches Verlangen auch lateiniſch gehaltenen Rede ſeine Anſichten. Endlich fiel ihm der kurtrierſche Offizial *Johann von Eck* *) in's Wort, und verlangte eine kurze Erklärung, ob er widerrufen wolle oder nicht. Luther entgegnete, daß er nimmer widerrufen würde, wenn man ihn nicht aus der heiligen Schrift und mit klaren Gründen widerlegen könnte. Er ſchloß mit den kräftigen Worten: „*Es ſey denn, daß ich mit Zeugniſſen der heil. Schrift oder mit klaren und hellen Gründen überwieſen werde, ſo kann und will ich Nichts widerrufen, weil es weder ſicher noch gerathen iſt, etwas wider das Gewiſſen zu thun. Hier ſtehe ich; ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen.*“

Er wurde nicht wieder vorgeladen; auch die Verſuche einiger Fürſten, ihn in der Güte zum Widerrufe zu bewegen, blieben erfolglos. Luther hielt ihnen das Bibelwort entgegen: „Iſt's Menſchenwerk, ſo wird's untergehn; iſt's aber aus Gott, ſo könnet ihr's nicht dämpfen.“ — Seine Standhaftigkeit ermuthigte ſeine Freunde, während ſie vielen ſeiner Feinde Achtung einflößte. In Worms war es auch, wo Luther von dem freiſinnigen *Ulrich von Hutten* zwei Briefe empfing, worin dieſer ihn den unüberwindlichen Evangeliſten nennt, dem Schutze Gottes empfiehlt und zum muthigen Weiterkämpfen ermuntert.

So war der Wormſer Reichstag zwar kein Seitenſtück der Koſtnitzer Kirchenverſammlung (1414) geworden, aber kaum hatte Luther die Stadt verlaſſen, ſo ſchleuderte ihm der Kaiſer die Achtserklärung nach. „Niemand — ſo hieß es in dem von Aleander verfaßten Edikte — ſollte den Ketzer weder hauſen, hofen, ätzen, tränken, noch ihm mit Worten oder Werken, heimlich oder öffentlich Beiſtand noch Vorſchub leiſten, ſondern ihn vielmehr gefänglich annehmen und Kaiſerlicher Majeſtät zuſenden. Seine Schriften ſollte Niemand kaufen, verkaufen, leſen, behalten, abſchreiben, drucken, noch abſchreiben oder drucken laſſen, ſondern vielmehr mit Feuer verbrennen und gänzlich vernichten.“ — Friedrich der Weiſe hatte dieß vorausgeſehen, und war entſchloſſen, den geächteten Mann zu ſchützen. Als nun Luther, mit dieſem Vorhaben ſeines Landesfürſten ſchon vor ſeiner Abreiſe von Worms bekannt gemacht, auf ſeinem Heimwege in die Nähe des Schloſſes *Altenſtein* unweit Salzungen gelangte, wurde ſein Wagen plötzlich von verkappten Reitern angehalten und er ſelbſt mit ſcheinbarer Gewalt herausgeriſſen; man legte ihm darauf ein Reiterwamms an und brachte ihn nach Schloß *Wartburg*. Dieß geſchah am 4. Mai 1521 und diejenigen, welche den Auftrag des Kurfürſten ſo glücklich ausführten, waren Burkhard *Hund von Wenkheim*, Herr auf Altenſtein, und *Hans von Berlepſch*, Schloßhauptmann auf Wartburg.

Hier in ſeinem *Patmos* (wie er ſelbſt ſein Aſyl zu nennen pflegte), lebte Luther unter dem Namen *Junker Georg* 10 Monate lang, gegen die Nachſtellungen ſeiner Feinde geſchützt und anfangs von vielen ſeiner Freunde als todt beweint. Bald aber bezeugten neue von dort ausgehende Schriften, daß Luther noch am Leben ſey und mit unermüdeter Thätigkeit an ſeinem großen Werke fortbaue. Unter andern arbeitete er auf Wartburg an ſeiner teutſchen Bibelüberſetzung, und ſchrieb hier die *Kirchenpoſtille*, die er ſelbſt für das gelungenſte ſeiner Bücher erklärt hat. Seine Lehre gewann indeſſen immer mehr Freunde: in Schweden war die Reformation bereits 1519 durch *Olof* und *Lorenz Petri* angefangen worden, und der König von Dänemark *Chriſtian* II. ließ 1520 Prediger des Evangeliums aus Teutſchland kommen. Faſt zu gleicher Zeit, oder doch wenig ſpäter, drang die gereinigte Lehre nach Heſſen, Braunſchweig, Oſtfriesland, Holſtein, Siebenbürgen, Pommern, Preußen, und in die Städte Zweibrücken, Magdeburg, Lüneburg, Nürnberg, Straßburg, Frankfurt am Main, Nordhauſen und Bremen.

Doch Luthers Freude über den Fortgang ſeines Werkes ſollte nicht ungetrübt bleiben: der Feind ſäete Unkraut unter den Waizen. — *Karlſtadt* (Andreas Bodenſtein), Profeſſor und Archidiakon zu Wittenberg, der bisher ein thätiger Mitarbeiter Luthers geweſen war, that jetzt eigenmächtige Schritte, welche ihm die Mißbilligung aller Wohlgeſinnten zuzogen. Nicht genug, daß er in der Schloßkirche die Meſſe in teutſcher Sprache las, und das Abendmahl ohne vorausgegangene Beichte und unter beiderlei Geſtalt austheilte, — er verband ſich auch mit dem aus Zwickau vertriebenen Tuchmacher *Nikol. Storch* und andern Schwärmern, und veranlaßte die Zerſtörung der Heiligenbilder ſowie der Altäre in den Stadtkirchen. Der ſchüchterne *Melanchthon*, der ſeit 1518 als Profeſſor in Wittenberg lehrte und mit Luther auf's Innigſte befreundet war, wagte nicht, ſelbſt dieſen Bilderſtürmern entgegenzuwirken, ſondern rief ſeinen kräftigern Freund zu Hilfe. Dieſen litt es nun nicht mehr in ſeiner Einſamkeit, ſeine Wohlfahrt vergeſſend eilte er mitten durch die Länder des gegen ihn aufgebrachten Herzogs Georg nach Wittenberg, wo er im März 1522 ankam und die Ordnung bald wieder herſtellte.

In demſelben Jahre noch erſchien Luthers Ueberſetzung des *neuen Teſtaments*, von welcher binnen 4 Wochen zwei Auflagen veranſtaltet werden mußten. Die ſchnelle Verbreitung derſelben war um ſo wichtiger, da Luther, die päpſtliche Autorität verwerfend, immer auf die heil. Schrift ſich berief, und nun auch die Laien, mit der Bibel in der Hand, die Reinheit der ſogenannten neuen Lehre ſelbſt prüfen konnten. — Ueberdieß gewann die Reformation immer mehr eine feſte Geſtalt: die katholiſche Meſſe, die Lehre vom Fegefeuer, die Anrufung der Heiligen, die Nothwendigkeit der guten Werke, der Cölibat der Geiſtlichen — wurden eins nach dem andern als ſchriftwidrig abgethan.

Ungeachtet die Päpſte, — *Hadrian* VI. ſeit 1521., und *Clemens* VII. ſeit 1523 —, der Kaiſer ſelbſt, und unter den Reichsfürſten beſonders *Joachim* I. von Brandenburg und *Georg* von Sachſen auf endliche Vollziehung des Wormſer Ediktes drangen, erklärten ſich doch auf dem Nürnberger Reichstage (1524) die meiſten Stimmen gegen ein ſtrenges Ver-

*) Dieſer Rechtsgelehrte iſt nicht mit dem ſchon oben aufgetretenen Dr. Eck (eigentlich Mayer von Eck), Prediger und Prokanzler zu Ingolſtadt, zu verwechſeln.

Digitized by Google

fahren. Der Reichsabſchied enthielt nur dieß, „daß man dieſem Edikte ſo viel möglich nachkommen wolle, die Entſcheidung aber einem allgemeinen, baldigſt in Teutſchland anzuſtellenden Konzile vorbehalte.“ — Luther hatte die Kühnheit, ſowohl dieſen Nürnberger Reichstagsſchluß (vom 18. April 1524), als das Wormſer Edikt (v. 8. Mai 1521) mit einer geharniſchten Vor- und Nachrede und mit Randgloſſen verſehn abdrucken zu laſſen, unter dem Titel: „Zwei kaiſerliche uneinige und widerwärtige Gebote, den Luther betreffend.“

Jetzt brach der Bauernkrieg aus: das Feuer des Aufruhrs loderte von Schwaben über die Pfalz, den Elſaß, Lothringen und Franken bis nach Thüringen hinein. „Das ſind die Früchte der ketzeriſchen Lehre!“ läſterten Luthers Gegner, er ſelbſt aber ſuchte durch Wort und Schrift den Aufruhr zu dämpfen, reiſete auch deßhalb nach Stolberg, Erfurt, Weimar ꝛc. Doch die Empörer ruheten nicht, bis ſie bei Frankenhauſen (1525) geſchlagen wurden, und das Haupt ihres Anführers Thomas Münzer unter dem Beile des Henkers gefallen war.

Kurfürſt Friedrich erlebte dieſen tragiſchen Ausgang nicht; er ſtarb den 5. Mai 1525. Sein Bruder Johann der Beſtändige wurde ſein Nachfolger. War Friedrich bisweilen noch zu ängſtlich, zu behutſam geweſen, ſo trat Johann deſto kühner auf. Die Reformation wurde nun in Thüringen und Kurſachſen öffentlich anerkannt und eingeführt; die Klöſter wurden nach und nach aufgehoben, ihre Güter meiſt zweckmäßig verwendet. Luther, der ſchon im vorhergehenden Jahre die Mönchskutte abgelegt und von ſeinem Fürſten das Kloſtergebäude zu Wittenberg zum Geſchenk erhalten hatte, verheirathete ſich nun mit Katharina von Bora, einer der aus dem Kloſter Nimbſchen entwichenen Nonnen.

In den Ländern des Kurfürſten trat jetzt eine neue Kirchenordnung in's Leben, und die biſchöffliche Gewalt ging in die Hände eines aus geiſtlichen und weltlichen Räthen zuſammengeſetzten Konſiſtoriums über. Damit in Verbindung ſtanden die im Jahre 1527 angeordneten Kirchenviſitationen, welche im Kurkreiſe und in den Meißniſchen Aemtern von Luther ſelbſt vollzogen wurden. Ihm als Gehilfen beigegeben waren Dr. Juſtus Jonas, Dr. Bugenhagen, und die weltlichen Räthe Joh. v. Metzſch, Bernhard v. Hirſchfeld, Joh. v. Taubenheim, Dr. Benedikt Pauli. Die Kirchenviſitationen in Thüringen wurden von Melanchthon, die im Oſterlande von Georg Spalatin geleitet, welcher Letztere ſchon Friedrichs des Weiſen ganzes Vertrauen genoſſen hatte und ſeit 1525 als Superintendent in Altenburg wirkte. — Dieſe Generalviſitation gab auch Veranlaſſung, daß Luther im Jan. 1529 den kleinen, und im Oktober deſſelben Jahres den großen Katechismus erſcheinen ließ *).

Mittlerweile war die Spannung zwiſchen den teutſchen Fürſten immer größer geworden. Diejenigen unter ihnen, welche die Reformation begünſtigten, hatten zu Torgau (4. Mai 1526) und zu Magdeburg (12. Juli) ſich enger verbündet, und auf dem Reichstage zu Speier, der den 25. Juni 1526 eröffnet wurde, es durchgeſetzt, daß man beſchloß, „in Bezug auf das Wormſer Edikt ſich ſo zu verhalten, wie man es gegen Gott und den Kaiſer verantworten könnte.“ — Drei Jahre ſpäter (1529) kam in Speier abermals ein Reichstag zu Stande, auf welchem die katholiſchen Stände die Mehrzahl bildeten, und ein Bedenken dieſes Inhalts ausſtellten, „daß diejenigen Stände, welche das Wormſer Edikt angenommen, auch dabei verharren, die übrigen aber forthin alle weitere Neuerungen, ſo viel möglich und menſchlich, verhüten ſollten.“ Gegen dieſen Beſchluß überreichten am 19. April 6 Fürſten (Kurfürſt Johann v. Sachſen, Georg Markgraf zu Brandenburg, die Herzöge von Lüneburg Ernſt und Franz, der Landgraf Philipp von Heſſen, und Wolfgang Fürſt v. Anhalt), im Vereine mit 14 Städten eine Proteſtation, von welcher die Anhänger der evangel. Lehre ſpäter (1544), und zwar auf Veranlaſſung eines päpſtl. Legaten, den ſehr bezeichnenden Namen „Proteſtanten“ empfangen haben. Es ging damit, wie mit vielen Parteinamen, welche, vom ſpottenden Feinde erfunden, nachher Ehrennamen geworden ſind.

Um die Partei der Evangeliſchen zu verſtärken, wünſchte Landgraf Philipp zu einem Bündniſſe auch alle die zu gewinnen, welche der Lehre des Ulrich Zwingli ihren Beifall ſchenkten. Dieſer ſchweizeriſche Reformator war beinah gleichzeitig mit Luther und auf gleiche Veranlaſſung gegen die ſchriftwidrigen Glaubensſätze aufgetreten und wich faſt nur in der Lehre vom heil. Abendmahle von den Anſichten Luthers ab. Zur Ausgleichung dieſes Zwieſpaltes veranſtaltete der Landgraf im Okt. 1529 ein Religionsgeſpräch in Marburg, an welchem, außer den beiden Parteihäuptern ſelbſt, noch Melanchthon, Dr. Juſtus Jonas, Andreas Oſiander, Joh. Brenz, Stephan Agrikola, Joh. Oekolampadius (Hausſchein), Martin Bucer, Kaspar Hedio und etliche heſſiſche Theologen theilnahmen. Aber dieſer Verſuch einer gegenſeitigen Annäherung ſcheiterte an Luthers feſtem Sinne. Seitdem ſtanden beide Parteien feindlich einander gegenüber, und die Verſöhnung derſelben blieb unſrer Zeit vorbehalten.

Trotz dieſes beklagenswerthen Zwieſpaltes befeſtigte ſich die Reformation, wo ſie bereits Eingang gefunden hatte, und brach ſich auch an andern Orten noch Bahn. Einer ihrer thätigſten Beförderer wurde der ſchon genannte Dr. Joh. Bugenhagen, der Pommer, erſter Generalſuperintendent des Kurkreiſes; dieſer war von 1528 bis 42 faſt immer auf Reiſen, und begründete die Kirchenverbeſſerung nach und nach in Braunſchweig, Hamburg, Lübeck, Pommern, Dänemark, Norwegen, Schleswig-Holſtein. Unter vielen Hinderniſſen fand die reine Lehre ſelbſt in Frankreich, den Niederlanden, Ungarn und Polen Eingang, und in Italien und Spanien konnte ſie nur durch Grauſamkeiten unterdrückt werden.

Karl V. hatte ſich indeſſen zu Bologna durch den Papſt krönen laſſen, und hier einen Reichstag nach Augsburg ausgeſchrieben, mit dem Verſprechen, auf demſelben nicht nur ſelbſt zu erſcheinen, ſondern auch die abweichenden Religionsmeinungen gütig anzuhören und die Parteien wo möglich zu

*) Luther: „Dieſen Katechismus in ſolcher kleinen, ſchlechten, einfältigen Form zu ſtellen, hat mich gezwungen und gedrungen die klägliche, elende Noth, ſo ich neulich erfahren habe, da ich auch ein Viſitator war. Hilf, lieber Gott, welchen Jammer hab' ich geſehn, daß der gemeine Mann doch ſo gar nichts weiß von der chriſtlichen Lehre, ſonderlich auf den Dörfern, und leider viel Pfarrherrn ſehr ungeſchickt und untüchtig ſind zu lehren, und können weder Vater unſer, noch den Glauben oder die 10 Gebote, ſondern leben dahin, wie das liebe Vieh.“

Digitized by Google

verſöhnen. Der Türkenkrieg ſchien den Kaiſer jetzt nachgiebiger zu machen. Doch bald änderte ſich ſeine Stimmung: der Kurfürſt von Brandenburg Joachim I., der Herzog Georg v. Sachſen und Herzog Wilhelm von Baiern reiſeten ihm entgegen, und ſuchten ihn auf's Neue gegen die Evangeliſchen aufzubringen, was ihnen deſto leichter gelang, da unglücklicher Weiſe gerade jetzt des Kaiſers Kanzler, der friedfertige Kardinal Gattinara, geſtorben war. Dieß beſtimmte den Kurfürſten von Sachſen, Luthern ſelbſt nicht mit nach Augsburg zu nehmen, ſondern ihn in Koburg zurückzulaſſen, von wo aus er ſeine Freunde mit Rath und Troſt unterſtützte.

Um die nachtheiligen, ſogar widerſinnigen Gerüchte, welche ſich über die Proteſtanten verbreitet hatten, zu widerlegen, ließen dieſe, auf den Grund der früher ſchon von Luther ſelbſt entworfenen Torgauiſchen Artikel, durch Melanchthon ein Glaubensbekenntniß aufſetzen, das, unter dem Namen der Augsburgiſchen Confeſſion bekannt, in den erſten 21 Abſchnitten ihre auf die Bibel gegründete Lehre, in den folgenden ſieben die bereits abgeſchafften Mißbräuche erörterte. Dieſes klar dargelegte und ohne feindliche Ausfälle auf die Gegenpartei abgefaßte Bekenntniß, welches noch jetzt für die Grundlage des proteſtantiſchen Glaubens gilt, wurde von 7 Fürſten und 2 Städten (Nürnberg und Reutlingen) unterſchrieben. Erſt am 25. Juni 1530 erlaubte der Kaiſer die Vorleſung dieſer Schrift. Zwar verlangte er anfangs, daß man ſich dabei der lateiniſchen Sprache bedienen möchte, ſtand aber von dieſer Forderung ab, als ihm der Kurfürſt von Sachſen bemerklich machte: man wäre ja auf teutſchem Grund und Boden. Um jedoch möglichſt wenig Zuhörer zuzulaſſen, ſetzte es die katholiſche Partei durch, daß die Vorleſung in dem eben nicht großen Saale des Augsburgiſchen Biſchoffhofes — der ſogenannten Kapellſtube — gehalten wurde. Der kurſächſiſche Kanzler Dr. Gregor Brück (Pontanus) eröffnete die feierliche Handlung mit einer Rede, und dann verlas Dr. Chriſtian Baier das Glaubensbekenntniß mit ſo lauter Stimme, daß nicht bloß die 200 im Saale ſelbſt verſammelten, ſondern auch alle auf dem Schloßhofe befindlichen Perſonen ihn verſtehen konnten. Auf Befehl des Kaiſers verfaßten nun einige katholiſche Theologen eine Widerlegung (Konfutation) des evangeliſchen Bekenntniſſes, welche am 3. Auguſt ebenfalls vorgeleſen wurde. Die darauf von Melanchthon entworfene Vertheidigungsſchrift (Apologie) wurde vom Kaiſer gar nicht angenommen, welcher auch das Vorleſen des Bekenntniſſes der 4 zu Zwingli ſich hinneigenden Reichsſtädte (Strasburg, Koſtnitz, Memmingen, Lindau,) nicht geſtattet hatte.

Die Unterhandlungen zwiſchen beiden Parteien blieben fruchtlos, und im Reichsabſchiede (vom 22. Septbr.) wurde den Proteſtanten eine Bedenkzeit bis zum 15. April des folgenden Jahres geſtattet. Während derſelben ſollten ſie überlegen, ob ſie in den Schooß der Kirche zurückkehren wollten; ſie ſollten unterdeſſen keine Neuerungen vornehmen und keine Freunde für ihre Partei zu gewinnen ſuchen, übrigens ſich ruhig verhalten und ſich mit dem Kaiſer gegen die Türken verbinden. Dem Kurfürſten von Sachſen wurde die noch nicht erfolgte Belehnung verweigert, und der Fiskal des Reichskammergerichts beauftragt, wegen der ſäkulariſirten Klöſter Spolienklage anzuſtellen.

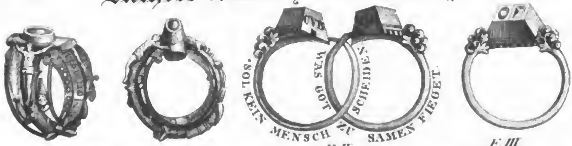
Trotz der kaiſerlichen Drohungen beharrten die evangeliſchen Fürſten bei dem, was ſie als Wahrheit erkannt hatten. Sie überzeugten ſich, daß an eine gütliche Beilegung des Streites nicht mehr zu denken war, und entſchloſſen, ihre gute Sache mit dem Schwerte zu ſchützen, errichteten ſie 1531 zu Schmalkaden ein Bündniß, welches 5 Jahre ſpäter erneuert und befeſtigt wurde. Der 1532 erfolgte Tod des Kurfürſten Johann änderte in den Verhältniſſen Nichts, denn ſein Sohn und Nachfolger, Johann Friedrich, war dem evangeliſchen Glauben mit gleicher Innigkeit zugethan. Luther rieth anfangs zum Frieden, und wollte ſein edles Werk nicht mit Blut befleckt ſehen; doch der Drang der Verhältniſſe beſtimmte ihn, ſeine Meinung zu ändern. Weder durch einen zu Nürnberg (1532) geſchloſſenen Vergleich, noch durch den Kadaner Frieden (1534) wurde die Hauptſache erledigt, und ein Verſuch des Papſtes Paul III., Luthern in Güte zu gewinnen (1535), blieb auch erfolglos. Er wich auf dem Gebiete der Glaubensmeinungen keinen Fuß breit, wie die von ihm (1537) verfaßten ſchmalkaldiſchen Artikel bezeugen. Dieſe waren urſprünglich dazu beſtimmt, dem Papſte auf einem nach Mantua ausgeſchriebenen Konzile vorgelegt zu werden, welches jedoch unterblieben iſt.

Dem ſchmalkaldiſchen Bündniſſe ſetzten die katholiſchen Fürſten den heiligen, zu Nürnberg (1538) geſchloſſenen Bund entgegen, an deſſen Spitze Herzog Ludwig von Baiern und Herzog Heinrich von Braunſchweig ſtanden. Die nächſte Folge davon war die Vertreibung dieſes Herzogs Heinrich aus ſeinem Lande, in welchem die ſchmalkaldiſchen Fürſten nun ſelbſt die Reformation einführten. — Auch die herzoglich ſächſiſchen Länder, die nach Georgs Tode an deſſen evangeliſchgeſinnten Bruder Heinrich (den Frommen) fielen, nahmen die gereinigte Lehre an, und Luther hatte die Freude, in Leipzig am Pfingſtfeſte 1539 zu predigen. Der ſchmalkaldiſche Bund ſchien ſich um ſo mehr zu befeſtigen, da ihm auch Hannover, Würtemberg, Pommern, Anhalt, Frankfurt und Augsburg beigetreten waren. Doch wieder bedenklich wurde ſeine Stellung, als Herzog Moritz nach ſeines Vaters, Heinrichs des Frommen, Tode (1541) ſeinen Beitritt verweigerte, ungeachtet er der Reformation günſtig war. Alles verkündete einen nahen, allgemeinen Krieg.

Luther erlebte denſelben nicht. Körperliche Leiden ſowohl, welche ihn ſchon ſeit 1527 einige Male dem Tode nahe gebracht hatten, als auch viele bei ſeinem Wirken erfahrene Unannehmlichkeiten beſtimmten ihn (1545) zu dem Entſchluſſe, Wittenberg für immer zu verlaſſen, und, ſeine eigentliche Abſicht geheimhaltend, flüchtete er ſich erſt nach Merſeburg, dann nach Zeiz zu ſeinem Herzensfreunde, dem Biſchoffe Amsdorf. Nur die dringenden Bitten der von der Univerſität und der Bürgerſchaft an ihn geſendeten Abgeordneten, ſo wie die Aufforderungen des Kurfürſten bewegten ihn zur Rückkehr. Seine damalige Gemüthsſtimmung beſchreibt er ſelbſt in dieſen Worten: „Ich alter, abgelebter, fauler, müder, kalter, nun auch einäugiger Mann hoffte doch nun ein wenig Ruhe zu haben; ſo werde ich aber dermaßen überhäuft mit Schreiben, Reden, Thun und Handeln, als ob ich nie etwas gehandelt, geſchrieben, geredt oder gethan hätte. Ich bin der Welt ſatt und die

Digitized by Google

Luthers Stube zu Wittenberg.



Die Wartburg-Kapelle.

Digitized by Google

Welt meiner, wir ſind alſo leicht zu ſcheiden, wie ein Gaſt, der die Herberg quittiret. Darum bitte ich um ein gnädiges Stündlein." —

Dieſe Bitte ging ihm bald in Erfüllung. Die Grafen von Mansfeld hatten ihn eingeladen, nach Eisleben zu kommen, um einige zwiſchen ihnen obwaltende Streitigkeiten beizulegen. Den 23. Jan. 1546 verließ er Wittenberg, von ſeinen 3 Söhnen und dem treuen Diener Ambroſius Rudtfeld begleitet. Er ſah dieſe Stadt nie wieder: ſchon am 18. Febr. beſchloß er in Eisleben ſein ſo gemeinnütziges Tagewerk. Auch ſterbend blieb er ſeinem Glauben treu: denn als Dr. Jonas, der ihn von Halle aus begleitet hatte, den Verſcheidenden fragte: „Ehrwürdiger Vater, wollt Ihr auf Chriſtum und die Lehre, die Ihr geprediget, beſtändig ſterben?" ſo antwortete er deutlich: Ja! Ja! — Sein Leichnam wurde erſt in der Andreaskirche zu Eisleben beigeſetzt, wo ihm Dr. Jonas und M. Cölius Leichenpredigten hielten, dann aber wurde er nach Wittenberg geſchafft, und dort in der Schloßkirche feierlich beſtattet, wobei Bugenhagen und Melanchthon Gedächtnißreden gehalten haben.

Während dieſes für die Proteſtanten betrübenden Ereigniſſes war ein Konzil zu Trient (Trident) verſammelt, deſſen Geiſt keineswegs Verſöhnung athmete und durch deſſen Erfolg die Befürchtungen der Gegenpartei gerechtfertiget wurden. Auch beſchickten die evangeliſchen Fürſten dieſes Konzil nicht, und auf dem Reichstage zu Regensburg (Jan. 1546) erſchienen nur ihre Abgeordneten. Dem darüber aufgebrachten Kaiſer, der ſich insgeheim mit Herzog Moritz verbündet hatte, ſchien dieſer Zeitpunkt am geeignetſten, den ſchmalkaldiſchen Bund anzugreifen. Die verbündeten Fürſten zogen dem Kaiſer wohl gerüſtet entgegen, wurden jedoch (1547) bei Mühlberg geſchlagen; der Kurfürſt Johann Friedrich wurde gefangen genommen und verlor die Kurwürde, die auf ſeinen Vetter Moritz überging. Auch der Landgraf Philipp v. Heſſen, der Schwiegervater des Moritz, ließ ſich überliſten, und mußte dem kaiſerlichen Heerlager als Gefangener folgen. Karl V. hatte zwar bei der Einnahme Wittenbergs das Grab Luthers gegen jede Verunglimpfung geſchützt, aber ſeine Abſicht, die neue Lehre zu unterdrücken, trat deutlich hervor, als er 1548 das Interim erſcheinen ließ, nach welchem Alles wieder ſo eingerichtet werden ſollte, wie es vor der Reformation geweſen war, und den Proteſtanten nur ſehr wenig noch zugeſtanden wurde.

(Beſchluß folgt.)

Luthers Stube zu Wittenberg und die Wartburgkapelle.

In dem früher von Auguſtinermönchen bewohnten Gebäude zu Wittenberg, welches Kurfürſt Johann der Beſtändige im J. 1526 Luthern ſchenkte, iſt das Wohnzimmer des großen Reformators in derſelben Geſtalt zu ſehen, wie es ſich bei deſſen Lebzeiten befand. Kurfürſt Auguſt kaufte das ganze Gebäude von den Erben zurück und ließ das Vordergebäude neu aufbauen und zu Wohnungen für 150 unbemittelte Studirende einrichten, allein das Hintergebäude mit Luthers Stube im erſten Stock blieb zum Andenken des großen Mannes, der eine lange Reihe von Jahren darin gelebt und gewirkt hatte, unverändert, auch nachdem 1817 das Vordergebäude einem Predigerſeminar eingeräumt wurde.

Zierlich geſchnitztes Täfelwerk bildet die Decke und bekleidet den größern Theil der Wände, und einige in den Fenſterbrüſtungen angebrachte Lehnſtühle aus Eichenholz und ein feſtgezimmerter Tiſch erinnern lebhaft an die Einfachheit der damaligen Zeit und an die Genügſamkeit des vormaligen Bewohners.

Auch die Wartburgkapelle, in welcher Luther während ſeiner einjährigen Verborgenheit von der jetzt noch vorhandenen Kanzel vor einer kleinen Anzahl Zuhörer öfters predigte, iſt nicht ohne beſonderes Intereſſe für Luthers Verehrer. Gewiß iſt die alte Wartburg, erbaut von Ludwig dem Salier 1076 (vergl. Saxonia II. Nr. 11.), weder durch den Sängerſtreit, noch durch das wohlthätige Wirken der heiligen Eliſabeth ſo bekannt geworden, wie durch Luthers kurzen Aufenthalt.

In dieſer ſchon durch ihr hohes Alter merkwürdigen, in byzantiniſchem Styl ausgeführten Kapelle verdient ein halbrundes, großes Gemälde Erwähnung, welches die heilige Eliſabeth darſtellt, wie ſie von ihrem Gemahl beim Austheilen von Brod unter die Armen überraſcht wird und das Brod ſich in Blumen verwandelt (vergl. Sax. III. Nr. 9.). Im Jahr 1628 erhielt das Innere der Kapelle einige unweſentliche Veränderungen.

Wir fügen die Abbildungen zweier Ringe, welche Luther und deſſen Gattinn getragen, auf der anliegenden Lithographie bei. Katharinens Verlobungsring (F. I.), jetzt im Beſitz der Devrient'ſchen Familie zu Leipzig, zeigt auf dem ziemlich breiten, einen Rubin haltenden Reif in halb erhabener Arbeit den gekreuzigten Chriſtus nebſt den Marterwerkzeugen (Speer, Seil, Schwert, Leiter, Yſopſtab nebſt Schwamm). Auf der Rückſeite des Schwerts lieſt man: „13. Juni 1525" und innerhalb des Ringes: „D. Martin. Luther. Catharina v. Boren."

Luthers Trauring beſteht aus einem Doppelring (getrennt F. II., zuſammengefügt aber, wie er am Finger getragen wird, F. III. dargeſtellt), der eine Reif trägt einen Diamant mit den Anfangsbuchſtaben von Luthers Namen (M. L. D.) an der Faſſung, der andere einen Rubin mit denen von Katharinens Namen (C. V. B.); außerhalb ſteht auf dem einen Halbreif: Was Got zu samen fieget, auf dem andern: Sol kein Mensch scheiden.

Dieſer Ring befand ſich früher im grünen Gewölbe zu Dresden, ward vom König Auguſt 1703 dem Herzog Rudolph Auguſt von Braunſchweig, und von dieſem der Univerſität Helmſtädt geſchenkt, von wo er mit der Univerſitätsbibliothek an die Bibliothek zu Wolfenbüttel gelangte. S—r.

Katharina von Bora.

(Beſchluß.)

Katharinens Charakter iſt oft verdächtigt worden: man hat ſie eben ſowohl der Verſchwendung, als des Geizes beſchuldigt, man hat ihr Stolz und

Digitized by Google

Herrſchſucht nachgeſagt. Keins von Allen möchte ſich beweiſen laſſen; aus Luthers eignen Zeugniſſen geht vielmehr hervor, daß ſie eine gute Wirthinn und ihm „in Allem zu Willen und Gehorſam" geweſen ſey. Zwar ſagt er einmal in ſeinen Tiſchreden: „Wenn ich noch Eine freien ſollte, ſo wollt' ich mir ein gehorſam Weib aus einem Stein hauen; ſonſt hab' ich verzweifelt an aller Weiber Gehorſam." Wer ſieht aber nicht, daß dieß ein unter Freunden geſprochenes neckendes Scherzwort ſey? — Eben da ſpricht er auch: „Es geht in der Ehe nicht allzeit ſchnurgleich zu; es iſt ein zufällig Ding, deß muß man ſich ergeben." — In ſeinem Teſtamente dagegen ſchreibt er von Katharinen: „Sie hat mir gedient nicht blos wie ein Eheweib, ſondern auch wie eine Magd."

Katharine war eine eben ſo fromme und verſtändige Hausfrau, als eine treue Gattinn und ſorgende Mutter. Um ſo vertrauensvoller konnte der vielbeſchäftigte Luther die Sorge für das ganze Hausweſen in ihre Hände niederlegen; um ſo nachſichtiger ihre Lieblingsneigung — die Luſt zum Bauen — beurtheilen. Wie gern ruhete er bei ihr und ſeinen Kindern von ſeinem mühevollen Tagewerke aus! — wie zärtlich pflegte ihn die treue Gattinn bei ſeinen körperlichen Leiden! — Wir können uns nicht enthalten, zur Charakteriſtik beider Gatten hier ein Bruchſtück aus einer Erzählung mitzutheilen, welche Dr. Jonas von einer ſchweren Krankheit Luthers (1527) giebt.

— „Indem, da Luthern warme Tücher aufgelegt wurden, den erkalteten Leib zu wärmen, fragte er nach ſeinem Söhnlein. „„Wo iſt denn mein allerliebſtes Hänschen?"" Da das Kind gebracht wurde, lachte es den Vater an. Da ſprach er: „„O du gutes, armes Kindlein! Nun ich befehle dich und deine Mutter dem lieben frommen Gotte. O mein Gott, ich danke dir von Herzen, daß du gewollt haſt, daß ich auch auf Erden ſollt' arm ſeyn; kann deßhalb weder Geld noch Gut meinem Weibe und Söhnlein nach mir laſſen. Wie du mir ſie gegeben haſt, ſo beſcheide ich ſie dir wieder, du reicher treuer Gott! Ernähre ſie, lehre ſie, erhalte ſie, wie du mich ernährt, gelehrt und erhalten haſt, du Vater der Waiſen und Richter der Wittwen."" — Ueber dieſen Reden ihres Herrn war die Doctorinn ſehr erſchrocken und betrübt, ließ ſich jedoch nicht merken, daß ihr ſo groß Leid geſchah, ſondern ſtellte ſich getroſt und ſprach: „„Mein liebſter Herr Doctor, iſt es Gottes Wille, ſo will ich Euch bei unſern Herrn Gott lieber, als bei mir wiſſen. Es iſt aber nicht allein um mich und um mein Kind zu thun, ſondern um viel fromme Leute, die Euer noch bedürfen. Wollet Euch, mein liebſter Herr, meinethalben nicht kümmern; ich hoffe und traue auf Gott, er werde Euch gnädiglich erhalten."" — —"

Wie Katharine hier ſich ſtark zeigte, wußte ſie auch bei andern traurigen Vorfällen durch kluge Beſonnenheit ihren Gatten aufzuheitern. So ſendete ſie ihm z. B. 1530 nach Koburg das Bild ſeiner Lieblingstochter Magdalena (geb. 1529), um ihrem über den eben damals erfolgten Tod ſeines Vaters ſehr betrübten Manne eine Freude zu machen. — Nur als ihr eigenes Mutterherz durch den Tod eben dieſer Tochter gebrochen wurde (1542), war Luther, bei all ſeiner Liebe zu dieſem Kinde, ſtark genug, ſeine Gattinn mit dem Troſte aufzurichten: „Liebe Käthe, bedenke doch, wo ſie hinkömmt, ſie kömmt ja wohl." — Rührend iſt's zu leſen, wie Luther vom Krankenbette dieſes lieben noch nicht 14jährigen Mädchens faſt nicht weichen wollte. „Magdalenchen, mein Töchterlein," — ſprach er zu ihr, — „du bliebeſt gern bei deinem Vater, und ziehest auch gern zu jenem Vater." Sie antwortete: „Ja, herzer Vater, wie Gott will!" und ſtarb dann in den Armen des unter Thränen betenden Vaters, während die Mutter vor lauter Traurigkeit von der Sterbenden ſich wegwendete.

Noch ſtehe hier ein Brief, welchen Luther von Eisleben aus 8 Tage vor ſeinem Tode geſchrieben hat, und woraus eben ſo ſehr die zärtliche Sorge ſeiner Gattinn, als ſeine aus frommem Glauben kommende, unüberwindliche Heiterkeit hervorgeht.

„Der heiligen, ſorgfältigen Frauen, Katharina Lutherinn, Dr. Zeulsdorferinn zu Wittenberg, meiner gnädigen lieben Hausfrauen."

„Gnad' und Fried' in Chriſto! — Allerheiligſte Frau Doctorinn, Wir bedanken uns gar freundlich für Eure große Sorge, dafür Ihr nicht ſchlafen könnt: denn ſeit der Zeit Ihr für uns geſorgt habt, wollt' uns das Feuer verzehrt haben in unſrer Herberg hart vor meiner Stubenthür, und geſtern, ohne Zweifel aus Kraft Eurer Sorge, hat uns ſchier ein Stein auf den Kopf gefallen und zerquetſcht, wie in einer Mausfallen. Denn es in unſern heimlichen Gemach wohl zween Tage über unſern Kopf rieſelt Kalk und Lehmen, bis wir Leute dazu nahmen, die den Stein anrührten mit zwei Fingern; da fiel er herab, ſo groß als ein lang Eiſen, und einer Hand breit, der hatte im Sinn, Euerer heiligen Sorge zu danken, wo die lieben heiligen Engel nicht gehütet hätten. — Ich ſorge, wo Du nicht aufhörſt zu ſorgen, es möchte uns zuletzt die Erde verſchlingen, und alle Elemente verfolgen. Lehreſt Du alſo den Katechismum und den Glauben? — Bete du, und laß Gott ſorgen! Es heißt: wirf Dein Anliegen auf den Herrn, der ſorgt für Dich, — Pſ. 55 und viel mehr Orten."

„Wir ſind Gott Lob friſch und geſund, ohne daß uns die Sachen Unluſt machen, und Dr. Jonas wollt' gern einen böſen Schenkel haben, daß er ſich an einen Laden ungefähr geſtoßen. So groß iſt der Neid in Leuten, daß er mir nicht wollt' gönnen, allein einen böſen Schenkel zu haben."

„Hiermit Gott befohlen! — Wir wollten nun fort gerne los ſeyn und heimfahren, wenn's Gott wollte. Amen, Amen, Amen. Am Tage Scholaſtica, 1546."

K—ſch.

Hierzu als Beilagen:

1) Stadt Ronneburg. 2) a) Luthers Stube in Wittenberg, b) deſſen Trauring und Catharina's von Bora Verlobungsring, c) die Wartburgkapelle. 3) Schloß Ronneburg.

Verlag von Eduard Pietzſch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Digitized by Google

Nach der Natur gez. von Wellhart. Lith. von C. Müller. B.

Ruinen von Paulinzella.

Digitized by Google

SAXONIA.

Museum für ſächſiſche Vaterlandskunde.

№ 8. Jeden Monat erſcheinen 2 Lieferungen. IV. Bd.

Paulinzella.

Eine Meile von *Schwarzburg*, — dem alten Stammſchloſſe zweier noch blühenden fürſtlichen Häuſer, — liegen die maleriſch-ſchönen Trümmer der Ciſtercienſer-Abtei *Paulinzelle* (Paulinenzella, Cella Paulinae).

Ein von dunkelm Nadelholze überſchatteter Weg, hier anklimmend, dort abfallend, leitet den Wanderer an dem — einſt durch ſeinen Olitätenhandel weitberühmten — Städtchen *Königsſee* vorüber, dem Orte zu, wo einſt trauernde Liebe und fromme Schwärmerei ein vom Geräuſche der Welt entferntes Aſyl ſuchten. Die hochanſtrebenden Tannen und Fichten bilden eine würdige Vorhalle des ſtillen Kloſters: durch ihre dichten Aeſte zittert der Sonnenſtrahl, wie durch das Halbdunkel gothiſcher Fenſter; der Vögel Geſang tönt dazu, wie die Vigilien der Chorſänger, und die würzigen Pflanzen, an welchen der Thüringer Wald ſo reich iſt, ahmen die Weihrauchdüfte des Hochamtes nach. Jetzt lichtet ſich der Wald, ein tiefes Thal öffnet ſich, von üppigen Wieſen und Erlengebüſch umgrünt, von mehren hellen Teichen und zwei Bächlein eingeſchloſſen zeigt ſich ein Dörfchen, welches ſeine Berühmtheit nur den Trümmern verdankt, die ihm den Namen gaben: dieſe Hand voll Häuſer heißt *Paulinzelle*, wie das Kloſter, auf deſſen Gebiete ſie erbaut wurden.

Noch verſteckt ſich die alte Kloſterkirche hinter den Bäumen, deren keiner ihre einſtige Herrlichkeit geſehen hat: jene Zerſtörung iſt älter, als dieſer nachbarliche Wald. Die Bäume, unter welchen einſt die Mönche wandelten, ſind längſt nicht mehr, aber neue ſtehen an ihrer Stelle, während das in Trümmern daliegende Prachtgebäude durch keine Meiſterhand ſich wieder verjüngen wird. Wir nähern uns ihm von der Abendſeite her: — jetzt — jetzt ſteht der ehrwürdige Bau vor uns! nur ein Schatten vergangener Größe, doch auch in Trümmern noch erhaben! Der melancholiſche Eindruck, welchen dieſe in Ruinen verfallene Herrlichkeit auf uns macht, wird etwas gemildert durch das heitere Grün jener Bäume und Büſche, welche die wunderbare Hand der Natur allenthalben in das Gemäuer hineingepflanzt hat. So blühen fröhliche Blumen auf Gräbern! — Sieh nur, wie das friſche Grün über die Ruinen emporwächſt, als wollt' es den Sieg des Lebens über den Tod, oder den Triumph der ewigjugendlichen Natur über die alternde Kunſt feiern! — Und wie ſtolz ragen jene Fichten über dem Portale des Einganges! wie mögen ihre, in die Fugen des herrlichen Baues immer tiefer eindringenden Wurzeln allmälig das Geſtein loſer machen und den vollen Ruin der Mauern beſchleunigen, welchen ſie jetzt zur Zierde dienen! Aber ſtürzen dieſe Mauern, ſo fallen auch die ſtolzen Bäume mit ihnen, wenn nicht früher ſchon der Sturm ſie herabriß. —

Doch betrachten wir das Gebäude ſorgfältiger! Es iſt aus grauem Sandſteine aufgeführt und trägt das Gepräge des *byzantiniſchen* Bauſtyles. Im Vordergrunde zur Rechten gewahren wir die Ueberreſte eines alten Thurmes — ſein Zwillingsbruder, der einſt ihm gegenüber geſtanden, iſt längſt nicht mehr. Durch jene Säulenhalle, rechts vom Haupteingange, betrat man einſt eine *Kapelle*. Kein Heiligenbild ſchmückt mehr ihre Wände, jetzt entweiht von profanen Namen zahlloſer Wanderer, die von der Unſterblichkeit dieſer Steine ihre eigene hofften. Hier liegt noch ein großes Steinbecken an der Erde, — ein Weihkeſſel vielleicht, den die ſchonungsloſe Hand der Zeit umgeſtürzt hat. — Jenes herrliche *Portal*, von fünffachen Doppelſäulen getragen, führt in das Innere der Kirche. Die Säulen, die nach hintenzu einander näher treten, haben einen glatten Schaft und ſind an den Kapitälern mit Arabesken geziert. — Ueber dem Portale ſehen wir ſieben, auch durch Säulen gebildete Bogenfenſter, und noch höher zwei größere, gewölbte Fenſter; von dem einfach verzierten Frieſe aus erhebt ſich der ſpitze, einfenſtrige Giebel.

Jetzt treten wir durch das Portal in das *Innere* des Heiligthumes. Das Schiff der Kirche liegt vor uns. Zwei Reihen von je ſechs Säulen ſchließen den mittleren Raum von den ſchmalen Seitengängen ab, in welchen die Nebenaltäre ſtanden. Dieſe glatten, 20 Fuß hohen und 3 Fuß ſtarken Säulen ruhen auf niedrigen Würfeln; ihre Kapitäler ahmen in ſeltſamer Draperie die Falten eines herabhängenden Tuches nach. Die auf dieſen Säulen ſich erhebende Mauer hat einſt die flache Decke des Heiligthums getragen. Die nördliche Seitenmauer iſt noch gut erhalten, die ſüdliche aber liegt faſt ganz in Trümmern. Die Wandgemälde ſind verwiſcht, gleich den Bildern und Inſchriften der Grabſteine, die auf dem beraſeten Fußboden umherliegen. Am Ende des Schiffes tragen zwei ſtarke Pfeiler einen Bogen, durch welchen der öſtliche Theil der Kirche, — das *hohe Chor* mit dem Hochaltare, — abgeſchloſſen wurde. Dieſer Theil erweitert ſich auf beiden Seiten, ſo daß die ganze Kirche die Form eines Kreuzes darſtellt; das umſchließende Gemäuer iſt noch ziemlich erhalten.

Das Hochaltar iſt verfallen; Bäume ſtehen auf ſeiner Stelle und ſenden ihre Wurzeln hinab in's ſtille Grab der Stifterinn dieſes Kloſters — *Pauline*. Sie war die Tochter des Ritters *Moricho*, der als Truchſeß dem Kaiſer Heinrich IV. diente. Nach dem Tode ihres Gemahls *Udalrich*, der in der Nähe von Merſeburg Güter beſaß, flüchtete ſie ſich mit ihrem Schmerze hierher, und lebte einſiedleriſch in einer kleinen Zelle. Daher gab ihr ſchon die Mitwelt den Namen Paulina Reclusa (die Einſiedlerinn) und die Nachwelt erhob ſie unter die Heiligen. Doch bald erweiterte ſich die Zelle zu ei-

nem Frauenkloſter. Um die Beſtätigung deſſelben zu erlangen, wallfahrtete Pauline ſelbſt dreimal nach Rom. Im Jahre 1107 bekam das Kloſter in der Perſon des Gerung aus dem Kloſter Hirſchau einen Abt, welcher auch einige Mönche mitbrachte, die nun mit den frommen Schweſtern in vielleicht mehr als brüderlicher Eintracht lebten. — Pauline ſah das Gedeihen ihrer Schöpfung nicht. Sie reiſte, von ihrem Sohne Werner begleitet, ſelbſt nach Hirſchau, um den neuen Abt abzuholen, ſtürzte aber unterwegs mit dem Roſſe und ſtarb in Folge dieſes unglücklichen Falles (1107). Sie hatte das Kloſter der Mutter des Erlöſers geweiht und Marienzelle genannt; aber der Name der Stifterinn verdrängte bald den der heiligen Jungfrau. — Noch um's Jahr 1436 war es Nonnen- und Mönchskloſter zugleich; ſpäter finden wir nur noch Mönche darin.

Schon Pauline und ihr Sohn hatten das Kloſter reich ausgeſtattet; auch die Grafen von Schwarzburg, die ſeit dem 15. Jahrhunderte mit der Voigtei über daſſelbe beliehen waren, zeigten ſich ſo freigebig gegen das Kloſter, daß es nicht bloß 19 ganze Dörfer, ſondern auch eine ziemlich große Anzahl einzelner Höfe, Mühlen, Aecker, Wieſen, Teiche und Waldungen beſaß und in mehr als 100 Ortſchaften Zinſen zu erheben hatte. Der thüringiſche Bauernkrieg (1525), während deſſen Paulinzelle geplündert wurde, war nur ein Vorbote des Schickſales, von welchem das Kloſter bald nachher getroffen werden ſollte. Zwar hatte Graf Günther (1528) ſich dem Befehle des Kurfürſten von Sachſen nicht gefügt und die Einführung der Reformation in den ſchwarzburgiſchen Herrſchaften verweigert, doch ließ er es ſtillſchweigend geſchehen, daß ſeine Unterthanen den Gottesdienſt in ſächſiſchen Grenzörtern beſuchten. Zu gleicher Zeit trat er ſeinem Sohne Heinrich XXXIV. das Amt Rudolſtadt ab; dieſer beförderte die Reformation, beſonders ſeitdem er nach des Vaters Tode (1531) zur Regierung gelangt war, und ſuchte auch die Mönche von Paulinzelle zum Verlaſſen des Kloſters zu bewegen. Da jedoch ſein Anerbieten, ſie als Pfarrer zu verſorgen, nur von wenigen angenommen wurde, ſo ließ Heinrich eine Kirchenviſitation (1533) veranſtalten, bei der die Prieſter, welche das Kloſter Paulinzelle einzuſetzen hatte — (es übte das Patronatrecht über 22 Kirchen) — am ſchlechteſten befunden wurden. Sie hielten meiſtens Concubinen, oder lebten mit entführten Ehefrauen; einige waren auch zugleich Schenkwirthe. Dieß veranlaßte den Grafen, mit Strenge einzuſchreiten: das Kloſter wurde aufgehoben, dem letzten Abte Johann V. aber auf Lebenszeit Wohnung und Lebensunterhalt zugeſichert. Die Kloſtergebäude wurden der Sitz eines Amtes, welches die in ein Kammergut verwandelten Kloſtergrundſtücke verwaltet. — Seitdem verſtummten die Chorgeſänge in der herrlichen Kirche. Ein Blitz zerſtörte zu Anfange des 17. Jahrhunderts das Dach derſelben; ſie verödete immermehr, und wurde zu jener bewundernswerthen Ruine, deren Räume wir eben durchwanderten.

Ihr Anblick läßt in dem Herzen des Wanderers eine ſtille Wehmuth zurück, und das Geräuſch der heitern, lebensfrohen Reſidenz Rudolſtadt, die er nach einer vierſtündigen Wanderung erreicht, vermag nur allmälig jenen tiefen Eindruck zu verlöſchen.

K—ſch.

Dr. Martin Luther.

(Beſchluß.)

Kurfürſt Moritz dagegen ließ von ſeinen Theologen das Leipziger Interim aufſetzen, und darin erklären, daß ſie dem kaiſerlichen Befehle nur in den unweſentlichen Dingen gehorchen könnten. Ja bald nachher kehrte dieſer der evangeliſchen Lehre immer treu gebliebene Fürſt ſeine Waffen gegen den Kaiſer ſelbſt (1552), überfiel ihn zu Innsbruck und zwang ihm den Paſſauer Vertrag ab, wodurch die gefangenen Fürſten befreit, das Interim aufgehoben und den Proteſtanten freie Religionsübung zugeſichert wurde; eine völlige Ausgleichung der religiöſen Angelegenheiten blieb dem nächſten Reichstage vorbehalten. Dieſe erfolgte zwar auf dem Reichstage zu Augsburg (1555), welchen Moritz nicht mehr erlebte, keineswegs: doch erhielten durch den daſelbſt geſchloſſenen Religionsfrieden die Proteſtanten vollkommene Gewiſſensfreiheit, den ruhigen Beſitz aller bisher eingezogenen geiſtlichen Güter, ſo wie die Befreiung von der Gerichtsbarkeit des Papſtes und der Biſchöfe. — Mit dieſem wichtigen Ereigniſſe ſchließt der erſte Akt des großen, welthiſtoriſchen Drama's der Kirchenverbeſſerung, welches noch immer nicht ausgeſpielt iſt. — Doch wir kehren zu dem Helden deſſelben zurück.

Luther war von mittler Größe und kräftigem Körperbaue. Seine durch unzählige Abbildungen bekannten Geſichtszüge tragen das Gepräge ſeines großen Geiſtes. Sein Charakter, durch ungeheuchelte Gottesfurcht verklärt, war der eines ächten Teutſchen: Rechtlichkeit und Treue, Derbheit und Muth, Ausdauer und Thätigkeit, Beſcheidenheit und Uneigennützigkeit. Seine Heftigkeit geſtand er gern ein und wünſchte wohl oft, daß er ſo leis auftreten könnte, wie Melanchthon. Viele Ausbrüche derſelben, wie ſeine bittern Aeußerungen gegen den König von England Heinrich VII., den Herzog Georg von Sachſen, den Herzog Heinrich von Braunſchweig, wurden durch die Verhältniſſe hervorgerufen, und auch ſeine oft als Starrſinn erſcheinende Beharrlichkeit verdient, ſolchen Feinden gegenüber, wenigſtens Entſchuldigung. — Ehrgeiz war ſeinem Herzen fremd, wie gern man ihn auch deſſen beſchuldigen möchte. Er wollte nicht, daß ſich eine Kirchenpartei nach ſeinem Namen nennete; denn ſo ſchreibt er ſelbſt: „Ich bitte, man wolle meines Namens ſchweigen, und ſich nicht lutheriſch, ſondern Chriſten heißen. Was iſt Luther? — Iſt doch die Lehre nicht mein. So bin ich auch für Niemand gekreuzigt. Wie käme denn ich armer Wurm dahin, daß man die Kirche Chriſti ſollte mit meinem Namen nennen?“ — Ueber ſeine außerordentliche Thätigkeit muß man erſtaunen, wenn man ſeine zahlreichen teutſchen und lateiniſchen Schriften überſchauet; deſſenungeachtet predigte er jede Woche, oft mehr als einmal, und faſt kein Jahr ſeines Lebens iſt vergangen, in welchem er nicht mehre Berufsreiſen unternommen hat. Gleichwohl entzog er ſich dem Umgange ſeiner Freunde nicht; ſeine Tiſchreden bezeugen, wie er ſeine Unterhaltungen zu würzen wußte. Auch der Drechſelbank, dem Gartenbaue, beſonders aber der Muſik widmete er ſeine wenigen Mußeſtunden. „Muſica — ſo ſpricht er ſelbſt — iſt eine ſchöne, liebliche Gabe Gottes; ſie hat mich oft alſo er-

Digitized by Google

Digitized by Google

Philipp Melanchthon.

Digitized by Google

weckt und bewegt, daß ich Luſt zu predigen gewonnen habe.“

Zur Darſtellung ſeiner Verdienſte und des großen Einfluſſes, welchen die Reformation auf die Sittlichkeit des Volkes, auf die Jugendbildung *), auf die Wiſſenſchaften, ja ſelbſt auf die politiſche Geſtalt unſeres teutſchen Vaterlandes nicht blos, ſondern des ganzen Erdtheiles gehabt hat, — würde es eines beſondern Buches bedürfen. — Auch unſere Mutterſprache gewann durch ihn. Seine im Jahre 1534 vollendete Bibelüberſetzung — ein Werk, das allein ihm ſchon Unſterblichkeit ſichern würde — iſt noch in allen Händen, und durch keinen ſpätern Verſuch übertroffen, viel weniger verdrängt worden. Seine geiſtlichen Lieder ſtellen ihn in die Reihe der erſten Dichter. Seine Predigten ließen an Stoff und Form Alles, was teutſche Kanzelredner bis dahin geleiſtet hatten, weit hinter ſich, und brachen der geiſtlichen Beredtſamkeit eine neue Bahn.

Doch wir ſcheiden von dem Manne, der zahlloſe Biographen gefunden; von ihm, welchen Fürſten ehrten, welchen Dichter beſangen, welchen Denkmäler verherrlichen. Das ſchönſte Denkmal hat er ſich ſelbſt geſetzt — in ſeinem Werke! — „Glanzlos im Aeußern“ (ſo ſagt G. Pfizer, Luthers neueſter Biograph), „iſt ſein Leben verfloſſen; aber dafür darf ihm auch die Nachwelt nicht erſt, wie ſo vielen andern berühmten Männern, die ſchimmernden, blendenden Farben abſtreifen, um ſeine wahre Geſtalt, ſein ächtes Selbſt zu erkennen. Und ſo lange die Tiefe der Frömmigkeit, das freie Bekenntniß und ſtandhafte Feſthalten der Ueberzeugung und die Treue der Geſinnung Freunde und Bewunderer haben wird: ſo lange werden die mit Luthers Namen ihre Konfeſſion bezeichnenden Teutſchen, und wohl auch von andern Konfeſſionsverwandten die Vorurtheilsloſen und Unparteiiſchen, mit Dankbarkeit ſein Gedächtniß ehren, und mit edlem Stolze ſich freuen, daß er ein Teutſcher war.“ K—ſch.

M. Philipp Melanchthon.

Die zwiſchen Luther und Melanchthon beſtandene Freundſchaft gehört zu den merkwürdigſten Verbindungen, welche die Geſchichte aufzuweiſen hat, und mahnt lebhaft an Schillers Worte:

„Wo Strenges ſich mit Mildem paaret,
Da giebt es einen guten Klang.“

Denn wie verſchieden auch die Gemüthsart beider Männer war, — ihre Freundſchaft bewährte ſich unter allen Verhältniſſen und trug ſo weſentlich zur Förderung der Reformation bei, daß man behauptet hat, Luther würde dieſelbe ohne Melanchthons Mitwirkung nicht zu Stande gebracht haben.

Dieſer ausgezeichnete Mann wurde in dem pfälziſchen Städtchen Bretten (jetzt im Großherzogthume Baden) am 16. Febr. 1497 geboren. Seinen frommen Vater, Georg Schwarz Erd, welcher Rüſtmeiſter des Pfalzgrafen war, verlor er frühzeitig (1507). „Gott ſey mit dir, mein Sohn! Er führe dich ſelig!“ rufte der Sterbende ſeinem damals erſt zehnjährigen Philipp zu, und dieß chriſtliche Lebewohl blieb nicht ohne Segen. Des Knaben geiſtige Kraft entwickelte ſich ſo ſchnell, daß man ihn zu den ſeltenen Erſcheinungen der frühreifen Geiſter zählen muß. Sein Großvater, Amtmann Reutter zu Bretten, brachte ihn auf die Schule zu Pforzheim, die ſich damals eines großen Rufes erfreute, und der junge Schwarz Erd hatte das Glück, hier einem der größten Gelehrten ſeiner Zeit nicht bloß bekannt zu werden, ſondern auch deſſen Gunſt zu gewinnen. Dieß war Johann Reuchlin (Capnio, geb. 1455, geſt. 1522), Doktor der Rechte und Richter des ſchwäbiſchen Bundes, welcher dieſen, ihm blut- und geiſtesverwandten Knaben gar bald durchſchaute, und nach damaliger Sitte den deutſchen Namen deſſelben in den griechiſchen Melanchthon (Melanthon) überſetzte. Schon in ſeinem 12. Lebensjahre (1509) bezog der kleine Gelehrte die Univerſität Heidelberg — „Edelberga“ pflegte ſein dankbares Herz dieſe Pflegerinn ſeines Geiſtes zu nennen — und zeichnete ſich hier ſo aus, daß ihm der Unterricht der beiden Grafen von Löwenſtein anvertraut wurde. Auch ward ihm hier die Würde eines Baccalaureus zu Theil, und die eines Magiſters nur wegen ſeiner Jugend verſagt. Doch erlangte er auch dieſe ſchon 1514 zu Tübingen, wohin er ſich zwei Jahre vorher begeben hatte. Nach einem gründlichen Studium der alten Sprachen führte ihn ſein frommes Gemüth zur Theologie hin, welche nun die Hauptbeſchäftigung ſeines Lebens ausmachte.

Durch Reuchlin's Vermittelung wurde er 1518 als Profeſſor der griechiſchen Sprache nach Wittenberg berufen und trat ſein Lehramt daſelbſt den 29. Auguſt mit einer lateiniſchen Rede an. Schon damals ſchrieb Luther über ihn: „Melanchthon hat eine grundgelehrte und ausnehmend ſchöne Rede zu ſo großem Vergnügen und Verwunderung des ganzen Auditorii gehalten, daß er nun gar keine Empfehlung mehr bedarf. Wir haben von ſeiner äußerlichen Geſtalt gar bald weggeſehen, achten uns glücklich, daß wir ihn bekommen, und verwundern uns über ſeine großen Gaben.“ — Beide Männer wurden deſto ſchneller befreundet, da der klare Geiſt Melanchthons das Wohlbegründete der von Luther ein Jahr früher veröffentlichten Sätze anerkennen mußte, und für dieſen bei fortſchreitendem Kampfe die tiefere Gelehrſamkeit des erſtern eine unentbehrliche Stütze ward. Schon bei der Disputation gegen Eck (1519) ſehen wir in Melanchthon einen thätigen Theilnehmer.

Die Vorleſungen des jungen Profeſſors gewannen unerhörten Beifall, und zogen vornehme Fremde aus ganz Teutſchland, aus Böhmen, Ungarn, Siebenbürgen, Polen, Dänemark, Frankreich, ſogar aus Italien und Griechenland nach Wittenberg. Man verſichert, daß er oft 2000 Zuhörer gehabt habe. Der Kreis ſeiner Wirkſamkeit erweiterte ſich noch, als ihm (1524) auf Luther's Bitte vom Kurfürſten geſtattet wurde, auch theologiſche Vorleſungen zu halten: „denn Melanchthon ſey von Gottes beſonderen Gnaden reichlich begabt, die Schrift zu leſen auch beſſer, denn er, Lutherus, ſelbſt; und verlange daher

*) Für Verbeſſerung des Schulweſens ſpricht Luther beſonders in ſeiner Schrift: „An die Rathsherren aller Städte deutſches Landes, daß ſie chriſtliche Schulen aufrichten und halten ſollen“ (1524). Wie hoch er den Schulſtand achtete, zeugen dieſe Worte: „Wenn ich vom Predigtamte und andern Sachen ablaſſen könnte oder müßte, ſo wollte ich kein Amt lieber haben, als Schulmeiſter ſeyn: denn ich weiß, daß dieß Werk das allernützlichſte, größte und beßte iſt, und weiß dazu noch nicht, welches unter beiden das beßte iſt.“

Digitized by Google

die ganze Univerſität und alle Profeſſoren einmüthig, daß er über die Theologie leſen möchte; er wolle ſich aber deſſen ohne ausdrücklichen Befehl nicht unterziehen." (Beſchluß folgt.)

Die Belagerung von Freiberg im Winter 1642—43.

Die Bergſtadt Freiberg, welche 1175 von dem Markgrafen Otto dem Reichen erbaut ward, ſchwang ſich durch die reiche Ausbeute der Bergwerke in Kurzem zu einer der wohlhabendſten und bedeutendſten Städte der Markgrafſchaft Meißen empor. Die Bürgerſchaft wurde mit Rechten und Freiheiten reich beſchenkt, und dieſe gaben ihr eine größere Selbſtſtändigkeit und mit derſelben ein größeres Selbſtvertrauen, als andere Städte von demſelben Umfang und derſelben Einwohnerzahl beſaßen. —

Blickt nun auch das Auge mit einer gewiſſen Wehmuth auf den vergangenen Glanz und den verringerten Wohlſtand dieſer Stadt, ſo erquickt ſich doch das Herz durch die Erinnerung an die Biederkeit und Treue, an die Stärke und Thatkraft der Vorfahren. Das hiſtoriſche Intereſſe, welches Freiberg erweckt, unterſcheidet ſich aber von dem vieler anderer Städte und Ortſchaften, die nur paſſive Zeugen großer Thaten, welche der Zufall auf ihrem Gebiet geſchehen ließ, wie Lützen und Leipzig, auf deren Feldern in den beiden wichtigſten Zeiträumen der teutſchen Geſchichte Schlachten geſchlagen wurden, die das Schickſal ganzer Reiche und vieler Millionen entſcheiden ſollten, dadurch: daß ſie ſich ihre hiſtoriſche Wichtigkeit ſelbſt erkämpft hat.

Zwar erinnert der auf dem Markte mit einem Kreuze bezeichnete Pflaſterſtein an eine wichtige Begebenheit der ſächſiſchen Geſchichte, denn hier wurde der Prinzenräuber Kunz von Kauffungen am 14. Juli 1455 hingerichtet; zwar giebt das Erbbegräbniß der ſächſiſchen Herrſcherfamilie, welches die Domkirche bewahrt, der Stadt eine gewiſſe Heiligkeit, aber die Ueberreſte der einſt feſten Mauern, die alten Thore, und die halb durch die Zeit, halb durch Feindesmacht zerſtörten Thürme zwingen uns hohe Achtung und Ehrfurcht für die Urältern der jetzigen Bewohner ab, welche zu deren Vertheidigung Blut und Leben ſo männlich einſetzten.

Dieſe Mauern erinnern nicht, wie das Denkmal Guſtav Adolphs bei Lützen, an ein welthiſtoriſches, aber dem Orte ſelbſt fremdes Ereigniß, nein, an die Stadt ſelbſt und deren brave Bewohner. Leider räumt auch hier der moderne Schönheitsſinn die herrlichen Monumente alter Zeiten weg, aus den ſteilen Wällen werden anmuthige Spaziergänge, die Bequemlichkeit und das Auge gewinnt, das Herz aber und das Gemüth verliert. —

Der Name der Stadt Freiberg erſcheint ſehr häufig in Sachſens Geſchichte. Es diente Friedrich dem Streitbaren im Anfange des 15. Jahrhunderts zum Waffenplatz gegen die Huſſiten, ohne daß es je wäre belagert worden, wie oft dieſelben auch die Markgrafſchaft Meißen heimſuchten. In der beim Rathhauſe gelegenen Frohnfeſte ſaß Kunz von Kauffungen gefangen, und nach der Theilung der ſächſiſchen Länder zwiſchen den Brüdern Ernſt und Albrecht, 1487, wurde es die Reſidenz der jüngern Albertiniſchen Linie, bis ſich dieſe durch den Kurfürſten Moritz, der am 21. März 1521 im Schloß zu Freiberg geboren war, zum Herren des Kurfürſtenthums erhob; jedoch erſt die mannigfaltigen Schickſale, welche die Stadt im 30jährigen Kriege trafen, erweckten für ſie ein beſonderes Intereſſe. —

Im Herbſt 1632 ward Freiberg von dem kaiſerlichen Feldmarſchall Gallas belagert, dem ſich am 5. Oktober die Beſatzung ergab, nach der Schlacht von Lützen aber zogen ſich die Kaiſerlichen auch aus dieſer Stadt zurück, und in den folgenden Jahren 1633 und 34 verſuchten dieſelben vergebens, die Stadt durch einen Handſtreich wieder zu nehmen, ihre Verſuche ſcheiterten an der Unerſchrockenheit der Bürger und ihres tapferen Bürgermeiſters Schönleben.

Im Sommer 1635 war der Kurfürſt Johann Georg I. von der ſchwediſchen Partei zum Kaiſer übergetreten, und die Schweden ſuchten ſich hierauf bei ihrem ſpätern Einfall in Sachſen durch Zerſtörung und Verwüſtung aller Art für dieſen Treubruch zu rächen. Der General Banner zog, nachdem Zwickau und Chemnitz in ſeine Gewalt gefallen, am 2. März 1639 auch vor Freiberg, und kaum glaubte ſich die Stadt am 21. März durch die kaiſerliche Armee entſetzt, als der ſchwediſche Feldherr, am 10. April durch Torſtenſons Armee verſtärkt, abermals vor Freibergs Mauern ſtand. Die Belagerung ſollte nur kurze Zeit dauern, denn ſchon am 18. April wurde die feindliche Armee aus höheren Rückſichten gezwungen, die Belagerung aufzugeben und ſich von der Stadt zurückzuziehen. Das Bombardement hatte der Stadt viel Schaden zugefügt, das Land um Freiberg herum war verheert, auch der Wohlſtand der Stadt hatte ſich ſichtlich vermindert, allein die unglücklichen Kriegsſcenen trugen dazu bei, das Selbſtvertrauen der Bürger zu erhöhen und ſie tüchtig und geſchickt zu machen, noch das größere Ungemach zu ertragen, welches die folgende Zeit über die Stadt verhängte.

Als die Schweden unter Torſtenſon die Kaiſerlichen bei Leipzig, wo vor 11 Jahren Guſtav Adolph den erſten entſcheidenden Sieg gewonnen, am 23. Oct. 1642 von Neuem geſchlagen hatten, beſchloß der ſchwediſche Feldmarſchall zur Belagerung von Freiberg zu ſchreiten, um dieſer Stadt das Gewicht der ſchwediſchen Waffen um ſo ſtärker fühlen zu laſſen, als dieſelbe gewagt hatte, der ſchwediſchen Kriegsmacht, welcher die größten und feſteſten Reichsſtädte unterlegen hatten, bisher ſiegreich zu widerſtehen. —

(Fortſetzung folgt.)

Berichtigung: in Nr. 5. S. 22. Sp. 1. Z. 33. von oben leſe man: In dem Jahre 1536 den 13. Octbr., anſtatt: Das Jahr vorher 1536 ꝛc.

Hierzu als Beilagen:

1) Ruinen von Paulinzella. 2) Melanchthon. 3) Freiberg im Jahre 1643, während der Belagerung unter Torſtenſon.

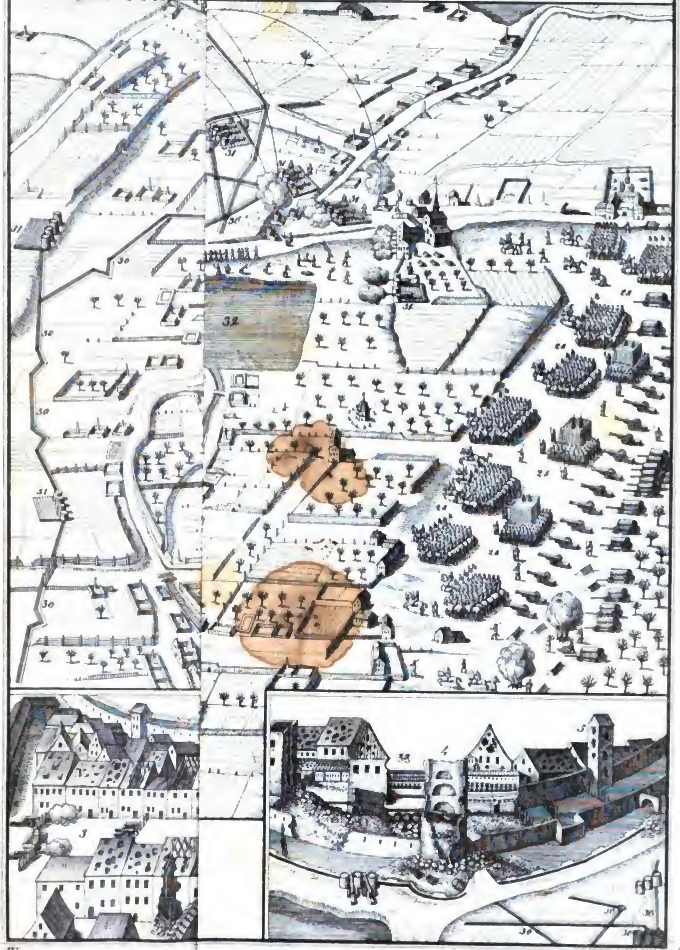
Verlag von Eduard Pietzſch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Digitized by Google

1 *Ober-Markt*
2. *Kirche zu St. Petri*
3 *Petersgaſſe*
4 *Petersthor*
5 *Wetterthurm*
6 *Fiſchergaſſe*
7 *Kornhaus*
8 *Erbiſchthor*
9 *Erbiſchgaſſe*

Meiſſnergaſſe
Alte Markt
Dom Kirche
Kurfürſtliche Begräbniſs-Capelle.
Das Schloſs.
Kreuzthor
Nonnengaſſe.
Raths-Marſtall
Fleiſchbänke

28 *Schwedische Armee*
29 *Hospital*
30 *Schwedische Laufgräben*
31 *Schwedische Batterien*
32. *Teiche*
33 *Breche beim Petersthor*



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

IV. 9 — Nach der Natur gez. und lithog. von C. W. Arldt

Der Marktplatz in Altenburg.

Digitized by Google

Saxonia.

Muſeum für ſächſiſche Vaterlandskunde.

№ 9. Jeden Monat erſcheinen 2 Lieferungen. IV. Bd.

Der Marktplatz zu Altenburg.

Von den Hügeln, auf deren Höhen und an deren Abhängen die Stadt Altenburg erbaut iſt, führen mehre Straßen bergabwärts auf den Marktplatz. Derſelbe bildet ein längliches, im Verhältniß zu ſeiner Breite faſt zu ſchmales Viereck, ſo daß er einer breiten Straße gleicht, und erhebt ſich allmählig nach der Kirche zu, die mit ihrem hohen Dache und ſchmalen Thürmchen in das Thal herabſieht. — Schade, daß dieſer ſonſt regelmäßige Freiplatz, der durch ſeine Lebhaftigkeit und die ſtattlichen Gebäude, die denſelben umgeben, ein großſtädtiſches Anſehen gewährt, durch die häßlichen Manſarden eines in die Mitte der obern Hälfte geſetzten unanſehnlichen Wachthauſes entſtellt wird.

Die Zierde des Platzes iſt das alterthümliche, geräumige, etwas hervorſpringende, in dem J. 1529 von den Steinen der Nikolaikirche erbaute und 1663 erneuerte Rathhaus mit ſeinem 1562 aufgeführten zierlichen Thurm und ſeinen Erkern, ein Beweis der früheren Wohlhabenheit der Bürger. An dem gegenüberſtehenden Eckhauſe, an derſelben Seite des Marktes, ſowie an den Nachbarhäuſern befinden ſich Säulengänge, die an die Lauben der ſüdteutſchen Städte erinnern. Zur Linken von der Tiefe des Marktes aus, von wo aus auch die beiliegende Zeichnung aufgenommen worden, befindet ſich das herzogliche Poſtgebäude. Beſonderes Leben herrſcht hier an Markttagen, wo der altenburgiſche Bauer mit ſeiner eigenthümlichen netten Tracht ſich durch die Reihen der Verkäufer und Käufer und zwiſchen den den Platz verengenden Buden, dem Erbübel der meiſten Marktplätze in Sachſens Städten, durchdrängt. Kr.

M. Philipp Melanchthon.
(Beſchluß.)

Gleich Luthern, erkannte Melanchthon, wie wichtig die Errichtung guter Schulen ſey, und wendete deshalb auf die Heranbildung junger Schulmänner ſo viel Fleiß, daß man ihn den „gemeinſamen Schulmeiſter Teutſchlands“ zu nennen pflegte. — 1525 reiſte er nach Nürnberg, um dort eine neue Gelehrtenſchule einzurichten, und bald erbaten ſich auch andere Städte (Regensburg z. B. und Mühlhauſen) ſeinen Rath und ſeine Mitwirkung zur Verbeſſerung ihres Schulweſens. Wie hätte ein ſolcher Mann die Schulen ſeines neuen Vaterlandes Sachſen unbeachtet laſſen können! — An der Kirchen- und Schulviſitation vom J. 1527 nahm er großen Antheil; namentlich war er in Thüringen thätig, wo ihn als kurfürſtliche Kommiſſare Joh. v. Planitz, Erasmus v. Haugwitz, Dr. Hier. Schurff und die Theologen Friedr. Myconius und Juſt. Menius unterſtützten. Er machte dabei traurige Erfahrungen, und ſchreibt deshalb: „Wie kann man es verantworten, daß man die armen Leute bisher in ſo großer Dummheit gelaſſen hat? Mein Herz blutet, wenn ich dieſen Jammer erblicke, ich gehe oft bei Seite und weine meinen Schmerz aus, wenn wir wieder mit der Unterſuchung eines Ortes fertig ſind. Und wer wollte nicht jammern, der da ſieht, wie die Anlagen des Menſchen ſo ganz vernachläſſigt werden, und der Geiſt, der ſo viel lernen und faſſen kann, nicht einmal von ſeinem Schöpfer und Herrn etwas weiß?“ — Nach Beendigung der Kirchenviſitation (1528) gab er auf Befehl ſeines Landesherrn das ſogenannte Viſitationsbüchlein („Unterricht der Viſitatoren an die Pfarrherren im Kurfürſtenthume Sachſen“) heraus. Dieſes, von Luther ſelbſt durchgeſehene und mit einer Vorrede begleitete Buch enthält nicht blos die wichtigſten Religionswahrheiten, ſondern auch eine Anweiſung, wie Prediger und Lehrer unterrichten ſollen, und hat bei der unter Kurf. Auguſt erſchienenen Schulordnung (1580) als Grundlage gedient. Melanchthon befleißigte ſich in dieſer Schrift einer klaren, einfachen Schreibart, und enthielt ſich alles Schmähens gegen Andersdenkende, ſo daß Luthers Gegner ſogar Hoffnung faßten, ihn für ſich zu gewinnen und König Ferdinand v. Böhmen ihm eine einträgliche Stelle anbieten ließ. „Man hält mich für wankend, — ſchreibt er ſelbſt — weil ich in den Viſitationsartikeln ſchonend geweſen bin. Gleichwohl ſieht Jeder, daß ich nichts Anderes geſchrieben, als was Luther hin und wieder ſelbſt gelehrt hat. Weil ich aber harte und derbe Ausdrücke vermieden, meinen ſie, ich ſey mit Luthern nicht einverſtanden.“ — Selbſt von einem ſeiner Freunde, dem Rector Joh. Agrikola*) zu Eisleben (Islebius) wurde er wegen jener Schrift heftig angegriffen, und der Kurfürſt ſah ſich genöthigt, in Torgau, wohin er beide nebſt Luthern berief, den Streit beizulegen.

Wie hoch übrigens Melanchthon von ſeinem Landesherrn geachtet wurde, ſieht man daraus, daß er dieſen auf die Reichstage zu Speyer (1529) und zu Augsburg (1530) begleitet hat: und für das Vertrauen, welches die ganze proteſtantiſche Partei zu ihm hatte, zeuget der ihm gewordene Auftrag, ihr Glaubensbekenntniß niederzuſchreiben. Wir haben ſchon erzählt, wie geſchickt er denſelben vollzog, und wie die Augsburgiſche Konfeſſion das Haupt-

---

*) Dieſer heftige ehrgeizige Mann (geb. 1490, geſt. 1566) fing ſpäter neue Streitigkeiten an, wozu ſeine Behauptung, daß das moſaiſche Geſetz zur chriſtlichen Buße nicht nöthig ſei, Anlaß gab. Luther nannte ihn oft in ſcherzhafter Laune: „M. Grickel“ und „einen guten Eisleber Bierbruder.“ 1540 mußte er Sachſen verlaſſen, wurde aber vom Kurfürſten Joachim II. von Brandenburg, der die Reformation in ſeinem Lande einführte, als Hofprediger angeſtellt.

Digitized by Google

buch dieſer Kirchenpartei geworden iſt. Daß er dieſe Schrift ſpäter in einer verbeſſerten Geſtalt herausgegeben hat, iſt ihm vielfach zum Vorwurfe gemacht worden, wiewohl ſich auch darin nur das unermüdete Fortſchreiten ſeines denkenden Geiſtes kund gab.

Seine Gelehrſamkeit, noch mehr ſein milder Sinn, ſeine Gerechtigkeitsliebe und Mäßigung verſchafften ihm mit einem ausgebreiteten Rufe zugleich die Achtung der katholiſchen Partei. Er wurde (1535) vom Könige Franz I. zur Beilegung der Religionsſtreitigkeiten nach Frankreich berufen, folgte jedoch dieſer nicht eben ernſtlich gemeinten Einladung ebenſo wenig, als der vom Könige Heinrich VIII. *) an ihn ergangenen. Deſiderius Erasmus v. Rotterdam, einer der größten Gelehrten damaliger Zeit, beugte ſich vor Melanchthon's aufgehendem Sterne, und ſelbſt die Kardinäle Sabolet und Bembo achteten ihn hoch. Als der letztere hörte, daß Melanchthons Beſoldung nur in 300 Gulden beſtehe, klagte er laut über das undankbare Teutſchland, das einen ſo großen Mann ſo ſchlecht belohne. — Selbſt bis Konſtantinopel drang ſein Ruf: denn der dortige Patriarch Johannes ſchickte (1558) an ihn, um genauere Erkundigung über die Reformation einzuziehn.

Seinem friedlichen Gemüthe wäre eine Vereinigung aller kämpfenden Parteien beſonders erwünſcht geweſen; er bot (1541) bei den Religionsgeſprächen zu Worms und zu Regensburg vergebens alle ſeine Kraft auf. Die Nachgiebigkeit, welche er dabei bewieſen hatte, wurde ihm von vielen Freunden der Reformation übel genommen, die es auch tadelten, daß er bei Einführung der Kirchenverbeſſerung im Erzbisthume Köln, wohin ihn der bald nachher vertriebene Kurfürſt Hermann (1543) berufen hatte, nicht durchgreifend genug verfahren wäre. Aber Melanchthon's Grundſatz war: „Man muß Leute, welche die Religion ſelbſt angegriffen wähnen, wenn man Irrthümer und Aberglauben beſtreitet, auf andere Art behandeln, als diejenigen, welche der Wahrheit aus böſen Abſichten widerſtreben.“

Beſonders nach Luthers Tode begann für unſern Melanchthon, auf welchen nun die Hoffnung der Proteſtanten geſetzt war, eine Zeit der Unruhe und des vielfachen Kummers. Der Schmalkaldiſche Krieg vertrieb ihn aus Wittenberg: er irrte unſtät in Deſſau, Zerbſt, Magdeburg, Braunſchweig und anderwärts umher, bis ihn Kurfürſt Moritz (1548) wieder nach Wittenberg zurückrief. Zwar wünſchten ihn die Söhne des gefangenen Kurfürſten, Johann Friedrichs, für ihre neue Univerſität Jena zu gewinnen; doch Wittenberg war ihm zweite Vaterſtadt geworden, und ſein Herz zog ihn dahin. Aber auch hier hörte die Unruhe für ihn nicht auf: mehre Theologen, auf ſein Anſehen neidiſch, fuhren fort, ihn der Abweichung von Luthers Lehre zu beſchuldigen, ſo daß ſogar (1554) zu Naumburg eine Kommiſſion zur Beurtheilung der Meinungen Melanchthons niedergeſetzt wurde, deren Ausſprüche ihn vollkommen rechtfertigten. — Nur der Augsburger Religionsfriede erheiterte den früh hereinbrechenden, vielgetrübten Abend ſeines Lebens. Aber trotz dieſes Friedens glimmten die Funken des Haſſes unter der Aſche fort, und vergebens war auch ein Religionsgeſpräch zu Worms, welchem Melanchthon 1557 beiwohnte. Bei ſeiner Rückkehr nach Wittenberg fand er ſeine treue Gattinn, Katharina, Tochter des Bürgermeiſters Krapp, mit welcher er ſeit 1520 verheirathet war, nicht mehr am Leben. Nur wenige Jahre überlebte er dieſen ſchmerzlichen Verluſt: er ſtarb am Abende des 19. April 1560. Kurz vor ſeinem Tode hatte er den Studirenden das 17. Kap. des Johannes erklärt, und dabei geſagt: „Dieſe 3 Stücke will ich auch meinen Kinderchen laſſen, wenn ich ſterbe: daß ſie in rechter chriſtlicher Kirche ſeyen, daß ſie Eins ſeyen in ihm und einträchtig unter einander, und daß ſie Erben ſeyen des ewigen Lebens.“ — Sein Ende war ſeines Lebens würdig: denn als man den Sterbenden fragte, ob er noch Etwas auf dem Herzen habe, gab er zur Antwort: „Nichts, als die Einigkeit der Kirche!“ — Seine Gebeine ruhen in der Schloßkirche zu Wittenberg neben den ſeines großen Freundes.

Von vier Kindern überlebten ihn nur ein Sohn, Philipp, gutmüthig wie der Vater, aber nicht ſo geiſtreich, und eine an Dr. Peucer, Arzt in Wittenberg, verheirathete Tochter. Seine ältere Tochter Anna, welche ihm am meiſten glich, war ſchon 1547, nach einer kurzen unglücklichen Ehe mit dem Dichter Sabinus, geſtorben. — Auch in ſeinem häuslichen Leben war Melanchthon eben ſo liebenswürdig, als im öffentlichen. Gern arbeitete er im Kreiſe der Seinigen, und nicht ſelten ſah man ihn in einem Buche leſend zugleich eins ſeiner Kinder wiegen.

Seines ausgebreiteten Rufes ungeachtet blieb er ſtets beſcheiden. Seine Freigebigkeit ging oft ſo weit, daß ſeine Familie darunter leiden mußte. Ungeachtet ſeines ſanften, weichen Sinnes vergab er der einmal erkannten Wahrheit nichts. „Was ich für wahr halte und erkenne“ — ſo ſprach er ſelbſt — „dabei bleibe ich, und behaupte es ohne Rückſicht auf das Anſehn irgend eines Sterblichen, ohne Rückſicht auf Vortheil, Ehre und Nutzen.“ Seine Nachgiebigkeit war keineswegs Charakterſchwäche und hat ihn nie zu Unbeſonnenheiten verleitet. Es bedarf keiner Widerlegung, wenn der Jeſuit Waimbourg erzählt: Melanchthon habe ſich durch den Schwärmer Karlſtadt bereden laſſen, bei einem Bäcker zu arbeiten, um das Schriftwort: „Im Schweiße deines Angeſichts ſollſt du dein Brod eſſen!“ in ſeinem ganzen Umfange zu erfüllen.

Melanchthon's Geſtalt war unanſehnlich; bei vielen Arbeiten, großen Sorgen und einer ſtrengen Diät blieb er ſtets mager. Der klare Blick und die erhabene Stirn verriethen ſeinen denkenden Geiſt.

Am Markte zu Bretten zeigt man noch das Haus ſeiner Aeltern, und ſeine Wohnung zu Wittenberg wurde mit der Inſchrift bezeichnet: „Hier wohnte, lehrte und ſtarb Melanchthon.“ Ein ſteinerner Tiſch im Gärtchen daneben mahnt gleichfalls durch ſeine Aufſchrift an den großen Mann, der unvergeſſen bleiben wird, wenn die Zeit längſt ſchon alle dieſe Denkmäler vernichtet hat.

K—ſch.

*) Dieſer König von England hatte zwar gegen Luther geſchrieben und dafür vom Papſte den Titel „Beſchützer des Glaubens“ erhalten; aber bald nachher ſagte er ſich vom Papſte los, weil dieſer ihm die Erlaubniß zur Eheſcheidung verweigerte. Er hatte nach einander 6 Frauen, von welchen er zwei hinrichten ließ und zwei andere verſtieß.

Digitized by Google

Digitized by Google

IV 9 B II

Johann der Beständige.

Digitized by Google

Kurfürſt Johann der Beſtändige.

Die Hoffnung der katholiſchen Partei, daß mit Friedrichs des Weiſen Tode die Hauptſtütze Luthers ſinken würde, ging nicht in Erfüllung: denn offener noch, als ſein Bruder, bekannte ſich Kurfürſt Johann zur Reformation, und die Ausdauer, mit welcher er das von ihm als wahr Erkannte unter den ſchwierigſten Verhältniſſen feſthielt, hat ihm den ehrenvollen Beinamen des Beſtändigen oder Standhaften gewonnen.

Johann war der jüngſte Sohn des Kurfürſten Ernſt und wurde den 30. Juni 1467 zu Meißen geboren. Er verlebte einen großen Theil ſeiner Jugend am Hofe des ihm verwandten Kaiſers Friedrich III., wo er Gelegenheit fand, nicht bloß ſeinen Geiſt auszubilden, ſondern auch in manchen kriegeriſchen Unternehmungen ſeinen Muth zu erproben. So erſtieg er (1490) als Einer der Erſten die Mauern von Stuhlweißenburg, und noch im J. 1508 begleitete er den Kaiſer Maximilian auf ſeinem Zuge nach Italien.

Schon ſeit 1486 hatte er mit ſeinem Bruder Friedrich die ſächſiſchen Länder (den Kurkreis ausgenommen) gemeinſchaftlich regiert, ohne daß die Eintracht dieſes ſeltenen Geſchwiſterpaares je geſtört worden wäre. Die zarte Rückſicht, welche beide auf einander zu nehmen pflegten, ging ſo weit, daß Keiner ohne Zuſtimmung des Andern einen Diener annahm, und daß Friedrich aus Liebe zu ſeinem Bruder ſich nie vermählte. Im J. 1525, während Johann als Befehlshaber der ſächſiſchen Truppen gegen die aufrühreriſchen Bauern kämpfte, löſete der Tod dieſes ſchöne Band; Johann wurde nun Kurfürſt und alleiniger Beherrſcher der väterlichen Erblande, in welchen er mit eben ſo viel Entſchloſſenheit als Umſicht die Kirchenverbeſſerung durchführte.

Die feindliche Stellung der Gegenpartei nöthigte ihn (1526) zu einem Bündniſſe mit dem ihm gleichgeſinnten Landgrafen von Heſſen, Philipp, und ſchon 1528 kam es zu einem blutigen Vorſpiele. Die Verbündeten waren nämlich durch Otto von Pack, einem Rath des Herzogs Georg von Sachſen, in Kenntniß geſetzt worden, daß zwiſchen mehren katholiſchen Fürſten insgeheim ein Angriffsplan gegen ſie verabredet ſey. — Der darüber entrüſtete Landgraf fiel ſogleich in die Länder des Kurfürſten von Mainz, der Biſchöfe von Bamberg und Würzburg ein, um dieſelben als angebliche Mitglieder des geheimen Bundes zu züchtigen, indeſſen Johann, ruhiger und beſonnener, zuvor von der Wahrheit der Pack'ſchen Ausſage ſich überzeugen wollte. Durch Vermittelung der Kurfürſten von Trier und Pfalz wurden dieſe Pack'ſchen Händel glücklich beigelegt, und der geheime Bund für eine Erdichtung ausgegeben, ſo daß der Landgraf zu ſeiner Rechtfertigung ſich genöthigt ſah, ſeinen Gewährsmann zu nennen. Pack, welcher ſich zu Philipp geflüchtet hatte, konnte die verſprochene Original-Urkunde des Bündniſſes nicht beibringen, blieb aber bei ſeiner erſten Ausſage. Der über die ganze Angelegenheit unwillige Landgraf verwies nun den Pack aus Heſſen, und dieſer hatte das Unglück, 1536 in den Niederlanden von einigen Kundſchaftern des Herzogs Georg erkannt und ergriffen zu werden; er büßte — man weiß nicht, ob ſeinen Verrath oder ſeine Verläumdung — zu Mecheln auf dem Blutgerüſte.

1529 ſtand Johann's Name an der Spitze der zu Speyer proteſtirenden Fürſten, welche bald nachher — weil die übrigen Reichsſtände ihre Proteſtation nicht zu beachten ſchienen — in Nürnberg den Beſchluß faßten, den Kaiſer ſelbſt davon in Kenntniß zu ſetzen. Sie ſchickten in dieſer Abſicht an denſelben die 3 Abgeordneten: Johann Ehinger, Bürgermeiſter zu Memmingen, Michael Caden, Syndikus zu Nürnberg, und Alexius Frauentraut, Sekretär des Markgrafen von Brandenburg. Dieſe wurden jedoch vom Kaiſer, der ſich gerade in Piacenza aufhielt, ſehr ungnädig empfangen und eine Zeitlang ſogar als Gefangene behandelt. — Dieß war freilich nicht dazu geeignet, die Proteſtanten von dem eben ausgeſchriebenen Reichstage zu Augsburg (1530) viel Erfreuliches hoffen zu laſſen: doch Kurfürſt Johann folgte der auch an ihm ergangenen kaiſerlichen Einladung dahin mit muthiger Entſchloſſenheit. Karl V. ſchien es darauf anzulegen, die Geduld der evangeliſchen Fürſten zu ermüden: denn er zauderte lang mit ſeiner Ankunft, und als er endlich einzog, verbot er nicht nur alles Predigen, ſondern verweigerte auch dem Kurfürſten von Sachſen die Belehnung, bis er der neuen Lehre entſagt haben würde. Dieſe Drohung erſchreckte den Kurfürſten ſo wenig, daß er ſich weigerte, der großen Frohnleichnams-Prozeſſion beizuwohnen, und daß er bei der feierlichen Meſſe, womit der Reichstag eröffnet wurde, dem Kaiſer zwar das Erzmarſchallſchwert vortrug, jedoch mit ausdrücklicher Verwahrung gegen jede Theilnahme an katholiſchen Ceremonieen. So hatte er auch den Muth, dem Kaiſer, welcher das Augsburgiſche Glaubensbekenntniß nur in lateiniſcher Sprache vorleſen laſſen wollte, bemerklich zu machen: man wäre auf teutſchem Grund und Boden, und alſo würden Kaiſerliche Majeſtät auch die teutſche Sprache erlauben.

(Beſchluß folgt.)

Die Belagerung von Freiberg im Winter 1642—1643.

(Fortſetzung.)

Kurfürſt Johann Georg, welcher dieſes Ereigniß vorausſah, gab der Stadt einen tüchtigen Kommandanten in der Perſon des Oberſt-Lieutnants Georg Herrmann von Schweinitz auf Romnitz und verſtärkte Anfangs December die Freiberger Bürgerſchaft mit 4 ſchwachen Kompagnien Fußvolkes, einer Kompagnie Dragoner, und der nöthigen Munition. Jedoch betrug ſämmtliche Verſtärkung nicht mehr als 290 Mann.

Sobald als von Schweinitz ſein Amt als Kommandant am 10. Dezember angetreten hatte, prüfte er ſogleich die Vertheidigungs-Fähigkeit der Stadt. Er fand die 5 Haupt-Thore Freibergs durch feſte Thürme und vorliegende Rondeln vertheidigt, und die 3 Nebenpforten mit feſten Schutzgittern verſehen. Eine feſte und hohe Ringmauer, welche durch 39 größere und kleinere Thürme eine vortreffliche Seitenvertheidigung erhielt, umgab die Stadt, während in geringer Entfernung von derſelben, eine niedrigere Mauer rings um ſie ging, welche gleichzeitig zur Vertheidigung des vorliegenden Grabens diente und zu dem Ende mit 19 viereckigen Vorſprüngen (Vor-

Digitized by Google

werklein) und einzelnen Thürmchen verſehen war. Der Zwiſchenraum zwiſchen beiden Mauern ward der **Zwinger** und danach die niedere Mauer die **Zwingermauer** genannt. Der Stadtgraben war hinreichend tief, zum Theil aber trocken, was ihm namentlich in damaliger Zeit einen bedeutenden Theil ſeiner Vertheidigungsfähigkeit raubte. Die nordweſtliche Hälfte der Stadt war von großen Teichen umgeben, indeß der Münz- und Mühlgraben die ſüdöſtliche Hälfte der Stadt durchfloſſen, um etwa ¾ Meile von derſelben in die Freiberger Mulde zu münden. Nur wenige Brunnen waren vorhanden, der größere Theil des Trinkwaſſers wurde daher durch Röhren in die Stadt geleitet, und leicht konnte der Feind hierin den Einwohnern Abbruch thun. Die nächſte Umgebung von Freiberg iſt eben; erſt in größerer Entfernung gegen Böhmen zu, erheben ſich die Berge des Erzgebirges, und ſo wurde die Stadt, von keinem Punkt außerhalb derſelben bedeutend überhöht; dagegen begünſtigten die Vorſtädte und einzelne, zerſtreut liegende Gehöfte die Annäherung des Feindes.

Der Kommandant ließ nun, ſobald er die Stadt von allen Seiten in Augenſchein genommen, ſogleich Holz in den benachbarten Waldungen fällen, nach der Stadt bringen und Paliſaden hauen. Reduits und Abſchnitte wurden darauf in den Rondels und namentlich in dem Zwinger angelegt. Für die Verproviantirung ward vorzüglich geſorgt, ſo daß während der Belagerung der Preis der Lebensmittel kaum merklich ſtieg. Das Getraide ward auf Waſſermühlen, die der Münzbach innerhalb der Stadt trieb, und auf Handmühlen gemahlen, und dem ärmeren Theile der Bevölkerung ward hinreichend Brod geliefert.

Die Einwohnerzahl der Stadt, welche jetzt auf 11,000 Einwohner geſchmolzen iſt, mag damals wohl über 30,000 betragen haben; außerdem hatten ſich viele Landleute, die Schweden fürchtend, in die Stadt geflüchtet.

Mußten auch die getroffenen Vorkehrungen die Vertheidigungsfähigkeit der Stadt erhöhen, ſo trug doch Nichts mehr zu der außerordentlichen Vertheidigung bei, als die innige Uebereinſtimmung aller Behörden, denn dieſe waren, wie die geſammte Bürgerſchaft, feſt entſchloſſen, die „alte Freie" wie man damals gern die Stadt nannte, männlich zu vertheidigen.

In vollkommenem Einverſtändniß mit dem Kommandanten und dem Magiſtrate, an deſſen Spitze der Bürgermeiſter Anton Richtzenhain ſtand, wurden die verſchiedenen Poſten den Soldaten und Bürgern übertragen. Das ſüdweſtliche Petersthor ward von 2 Kompagnien Musketiren unter dem Capitainlieutnant von Arnim, das ſüdliche Erbiſch- und das ſüdöſtliche Donathsthor von 2 Kompagnien Musketieren unter dem Oberſtwachtmeiſter Muffeln und das weſtliche Meißner Thor durch die Dragoner unter dem Hauptmann Kluge beſetzt. Den zum ſogenannten Defenſionswerk, welches vielleicht mit der heutigen Landwehr zu vergleichen wäre, gehörigen Bürgern ward unter dem Hauptmann Badehorne die Vertheidigung des nordweſtlichen Kreuzthores und des benachbarten Schloſſes übertragen, während die Thürme und Ringmauern von den übrigen Bürgern beſetzt werden ſollten.

Die Bergleute unter ihrem Berghauptmann von Schönbergk übernahmen die Löſchanſtalten, die Dämpfung der eingeworfenen Granaten und die Gegenminirung. Die in die Stadt geflüchteten Landleute ſollten ſich als Reſerve beim Rathhaus in Bereitſchaft halten, die Handwerksgeſellen aber wurden mit den Bürgern zuſammen auf Poſten kommandirt, und erhielten dafür ein Wochenlohn von 16 Groſchen.

(Fortſetzung folgt.)

Das Erbiſchthor in Freiberg.

Wenn man ſich von Südoſten, von Böhmen her, auf der Straße von Frauenſtein der innern Stadt Freiberg nähert, gewährt das **Erbiſchthor**, das eigentliche Hauptthor der Stadt, einen großartigen Anblick und erinnert lebhaft an längſt vergangene Zeiten. Dieſes durch ſeinen breiten und hohen, im byzantiniſchen Styl erbaueten Thurm, deſſen Unterbau viereckig und deſſen Oberbau achteckig iſt, ſich als Alterthum auszeichnende Thor wird im alten rothen Freiberg'ſchen Stadtbuche um's Jahr 1500 das „**Erbiſche Thor**" genannt. — Der Urſprung des Namens dieſes Thors wird verſchieden angegeben. Einige wollen ihn von dem ſüdweſtlich von Freiberg bei Brand gelegenen **Erbisdorf**, in den älteſten Urkunden „**New-Erbersdorf**" genannt, Andere von den Sumpflichtern oder **Irrwiſchen**, die ſich in den finſtern Nächten nicht ſelten an dem Münzbache blicken laſſen, noch Andere von dem Städtchen **Ehrenfriedersdorf**, was ſchon früher durch ſeinen Zinnbergbau berühmt war, und im erwähnten Stadtbuche vor 1500 „**Erbersdorf**" genannt wird, ableiten, und Fabricius nennt es einmal ſogar „Porta pisana" (**Erbſenthor**) als ob es von Pisum, die Erbſe, ſeinen Namen hätte. — Das lange Rondel des Thors, als Vorbau, das jetzt abgetragen iſt, hatte noch außer dem Haupteingange eine kleine Pforte mit Zugbrücke, die nur des Nachts geöffnet wurde, und in Belagerungszeiten, wenn alle Thore verſchüttet waren, als Ausfall gebraucht wurde. Der Thurm des Thores ward im Jahre 1630 ſeines Daches beraubt, um auf deſſen Höhe Geſchütz gegen die Belagerer aufzuführen, welche Maßregel auch zu verſchiedenen Malen zur Vertheidigung der Stadt gute Dienſte gethan hat. Jetzt iſt der Thurm wieder mit einem Dache verſehen, und 2 Wetterfahnen zieren die Firſten deſſelben. Am 4., 10. und 11. März 1639 wurde das Erbiſchthor mit dem Petersthor arg von den Schweden beſchoſſen, und am 13. ließ **Banner** an dieſem Thore die Stadt mit der Drohung, die Bergwerke verſchütten zu laſſen, zur Uebergabe auffordern. — Sch—r.

Hierzu als Beilagen:

1) **Der Marktplatz in Altenburg.** 2) **Johann der Beſtändige.** 3) **Das Erbiſchthor in Freiberg.**

Verlag von Eduard Pietzſch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Das Erbiſchthor zu Freiberg.

Digitized by Google

Digitized by Google

IV. 10 — Nach der Natur gez. von Aug. Müller lith. von C. W. Arldt — B. 1

Oederan.

Digitized by Google

SAXONIA.

Muſeum für ſächſiſche Vaterlandskunde.

№ 10. Jeden Monat erſcheinen 2 Lieferungen. IV. Bd.

Die Stadt Oederan.

Ein fränkiſcher Kaufmann Ranius ward im J. 1211 — ſo erzählt die Sage — auf einer Handelsreiſe in dem ſchauerlichen Wolfsthal von den Raubrittern des nahen Schellenbergs überfallen, erſchlagen und ausgeplündert, ſein Knecht aber ſo ſchwer verwundet, daß er in ſeinem Blute ohnmächtig auf der Straße liegen blieb. So fanden ihn einige ſchwarze Brüder, d. h. Ciſtercienſermönche, die einzigen Bewohner der unwirthbaren Gegend, welche nicht weit von der Straße am Kreuzberge eine Klauſe und eine kleine Kapelle hatten. Sie trugen den Unglücklichen in ihre enge Behauſung, verbanden ſeine Wunden und pflegten ihn, ſo daß er nach 11 Monden geneſen in ſeine Heimath zurückkehren konnte; den Erſchlagenen aber begruben ſie an der Straße, unfern der Stelle, wo er von Räuberhand getroffen ſein Leben geendet hatte.

Bald darauf zog eine ganze Karavane fränkiſcher Handelsleute, denn allein zu reiſen wollte förder Niemand wagen durch dieſe grauenvolle Gegend, mit ihnen des Erſchlagenen Hausfrau, Edda, die untröſtlich über ihres Gatten trauriges Lebensende ſein Grab mit ihren Thränen, der Liebe letztem Zoll, benetzen wollte. Ihrem Schmerze hingegeben konnte ſie ſich lange nicht von dieſer Stelle trennen, darum baute ihr der treue Knecht, der ſie begleitet, daneben eine Hütte, ſie ſelbſt aber ließ auf ihres Gatten Hügel, ehe ſie von dannen ſchied, ein Denkmal ſetzen mit der Inſchrift: Edda Ranio. — Dieſer einfache Denkſtein iſt Oederans Urſprung. — Denn jeder, der fortan des Weges durch das verrufene Wolfsthal kam, verweilte mit heimlichem Grauen an dieſer Stelle und gedachte der Trauermähr von Ranius und ſeines Weibes treuer Liebe.

Ihre verlaſſene Hütte ward nun eine Herberge für den müden Wandersmann, bald kam eine Schmiede hinzu, bereits nach 15 Jahren ſtand allda ein Dörflein mit 50 Häuſern, und das nannte man nach jenes Denkmals Inſchrift: Eddaran.

Der düſtre Urwald des Wolfsthales ward lichter und lichter und mit der Gefahr verlor ſich bald der Schrecken ſeines Namens und zuletzt auch dieſer ſelbſt. Aber mit dem Zuwachs der Anſiedler ſcheinen ſich auch die Mönche des nahen Kreuzbergs gemehrt zu haben, denn ſchon 1214 verließen ſie ihre Klauſe und bauten ſich in der Nähe des neuentſtehenden Dorfes, da wo jetzt die Stadtkirche Oederans ſteht, andere behaupten irrig an der Stelle der jetzigen Gottesackerkirche, ein förmliches Kloſter und eine neue Kapelle.

Um den Anbau des Ortes zu befördern, verlieh ihnen Markgraf Dietrich 1220 einige Silbergruben, welche kurz zuvor in dortiger Gegend fündig geworden waren, mit der Bedingung, deren Ausbeute zur Unterſtützung der Anſiedler zu verwenden. Nun mögen ſie zwar für angemeſſener gehalten haben, jene Ausbeute zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau, d. h. zur Verſchönerung ihres Kloſters und ihres beſchaulichen Lebens zu verwenden, da ſich die Anſiedler, obwohl ohne Erfolg, bei der biſchöflichen Canzlei zu Meißen über verſagte Unterſtützung beſchwerten: allein, ungeachtet 1223 der Peſt und Hungersnoth halber Alles nach Böhmen auswanderte, vergrößerte ſich doch der neue Anbau in Kurzem dergeſtalt, daß er im J. 1228 bereits als Stadt bekannt war. Eigentliches Stadtrecht erhielt er erſt von Heinrich dem Erlauchten 1245.

Ohne Zweifel trug die Gründung Freibergs und der lebhafte Verkehr, den der Metallreichthum der dortigen Bergwerke zur Folge hatte, auch das Fuhrweſen auf den beiden durch Oederan führenden Hauptſtraßen nach Böhmen und Baiern, von wo aus Nürnberg und Augsburg bereits einen beträchtlichen Handel nach dem nördlichen Teutſchland unterhielten, nicht wenig dazu bei. Von 1228 an, ſeit welcher Zeit unter Mitwirkung der Mönche die Chemnitzer Gaſſe entſtand, ſtellten ſich beſonders viele Gerber und Waffenſchmiede aus Augsburg und Heilbronn ein, deren Gewerbe bis zu Ende des 16. Jahrhunderts im Schwunge blieb und, ſoviel die letzteren anlangt, hauptſächlich in Fertigung ſchöner Helme, Helmverzierungen und ſonſtigen Waffenſchmucks beſtand. Es war kein Wunder, wenn ſich die Stadt nach dem ritterlichen Geiſte und der Sitte jener Zeit vorzüglich durch dieſen Fabrikzweig hob, da die Schwertfeger und Waffenſchmiede Heilbronns und Augsburgs weltbekannt waren.

Zur Erleichterung des Kleinhandels und Geldwechſels hatte ſich auch bald nach Erbauung des Kloſters ein ſogenannter Silberjude eingefunden, welcher ſich neben dem Kloſter das erſte ſteinerne Privathaus, ſpäter das Rathhaus, baute. Dieſer mußte den Ertrag der Oederaner Silbergruben in's Geld ſetzen, indem er das Erz für Rechnung der Mönche in die Freiberger Schmelzhütten ſchaffte und aus dieſen zum Theil als Silberkuchen, zum Theil, nachdem es in daſiger Münze geprägt worden, als baares Geld nach Oederan zurückbrachte.

Sowohl die Mönche als auch der Jude ſcheinen ſich bei dieſem Geſchäfte ſehr wohl befunden zu haben, denn es machte den Neid der Bürger rege; vielleicht mochte man auch des Juden merkantiliſche Spekulation als ſchmählichen Wucher verkennen, kurz eines Tages ward er, als er im Begriff war, eine Partie Silberkuchen nach Böheim zu transportiren, in der Nähe von Sayda von den daſigen Raubrittern in Gemeinſchaft mehrer Oederaner Bürger überfallen, geplündert und in einen Brunnen geworfen, der noch bis auf heutigen Tag der Judenbrunnen heißt. Auch einige Mönche von Oederan, ſeine Begleiter, hatten die Ehre, ſein trauriges Schickſal zu theilen.

Digitized by Google

Ihre Conventualen können überhaupt nicht eben ſehr im Geruche der Heiligkeit geſtanden haben, da die böſe Welt ihnen nachredete, daß ſie mit den edlen Rittern der umliegenden Raubſchlöſſer in gutem Vernehmen ſtänden, was wohl daher rühren mag, daß, als um dieſelbe Zeit in der Gegend von Wilsdruff ein Weintransport aus dem Frankenlande von den Rittern zu Frauenſtein angehalten und für gute Priſe erklärt, von den Kloſterknechten zu Zella aber den Räubern wieder abgenommen und in Sicherheit gebracht worden war, die Kloſterknechte unter letztern auch verkappte ſchwarze Brüder von Oederan erkannt haben wollten.

Ganz ohne Grund mochte dieſe ſchwere Beſchuldigung nicht ſeyn. Sie gab wenigſtens Veranlaſſung zu einem heftigen Streite zwiſchen den Mönchen zu Oederan und Chemnitz, welcher damit endigte, daß der Abt zu Chemnitz, einem Rechtsſpruche gemäß, lebendig begraben wurde.

Von der Mitte des 13. Jahrhunderts bis zum 30jährigen Kriege ſchweigen die Annalen der Stadt faſt gänzlich. Wichtige Ereigniſſe, den großen Brand im J. 1467, welcher den größten Theil der Stadt verzehrte, ſo wie die Reformation und Säculariſation des Kloſters abgerechnet, können ſie weiter nicht betroffen haben.

Daß letztere zum Theil durch die Geiſtlichkeit ſelbſt vorbereitet wurde, darf man daraus ſchließen, daß Luther auf ſeiner Reiſe nach Zwickau im J. 1522 bei einem hieſigen katholiſchen Prädicanten übernachtete, von dieſem ſehr freundſchaftlich aufgenommen und folgenden Tags nach Chemnitz begleitet wurde.

Erſt das Jahr 1632 führt die wichtigſte Cataſtrophe im Schickſale der Stadt herbei. Ihre Belagerung durch den kaiſerlichen General Holke und der heldenmüthige aber unglückliche Ausfall der Bürger bilden zugleich einen tragiſchen Glanzpunct in ihrer Geſchichte.

Bis dahin waren, durch ungeſtörte Ruhe und eine glückliche Lage begünſtigt, Handel und Gewerbe und mit ihnen bürgerlicher Wohlſtand fortwährend im Gedeihen und erfreulichen Aufſchwung; am 13. Auguſt 1632 zählte Oederan noch 500 Häuſer und 4000 Einwohner, das Gewühl fleißiger Menſchen belebte die Stadt; 2 Tage ſpäter war ſie ein rauchender Aſchenhaufen, eine verödete Brandſtätte. Schriftliche und mündliche Ueberlieferung berichtet uns darüber Folgendes:

Am erwähnten Tage hört man Waffengetös vor der Stadt. Holke, der gefürchtete, lagert mit ſeinen mord- und raubſüchtigen Schaaren unter ihren Mauern, er fordert die Bürger zur Ergebung auf. Sie wird abgeſchlagen, im Kriegsrath wird vielmehr beſchloſſen, den Feind durch einen Ausfall zu überraſchen und zum Rückzug zu bewegen. Eine ſchwediſche Beſatzung unter den Hauptleuten Nordheim und Lilienfels, nur 60 Mann ſtark, ſteht den 800 wohlgerüſteten Bürgerſchützen der Stadt zur Seite. Auf dem Marktplatz feierlich eingeſegnet, zieht dieſe ganze Schaar, vom Bürgermeiſter und Schützenobriſt Städelein geführt, dem Feinde wohlgemuth und unverzagt entgegen, greift ihn kühn und lebhaft an, während er unvorbereitet an der Hetzbach lagert, und ſchlägt ihn in die Flucht. Schon kommen Siegesboten in die Stadt, doch kehren ihre Bürger dennoch nicht als Sieger wieder. Es ſammelt Holke ſein zerſtreutes Heer und die Flüchtigen, deren Verfolgung die Nacht verhindert; am folgenden Morgen ſehen ſich die Sieger von weit überlegener Macht umringt, der Kampf beginnt, von beiden Seiten wird mit Erbitterung und Verzweiflung gefochten, aber der Ausgang konnte nicht zweifelhaft bleiben. Städelein und Lilienfels fallen, Nordheim wird ſchwer verwundet vom Kampfplatz fortgetragen, um ihn vor der Feinde Wuth in Sicherheit zu bringen, die tapfere Bürgerſchaar, durch den Verluſt ihrer Führer entmuthigt, weicht allmählich, ſie wird zurückgeworfen und unaufhaltſam dringt auch zugleich der Feind mit ein.

Die Stadt iſt menſchenleer, Alles iſt geflohen mit ſeiner beſten Habe, Alles ſteht offen und ausgeräumt, ſelbſt die Kirche iſt ihres Schmucks entkleidet und ihr heiliges Geräthe in Sicherheit gebracht. Vereitelt iſt demnach des Feindes Hoffnung auf eine reiche Beute; zur höchſten Wuth gereizt, ſtürzt er zuerſt auf die Wohnungen der Geiſtlichen los, ſchleppt den Diaconus M. Caspar Helſicht hervor, der von allen Einwohnern allein zurückgeblieben war, und ſtößt ihn, da er die verborgenen Kirchenſchätze anzugeben nicht im Stande, mit wildem Hohngeſchrei und gräßlicher Verwünſchung nieder. Dann holt die zügelloſe Horde alles Biergefäße und Holzwerk, das ſich findet, zur Kirche herbei, häuft es unter ihrem Gewölbe zu einem hohen Scheiterhauſen auf und zündet dieſen an. Von hier vertheilt ſie ſich in alle Gaſſen, durchſucht die verlaſſenen Häuſer und rafft zuſammen, was die geflüchteten Einwohner in Angſt und Eil von ihrer Habe hinterließen, oder hinterlaſſen mußten. Endlich ſteckt ſie die Stadt an mehren Puncten zugleich in Brand, und am 15. Aug. 1632 liegt dieſe völlig in Schutt und Trümmern.

Gleich vielen andern Städten, welche in Holke's Hände fielen, würde Oederan zwar auch ohnedem dies traurige Schickſal gefunden haben, doch wurde des Feindes Rache noch beſonders durch den Umſtand geſteigert, daß ein zu den Galeeren verurtheilter vormaliger proteſtantiſcher Geiſtlicher, Paul Odontius von Waldſtein in Steiermark, nach ſeiner Flucht aus dem Gefängniſſe hier glaubensbrüderliche Aufnahme und Anſtellung gefunden hatte.

Nach dieſer völligen Zerſtörung blieb Oederan lange Zeit hindurch eine traurige Wüſtung, ſeine Einwohner wanderten theils in andere Städte aus, theils irrten ſie unſtät umher, und nur wenige, welche Geld und Koſtbarkeiten gerettet hatten und ihre Häuſer wieder aufzubauen vermögend waren, kehrten zurück. Es ging daher mit dem Wiederaufbau ſo langſam, daß noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts von jenen 500 eingeäſcherten Häuſern ſich kaum die Hälfte wieder in bewohnbarem Zuſtande befand.

Allein bald nachher begann der Gewerbfleiß ſich allmählich von Neuem zu regen. An die Stelle der vormaligen Waffenſchmiede-Werkſtätten traten Spinnrad und Webſtuhl. Im Jahre 1770 namentlich begründete der unternehmende Kaufmann Böhme einen neuen Gewerbzweig, die Baumwollenfabrikation, mit welchem ſich die Nahrung und der Wohlſtand der Stadt zuſehens erhob.

Noch jetzt iſt Tuch- und Zeugweberei das Hauptgewerbe, und die allgemein bekannten Fiedlerſchen Fabrik-Anſtalten gehören zu den großartigſten Sachſens.

Auch wird die Nahrung des Orts durch die

Digitized by Google

Digitized by Google

IV 10 ℬ II

Gottlieb Wilh. Rabener.

Digitized by Google

ſtarke Paſſage der durchführenden Hauptſtraße von Chemnitz nach Dresden, ſo wie durch 2 Jahrmärkte befördert. Die Zahl der Wohnhäuſer iſt wieder bis auf 428 geſtiegen, die Bevölkerung (4200) aber gegenwärtig ſtärker, als zur Zeit ihres höchſten Flors im J. 1632, und noch fortwährend im Zuwachs.

Die Stadt iſt größtentheils maſſiv und regelmäßig gebaut; vom rechtwinklichten Markte, den anſehnliche Häuſer umſchließen, laufen 5 Gaſſen aus, wenn auch nicht breit genug, doch gerade und mit hübſchen, freundlich abgeputzten Häuſern beſetzt, ſo daß man Oederan unſtreitig wie zu den bevölkertſten und lebhafteſten, ſo auch zu den wohlgebauteſten Fabrikſtädten des Erzgebirgs zählen darf.

Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen ſich die 1795 neu und geſchmackvoll aufgeführte Kirche und das 1785 erbaute Rathhaus vortheilhaft aus. An andern gemeinnützigen, theils öffentlichen, theils Privatgebäuden und Anlagen giebt es ein Hoſpital, eine Apotheke, eine Garküche, 2 Gaſthöfe, von denen der eine, nämlich der Gaſthof zum Schwan, auf der Stelle ſteht, wo ſich einſt des Ranius Denkmal befand, ein Schießhaus, eine Bleiche und 3 Mühlen am Hölzelbache, die Kreuz-, Mittel- und Niedermühle. Als Bergſtadt unterhält Oederan auch 2 Gruben auf Silber, die aber wenig Ausbeute geben.

Als Gerichts- und Verwaltungsbehörden beſtehen hier ein königl. Gericht, ein Stadtrath, ein Poſtamt und Unterſteueramt. An der Kirche ſind ein Oberpfarrer und ein Diaconus, an der Knabenſchule 3 und an der Mädchenſchule 2 Lehrer angeſtellt. Das Kirchſpiel beſteht aus der Stadt und 7 Dörfern mit 6457 Perſonen und gehört in den Kreisdirectionsbezirk Zwickau.

Die nächſte Umgebung Oederans bietet dem Auge keine erfreuliche Abwechſelung, wohl aber gewähren die nahen Anhöhen zum Theil ſchöne Ausſichten, vorzüglich nach der hohen, auf dem waldumkränzten Scheitel des Schellenbergs majeſtätiſch glänzenden Auguſtusburg. Auch ſind die ſchönen Gartenanlagen des nahen Ritterguts Börnichen für die Bewohner Oederans eine Annehmlichkeit, welche ſie für ihre kahle und rauhe Gebirgsgegend entſchädigt.

Uebrigens liegt die Stadt 2 St. von Schellenberg, 3½ St. von Freiberg, 2½ St. von Frankenberg und 4½ St. von Chemnitz, am Fuße der Schönerſtädter Höhe und in dem flachen, doch ziemlich hohen Thalgrunde des Hölzelbachs, welcher nicht weit von hier in die Flöhe mündet, deren reizendes Thal eben in dieſer Gegend ſeine ganze maleriſche Schönheit entwickelt und wie ein milder Sonnenſtrahl den einſamen Naturfreund beglückt.

Balduin z. E.

R a b e n e r.

Unter den teutſchen Schriftſtellern, mit welchen gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts das klaſſiſche Zeitalter unſerer Literatur begonnen hat, behauptet Gottlieb Wilhelm Rabener einen der erſten Plätze. Er wurde zu Wachau, einem Dorfe bei Leipzig, deſſen Name durch die Völkerſchlacht welthiſtoriſch geworden iſt, am 17. Septbr. 1714 geboren. Sein Vater, Juſtus Gottlieb Rabener, Beſitzer des dortigen Rittergutes und Oberhofgerichts-Advokat zu Leipzig, ließ ſeinen Sohn bis zum 14. Lebensjahre durch Hauslehrer unterrichten, und vertraute ihn dann (1728) zur weiteren Ausbildung der Fürſtenſchule zu Meißen. Hier war es, wo er mit Grabener (nachherigem Rector der Schulpforte), Gellert und Gärtner die innigſte Freundſchaft ſchloß. Im Jahre 1734 bezog er die Univerſität Leipzig, widmete ſich dem Studium der Rechtsgelehrſamkeit, und vertheidigte im dritten Jahre ſeines akademiſchen Lebens, unter dem Vorſitze des berühmten Hommel (des ältern), eine ſelbſtverfaßte juriſtiſche Streitſchrift. Doch wurde er ſpäter, durch die Bekanntſchaft des Kreisſteuereinnehmers Lazer, der eigentlichen Jurisprudenz entfremdet und dem Steuerſache zugeführt, welche nun die Hauptbeſchäftigung ſeines Lebens bleiben ſollte. Schon 1741 wurde er Steuerreviſor des Leipziger Kreiſes.

Zu gleicher Zeit trat Rabener als ſatiriſcher Schriftſteller auf, indem er (von 1741 bis 44) an der vom Prof. Schwabe herausgegebenen Monatsſchrift „Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes“ einen thätigen Antheil nahm. Als aber die Planloſigkeit, mit welcher dieſe Zeitſchrift redigirt wurde, deren Ende herbeizuführen drohete, ſchloß ſich Rabener an die Arbeiter der eben erſt begründeten und ſpäter ſo berühmt gewordenen „Bremiſchen Beiträge“ an. Dadurch kam er in nähere Verbindung mit Joh. Andr. Cramer, den Brüdern Ad. und El. Schlegel, Joh. Arn. Ebert, J. F. W. Zachariä, Klopſtock und andern ausgezeichneten Zeitgenoſſen. Um's Jahr 1750 lernte er auch Chr. Fel. Weiße kennen, der ſich damals als Informator eines jungen Grafen in Leipzig aufhielt. —

Die in jene beiden Zeitſchriften gelieferten Beiträge ſammelte Rabener im J. 1751 und gab ſie in zwei Bänden heraus. Als vorzüglich gelungene Aufſätze, die auch für unſere Zeit den Stachel noch nicht verloren haben, möchten wir darin: die Lobſchrift auf ein Schooßhündchen, die Trauerrede eines Wittwers auf den Tod ſeiner Frau, den Auszug aus der Chronik des Dörfleins Querlequitſch, die Todtenliſte von Nic. Klimen, den Beweis, daß die Reime in der teutſchen Dichtkunſt unentbehrlich ſind (das einzige in Verſen geſchriebene Stück), den Traum von den abgeſchiedenen Seelen und den Verſuch eines teutſchen Wörterbuches — bezeichnen. Schon im folgenden Jahre erſchien der dritte Theil ſeiner Satiren, welcher vielleicht das Vorzüglichſte enthält, was aus Rabener's Feder gefloſſen iſt: es ſind Briefe, die einige kleine Romane bilden, und worin ſich die Schreibenden in treffenden Zügen ſelbſt ſchildern. Durch Mannichfaltigkeit und Reichthum witziger Einfälle tritt beſonders „der Roman einer alten Spröden“ hervor.

Bei dieſen Beſchäftigungen vernachläſſigte Rabener ſeinen amtlichen Beruf keineswegs, vielmehr war er ein unverdroſſener, umſichtsvoller, durchaus rechtlicher Geſchäftsmann. Die vielen Expeditionsreiſen, zu welchen ihn ſein Amt nöthigte und die ihn mit den verſchiedenartigſten Menſchen in Verbindung brachten, wurden ihm nun eine reiche Fundgrube ſatiriſcher Charaktere, und ſeine witzigen Arbeiten erheiterten ihn oft nach den ernſten, oft einförmigen Geſchäften. Jene Berufstreue entging ſeinen Vorgeſetzten nicht, und er wurde 1753 als Ober-

Digitized by Google

ſteuerſekretär nach Dresden berufen. Schwer wurde ihm der Abſchied von Leipzig, wo er ſeine bewährteſten Freunde zurückließ und an welches ſich für ihn ſo viele heitere Erinnerungen knüpften; doch auch in Dresden fand er neue Freunde unter Vornehmen und Geringen.

1755 erſchien der vierte Theil ſeiner ſatiriſchen Schriften, welcher „Anton Panßa's von Mancha Abhandlung von Sprichwörtern" und „das Mährchen vom erſten April" enthält. Mit demſelben erklärte Rabener ſelbſt ſeine literariſche Laufbahn für geſchloſſen, und war in der That, ungeachtet er ſeine Erholungsſtunden noch immer mit ähnlichen Beſchäftigungen ausfüllte, nie zu bewegen, noch Etwas der Druckerpreſſe zu übergeben. Es ſcheint, als habe er in dieſen, beim Bombardement von Dresden verloren gegangenen, Schriften beſonders die Thorheiten der höheren Stände gegeißelt, da er bisher meiſtens nur die mittlern und niedern mit dem Stachel ſeines Spottes verwundet hatte. Wenigſtens ſchließen wir dies aus einem Briefe an ſeinen Freund Weiße, worin er ſchreibt: „Sie denken, daß mein Schwur, Nichts mehr bei meinem Leben drucken zu laſſen, der Schwur eines Liebhabers oder eines Poeten ſey? Aber nein! wenn mir auch der Kitzel wieder ankäme, ſo habe ich nicht Luſt, mir den Kopf zu zerſtoßen. Mit den Kathederthoren und den Narren aus den Fakultäten konnte ich fertig werden, und wenn es eine Brauſche am Kopfe gegeben hätte, ſo durfte ich nicht fürchten, ſie allein zu tragen, denn ich habe auch Fäuſte; aber die Thoren aus den Paläſten und den Antichambren ſind mir zu gefährlich, und — im Vertrauen! — es ſind nicht die kleinſten." —

Die ſtille Heiterkeit ſeines Lebens wurde durch das Geräuſch des ſiebenjährigen Krieges unterbrochen, und wie ſchmeichelhaft auch die Aufmerkſamkeit war, wodurch ihn mehre Offiziere des preußiſchen Heeres, ja ſogar Prinz Heinrich, auszeichneten, — Rabener blieb bei dem Unglücke, von welchem ſein armes Vaterland ſo ſchwer getroffen wurde, nicht unempfindlich; mehre freundſchaftliche, in jener Zeit geſchriebene Briefe bezeugen dies. Den eignen großen Verluſt, welcher ihn bei der Belagerung Dresdens im Juli 1760 traf, verſchmerzte er leichter, und behielt ſo viel heitere Laune, darüber ſcherzen zu können. Da er ſich in ſeinem Hauſe, welches unweit des Pulvermagazines lag, nicht ſicher hielt, flüchtete er nach Neuſtadt-Dresden, und wirklich brannte ſein Haus wenige Tage nachher gänzlich ab. „Gott zum Preiſe muß ich geſtehn," — ſo ſchreibt er darüber an Gellert, — „daß ich mich über dieſen Verluſt nicht einen Augenblick betrübte. Es war weder Reflexion, noch Philoſophie, die mich ſo wunderbar beruhigte: Gottes Gnade war es allein." — Aber auch in Neuſtadt hielt ſich Niemand ſicher; viel tauſend Menſchen gingen zum Thore hinaus auf das offene Feld und die Weinberge. Auch Rabener folgte, und wanderte mit ſeinem Bedienten, der die wenigen geretteten Habſeligkeiten trug, zum ſchwarzen Thore hinaus. Möge er uns das ſelbſt erzählen!

„Vor dem Schlage fand ich einen zerbrochenen Weinpfahl; auf den ſtützte ich mich und wadete bei einer brennenden Hitze durch den Sand eine Meile Weges weit zu einem Freunde auf ſeinen Weinberg (in Loſchwitz), wo ich nothdürftiges Eſſen und gutes Waſſer fand. Seit mehren Tagen war ich in kein Bett gekommen und auch hier lag ich vom Sonntage an bis Mittwochs auf der Erde. Ich ritt endlich ſelbigen Tages nach Hohenſtein, vier Meilen von Dresden." —

„Seit dem berühmten Morgen, als der Ritter von der traurigen Geſtalt ſein Schloß verließ, um die göttliche Dulcinea zu ſuchen, iſt kein ſo abenteuerlicher Ritt geſehen worden, als der meinige. Stellen Sie ſich einen hohen Gaul vor, deſſen eigentlicher Beruf ſeit funfzehn Jahren geweſen war, im Karren zu ziehen; auf dieſem Gaule den Steuerſekretär Rabener, noch nicht völlig drei Ellen lang, und, der ſchweren Zeiten ungeachtet, anderthalb Ellen im Durchſchnitte; dieſen Sekretär in ein Paar zerriſſenen Schuhen, ſchwarzſeidenen Strümpfen, geſtrickten Beinkleidern, einem beſchmuzten, alten und lebensſatten Zeugrocke, einer Haarbeutelperücke, welche ſeit der Belagerung nicht ausgekämmt und vielleicht ſeit der preußiſchen Invaſion nicht gepudert war; hinter ihm ein Kornſack, in welchen der Reſt ſeines Vermögens geflüchtet war, auf dieſem Kornſacke einen buntſtreifigen Schafpelz, welcher, im Fall es regnete, zum Rockelor dienen ſollte; zur Rechten ging mein Bedienter, der eine Schachtel mit Brot und Braunſchweiger Wurſt trug, zur Linken der Monarch des Gauls, dem er von Zeit zu Zeit Muth zuſprechen und, wenn er ſtolperte, ihn mitleidig aufrichten mußte. In dieſem Aufzuge kam ich endlich nach Hohenſtein."

Der erſehnte Friede brachte auch unſerm Rabener neue Heiterkeit, neue Kraft, zugleich neue Arbeit. Der Kurfürſt hatte ihm Beförderung und höhere Beſoldung bei minderer Arbeit zugedacht, Rabener aber verbat es, mit der Aeußerung: „daß er die Arbeit nicht ſcheue, mehr Beſoldung nicht nöthig habe, keinen höhern Rang verlange, und, ſo lange er lebe, bei der Steuer zu bleiben wünſche." Dies wurde ihm gewährt, und der Kurfürſt ernannte ihn zum wirklichen Steuerrathe, mit mehr Arbeit als bisher, und ohne Beſoldungserhöhung. Seine verbrannten Schriften wiederherzuſtellen konnte er ſich nicht entſchließen, weil ihn jetzt bei vorgerückten Jahren ſeine Amtsgeſchäfte mehr ermüdeten, und weil er — wie er im Scherze zu ſagen pflegte — den Narren die Freude, die ihnen das Bombardement von Dresden gemacht hätte, nicht verderben wollte. Seine vorzüglichſte Erheiterung waren die Reiſen, welche er jährlich in der Oſter- und Michaelismeſſe nach Leipzig unternahm, und wo er im Umgange mit ſeinen alten Freunden gern der früheren Zeiten gedachte. Gellert, der damals mit ſo vielen Leiden zu kämpfen hatte, wurde immer noch von der muthwilligen Laune ſeines Jugendfreundes aufgeheitert. Doch auch Rabener's Geſundheit begann zu wanken: im J. 1767 wurde er zum erſten Male vom Schlage getroffen, und ſchon für todt geſagt. Er ſelbſt ſchrieb damals an Weiße: „Am heil. Abende vor dem Bußtage war die ganze Stadt voll, ich ſey geſtorben. Das verurſachte ein ungefährer Zufall, da mein Wirth vor dem Hauſe das Martinſingen gewöhnlichermaßen von dem ganzen Chore mit Fackeln verrichten ließ. Daran ſtarb ich, und hatte noch das ſeltene Vergnügen, daß ich hinter dem Vorhange meines Fenſters lauſchte und mein Sterbelied mitſang, auch die folgenden Tage die Leichenreden anhörte, die mir meine Freunde und verſchiedene Vornehme gehalten. Nun weiß ich doch, was man ungefähr von mir

Digitized by Google

IV 10 — Nach der Natur gez. von Witthoft Lith. von

Schloſs Blankenhayn.

Digitized by Google

ſagen wird, und ſo zufrieden ich auch damit ſeyn kann, ſo habe ich deswegen doch nicht Luſt eher zu ſterben, oder mir den Faden abſchneiden zu laſſen, als bis mein Knaul ganz abgeſponnen iſt.“ —

Eine Reiſe nach Karlsbad, die er im Sommer 1768 machte, verfehlte die davon gehoffte Wirkung, und ein abermaliger, noch weit härterer Anfall vom Schlage traf ihn im folgenden Frühjahre. Er blieb leidend, und mit ſeiner Geſundheit war auch der größte Theil ſeines Witzes und ſeiner Heiterkeit entwichen. In der Oſtermeſſe 1770 ſah er ſein liebes Leipzig und die dortigen Freunde zum letzten Male: denn ehe er im folgenden Jahre die herbeigewünſchte Reiſe dahin antreten konnte, machte ein Schlagfluß ſeinem Leben ein Ende. Er ſtarb den 22. März 1771 und wurde, von ſehr Vielen betrauert, auf dem böhmiſchen Kirchhofe in der Rathsgruft feierlich beigeſetzt.

Rabener iſt unläugbar einer der ausgezeichnetesten Schriftſteller, und ſein Name wird in der Literaturgeſchichte Teutſchlands immer mit Achtung genannt werden. Sein Witz iſt treffend, ſeine Laune unerſchöpflich, ſeine Menſchenkenntniß tief, ſein Styl leicht und fließend. Kennt man ihn jetzt in der That mehr dem Rufe, als ſeinen Schriften nach, ſo theilt er darin das Schickſal der meiſten großen Geiſter ſeiner Zeit: denn wenn auch einzelne, von ihm gezüchtigte Fehler nicht mehr die Fehler unſerer Zeit wären, ſo hat er doch mit ſeiner Geißel auch Thorheiten genug getroffen, die niemals ausſterben werden, — weil ſeine Satire nie der Perſon, ſondern nur der Sache galt. Er hatte ſich die höchſte Aufgabe geſtellt: „Wer den Namen eines Satirenſchreibers verdienen will,“ — ſchreibt er im Vorberichte des erſten Bandes ſeiner Schriften, — „deſſen Herz muß redlich ſeyn. Er muß die Tugend, die er Andern lehrt, für den einzigen Grund des wahren Glükkes halten. Das Ehrwürdige der Religion muß ſeine ganze Seele erfüllen. — Die Laſter wird er tadeln, ohne der öffentlichen Beſchimpfung die Perſon desjenigen auszuſtellen, welcher laſterhaft iſt, und noch tugendhaft werden kann. — Er muß die Welt und das ganze Herz der Menſchen, aber vor allen Dingen muß er ſich ſelbſt kennen. Er muß liebreich ſeyn, wenn er bitter iſt.“ —

Wie hoch ſteht Rabener nach dieſen Grundſätzen über ſo vielen Satirikern unſerer Zeit, die nichts ſind als Pasquillanten, deren Schriften eines fortlaufenden Kommentares bedürfen und nach einem Jahrzehend unverſtändlich ſeyn werden, weil ihnen die Originale fehlen! — Rabener's Schriften waren zu ihrer Zeit, nächſt denen Gellert's, die geleſenſten, und wurden in's Franzöſiſche, Holländiſche, Engliſche, Däniſche und Schwediſche überſetzt. — Nach ſeinem Tode fügte Weiße einen fünften Band hinzu, welcher freundſchaftliche Briefe und eine kurze Biographie Rabener's enthält.

Schon die Grundſätze, welche Rabener bei ſeinen Schriften zu befolgen gewohnt war, laſſen uns auf ſeinen Charakter ſchließen. Er war achtungswerth als Menſch und höchſt liebenswürdig als Geſellſchafter. Sein Umgang wurde häufig geſucht, denn er war erheiternd, wie ſeine Schriften; gleichwohl gab ſich Rabener nie zum bloßen Spaßmacher her, und wurde einſylbig, wenn er bemerkte, daß man ihn nur wegen ſeiner witzigen Einfälle aufgeſucht hatte. Nur Geprüften war er Freund, aber dann mit ganzer Seele. Religiös ohne Scheinheiligkeit, offenherzig ohne Schwatzhaftigkeit, haushälteriſch ohne Geiz, arbeitſam ohne Pedanterie, geſellig ohne Ausgelaſſenheit — ſo war der Mann, deſſen glänzendes Auge einen lebhaften Geiſt, deſſen ſtets lächelndes Antlitz eine ſatiriſche, doch von aller Bosheit entfernte Laune verkündeten. Gellert, ſein vieljähriger Freund, ſagt in einer ſeiner moraliſchen Vorleſungen von Rabener: „Der Charakter dieſes Mannes verdient eben ſo viel Hochachtung, als ſein Genie. Lernen Sie an ſeinem Beiſpiele, daß man ein Originalautor, und doch zugleich für die Geſchäfte des Vaterlandes der arbeitſamſte und brauchbarſte Mann ſeyn kann.“

K—ſch.

Schloß Blankenhayn.

In dem anmuthigen fruchtbaren Hügellande, durch welches ſich die Grenze zwiſchen dem Königreiche Sachſen und dem Herzogthum Altenburg hinzieht, liegt das durch ſeine anſehnlichen Gebäude und ſeinen bedeutenden Umfang ausgezeichnete Rittergut Blankenhayn.

Das mit zwei Thürmen gezierte Schloß mit einem, ein Gewächshaus und einen großen Salon enthaltenden Seitengebäude und die vor demſelben liegenden, zwei Höfe bildenden maſſiven regelmäßig aufgeführten Wirthſchaftsgebäude, beſonders die große Brauerei, nehmen ſich am vortheilhafteſten von dem andern Ufer eines Teiches aus, der nur durch einen kleinen, mit zierlichen Gartenanlagen bedeckten Raum von dem Schloß getrennt wird und die Mauern des größeren Wirthſchaftsgebäudes beſpühlt. Dicht hinter dem Schloſſe befindet ſich ein recht anmuthiger, zum Theil aus parkähnlichen Anlagen beſtehender Garten, deſſen dichte Laubgewölbe Schutz gegen die brennenden Sonnenſtrahlen gewähren. Die Kirche mit ihrem ſtattlichen Thurme nebſt der daneben liegenden Pfarre wird von einer über den Teichdamm führenden Straße von den Schloßgebäuden getrennt. Zu dem Rittergute gehören drei Vorwerke, das eine zu Rußdorf, welches früher ein beſonderes Rittergut war, dann der Auguſtenhof und der Weidenhof. Die Oekonomie iſt ſehr bedeutend und das Blankenhayner Bier als vorzüglich gut bekannt.

Das Gut Blankenhayn erhielt ſeinen Namen wahrſcheinlich von dem Geſchlecht der Planken oder Blanken, die im 14. und 15. Jahrhundert als deſſen Beſitzer erwähnt werden, und gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts ausgeſtorben ſeyn mögen. Seit dieſer Zeit waren Mitglieder aus ſieben bekannten adeligen Familien nach einander im Beſitz dieſes Gutes, aus den Familien v. Ende, v. Ziegler, Winkler, v. Schönberg, v. Bünau, v. Neitſchütz und v. Rex; aus den Händen der letzteren kam es, wie ſeit der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ſo viele Rittergüter, an einen durch das Fabrikweſen reich gewordenen Bürgerlichen, Scheureck. Dieſer führte ſämmtliche Gebäude, mit Ausnahme des Schloſſes, nach einem regelmäßigen Plane maſſiv auf, verbeſſerte das Gut in jeder Hinſicht weſentlich und erwarb ſich, ſo wie ſpäter ſeine Wittwe, um den Ort große Verdienſte. Er gründete in Rußdorf, deſſen Kinder bis dahin nach Blankenhayn in die Schule

Digitized by Google

gingen, eine Schule, baute in Blankenhayn eine ſchöne Pfarrwohnung und ein Armenhaus, in welchem gegenwärtig einige und fünfzig Perſonen Aufnahme finden können, und bedachte noch in ſeinem Teſtament Kirche, Pfarrer, Schullehrer und die Armuth mit reichlichen Legaten. Seine Wittwe gründete in Blankenhayn und Rußdorf eine Schulbibliothek, und ſein Adoptivſohn und Beſitznachfolger Jokiſch Scheuereck wirkte in gleich patriarchaliſchem Sinne für das Wohl ſeiner Gerichtsuntergebenen. Der jetzige Beſitzer iſt der Sohn des Ebengenannten.

Bereits im J. 1602 wurde das Lehngut Blankenhayn in ein freies Erbgut verwandelt, Rußdorf kam 1617 dazu; unter die Blankenhayner Gerichtsbarkeit gehören Kleinbernsdorf, Niederalbersdorf, Rußdorf, Kleinrußdorf, ein Theil von Chursdorf, die Gröbenmühle und unter Altenburger Hoheit Niſchwitz und Vogelgeſang, ſo wie Antheile von Haſelbach, Jonaswalde und Rückersdorf, mit etwa 600 Einwohnern. Das Dorf gleichen Namens hat gegen 600 Einwohner, die ſich zum Theil durch Spinnen, Getreidehandel und Frachtfuhren ernähren, eine Windmühle und eine Waſſermühle, und zwei beſuchte Jahrmärkte, welche auf einer nahen Wieſe gehalten werden.

Da keine Landſtraße den Ort berührt, hat er in Kriegszeiten weniger gelitten; doch wurde die Kirche mit dem ganzen Dorfe 1632 von den Kaiſerlichen geplündert und erhielt erſt bei der Erneuerung 1714 mit dem jetzigen Thurme eine neue Orgel und neue Glocken.

Blankenhayn liegt vier Stunden von Zwickau, etwa zwei Stunden von Werdau und Ronneburg und anderthalb Stunden von Crimmitzſchau entfernt, an den Quellen des Kobebachs.

Dem Rittergute ſteht das Patronatsrecht über Kirche, Pfarre und Schulen in Blankenhayn und Rußdorf zu, ſo wie es die hohe, mittle und niedre Jagd im ganzen Gerichtsbezirk ausübt. Die Ritterguts-Waldungen gehören zu den vorzüglichſten Privatwaldungen der Gegend, ſowohl hinſichtlich des Umfanges als hinſichtlich des ausgezeichneten Holzbeſtandes.

Kr.

Die Belagerung von Freiberg im Winter 1642—1643.

(Fortſetzung.)

Kaum hatte man dieſe Anordnungen beendet, als am 27. December des Jahres 1642 ſich 7—800 ſchwediſche Reiter der Stadt näherten, und alle Zugänge beſetzten, nachdem ſie die von der Stadt aus gegen ſie geſchickten Dragoner zurückgeſchlagen. Am folgenden Tage kamen zur Verſtärkung noch 3 Regimenter feindlicher Reiter hinzu, welche die Dresdner Straße beſetzten. Am 29. erſchien die feindliche Armee mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele, der Reſt der Reiterei, 8 Brigaden Infanterie mit 5 Mörſern und 104 großen und kleinen Geſchützen.

Die Infanterie bezog mit der Artillerie ihr Lager am Hospitalwalde, dem Petersthore gegenüber, nur eine Brigade beſetzte die Hospitalkirche, etwa 300 Schritt von obengenanntem Thore, und das dabei liegende abgebrannte Vorwerk. Die Cavalerie bezog in den umliegenden Dörfern Cantonirungsquartiere. —

Die Freiberger ſahen nicht ohne Beſorgniß die große Anzahl ſchwediſcher Fahnen und die vielen Feuerſchlünde, welche ihrer Stadt Verderben drohten, doch zagten ſie nicht, und als der Feldmarſchall Torſtenſon noch an demſelben Tage die Stadt zur Uebergabe aufforderte, ließ ihm Schweinitz zur Freude der Freiberger antworten, der Feldmarſchall werde an ihm einen Soldaten und an Freiberg eine treue Stadt finden. —

Torſtenſon beſchloß hierauf ſofort zum Angriff zu ſchreiten, der hauptſächlich gegen das Petersthor gerichtet war.

Dieſes Thor liegt gegen Mittag und Abend. Der Thurm deſſelben wurde im Jahre 1631 für Geſchützvertheidigung eingerichtet, war von beträchtlicher Höhe und hatte feſte Mauern; er litt aber durch die Bannerſche Belagerung ſo ſehr, daß er nach derſelben bedeutender Reparaturen bedurfte. Gleichzeitig mit dieſem Bau brach man in der Stadtmauer, unweit des Thurmes, Schießſcharten für Geſchütz und legte ſtatt der ſteinernen Brücke eine Zugbrücke über den Stadtgraben, auf welcher man zu dem vorliegenden Rondel gelangen konnte.

Noch an demſelben Tage, an welchem die Stadt zur Uebergabe aufgefordert war, wurde das Thor beſchoſſen, die Stadt aber ringsherum mit Infanterie, welche in der Nacht zum 30. die Laufgräben eröffnete, eingeſchloſſen. Am 31. begannen die Schweden die erſten Batterien gegen das Petersthor zu erbauen, und am 1. Januar 1643 ward die Stadt von 20 Karthaunen, welche theils am Hospital, theils auf der Viehgaſſe aufgeſtellt waren, heftig beſchoſſen. Sehr naiv ließ hierauf Torſtenſon Schweinitz ſagen, er habe ihm eine anſtändige Neujahrsgratulation zukommen laſſen, und hoffe, daß er ſich mit dieſer Ehre begnügen und die Stadt vor dem ferneren Ungemach bewahren würde. Als hierauf Torſtenſon zur Antwort erhielt, nur auf Befehl des Kurfürſten von Sachſen würde die Stadt capituliren, ließ er am 2. Januar das Petersthor von 7 Uhr früh bis 2 Uhr Nachmittags abermals beſchießen, und dadurch die angrenzende Mauer in Breſche legen. Um 12 Uhr des Mittags ſprang die erſte Mine und zu gleicher Zeit rückte das Fußvolk mit fliegenden Fahnen und Sturmleitern an, allein plötzlich ſtand der Feind von dem gedrohten Angriff ab. Das Wetter war zu ungünſtig, und auch die Mine, welche die alte Marterſäule unweit des Rondels am Petersthor weggeſchleudert, hatte nicht die gewünſchte Wirkung gehabt. In der Stadt war man auf den Sturm gefaßt, und arbeitete aus allen Kräften, die Breſche auszufüllen. Die Streichwehren und der Zwinger in der Nähe des Petersthors wurden ſtärker beſetzt, und in der Petersgaſſe, die unmitelbar auf das Thor führt, eine Traverſe errichtet, und mit 2 Kanonen beſetzt, mit welchen man die Breſche beſtreichen konnte. Gleichzeitig richtete man zwei Häuſer in der Nähe der Breſche zur Vertheidigung ein. —

Am 3. Januar begann das Bombardement noch heftiger als am vergangenen Tage. Um 11 Uhr hörte das Schießen auf, eine Mine ſprang und füllte zum Theil den Graben, dies war das Zeichen zum Sturme. Eine Colonne von 200 Mann drang bis zum Rondel bei dem Petersthor vor, litt aber durch

Digitized by Google

das Feuer der Belagerten ſo, daß ſie den Rückzug antreten mußte. Bald hierauf erſchien abermals ein Trompeter, um Schweinitz unter vielen Schmeicheleien und Drohungen zur Uebergabe aufzufordern. Nachdem aber Torſtenſon auch diesmal wie früher mit ſeinen Anträgen abgewieſen worden war, beſchloß er am 4. den Angriff mit größerer Macht zu erneuern. Er ließ zwei Brigaden unter den Generälen Wrangel und Mortaine vom Hoſpital aus, wo ihn das Podagra feſtbannte, zum Sturme gegen das Petersthor vorgehen, während auf das öſtliche Meißnerthor ein falſcher Angriff gemacht wurde, der jedoch ohne große Anſtrengung zurückgeſchlagen ward. —

Am Petersthor aber waren die Schweden glücklicher, ſie eroberten das vorliegende Rondel, und ſtiegen von hier ſiegreich in den Stadtgraben. Gleichzeitig wurde die Stadt auf das Heftigſte von den feindlichen Geſchützen beſchoſſen, ſo daß es wahren Muthes bedurfte, um nicht zu verzagen. Ueberall, wo die höchſte Gefahr war, zeigte ſich Schweinitz, feuerte Soldaten und Bürger zur Ausdauer auf und warf ſelbſt von der Breſche aus den Stürmenden Granaten entgegen.

Dieſer Zuſtand der höchſten Anſtrengung währte eine Stunde. Vergebens hatten die Schweden geſucht, ſich im Zwinger feſtzuſetzen, ſie wurden aus dem Graben und aus dem Rondel wieder vertrieben, und mußten ſich unter dem Hagel der ſtädtiſchen Geſchoſſe nach dem Hoſpital zurückziehen; namentlich that ihnen das Geſchütz vom Wetterthurme, welcher ſüdlich vom Petersthor ſtand, viel Schaden. Mehre hundert Mann verloren die Schweden bei dieſem Sturm, die Freiberger hingegen, durch Wall und Mauer gedeckt, zählten nur wenig Todte und Verwundete; das unbewehrte Volk hatte ſich während des Sturmes in den Kirchen verſammelt, und betete dort für die Erhaltung der Stadt. Vier Betſtunden wurden an dieſem Tage, unter Geläute ſämmtlicher Glocken, gehalten, in der vierten und letzten wurde das Te Deum laudamus geſungen.

Am 4. 5. und 6. Januar ruheten beide Theile von den Anſtrengungen des letzten Sturmes aus. Die Schweden begnügten ſich an ihren Approchen zu arbeiten, ſo viel es das regnigte Wetter erlaubte, und die Freiberger ſuchten auf der Breſche neue Schutzwehren zu errichten, während die Bergleute eifrigſt beſchäftigt waren, Gegenminen zu erbauen, um dadurch dem Feind in ſeinen unterirdiſchen Arbeiten zuvor zu kommen.

Die kritiſche Lage der Stadt nöthigte den Kurfürſten von Sachſen, in Wien um ſchleunigen Entſatz zu bitten, und auch dem Kaiſer mußte ſehr daran gelegen ſeyn, daß Freiberg nicht in die Hände der Schweden fiel, wodurch dieſe einen bedeutenden Haltpunkt in Sachſen erlangt hätten. In Böhmen wurden daher Truppen zuſammen gezogen, aber trotz der Thätigkeit des Fürſten Piccolomini währte es doch eine geraume Zeit, ehe er ſich an der Spitze einer Armee befand, welche er den Siegern von Leipzig entgegen ſtellen konnte.

Torſtenſon erhielt von der Truppenzuſammenziehung in Böhmen frühzeitig Nachricht, er ſah ein, wie gefährlich ihm dies werden könnte, und beſchloß daher, mit einem Theil der Belagerungs-Armee den Kaiſerlichen entgegenzugehen, ehe dieſe ſtark genug wären, ihm Widerſtand zu leiſten. Er brach daher am 7. Januar trotz ſeines heftigen Podagra's mit 5 Regimentern zu Fuß und zu Roß und 9 Geſchützen aus dem Lager vor Freiberg auf, und hoffte die Kaiſerlichen in ihren Quartieren zu überraſchen; allein in Sayda fand er die Zugänge zum Böhmerwald verhauen und verſetzt, und ſo hielt er es für angemeſſener, nach Freiberg zurückzukehren. Indeß waren die Belagerungsarbeiten thätig betrieben worden, und am 8. Januar ſahen die Belagerten ſeitwärts des Petersthores, dem Wetterthurm gegenüber, eine neue Batterie erbaut. Das ungünſtige Wetter erſchwerte die Erdarbeiten ſehr, dennoch errichteten die Belagerer am 11. von der ſüdlich liegenden Vorſtadt Neuenſorge bis zum Petersthor eine Blende von Bretern und Schanzkörben, welche ihnen eine geſicherte Communikation verſchaffte, und ſo näherten ſie ſich immer mehr der Contre-Eſcarpe des Stadtgrabens. Dieſem entgegen hob man hier den Stadtgraben um 8 Fuß tiefer aus und füllte ihn vom Münzbach mit Waſſer; allein die feindlichen Fortſchritte auf dieſer Seite mußten die Freiberger in Sorge ſetzen, und nur die Nachricht, welche ſie am 13. vom Kurfürſten aus Dresden erhielten, friſchte ihren Muth wieder auf; ſie erfuhren, daß ſich die Kaiſerlichen unter Piccolomini bei Pilſen mit dem Hatzfeldiſchen Corps vereinigt hätten, und zum Entſatz der Stadt in Anmarſch wären.

Das augenblicklich Empfindlichſte für die Belagerten war der Waſſermangel, da alles Röhrwaſſer vom Feinde abgeſchnitten und der Münzbach dick mit Eis bedeckt war. In großen Braupfannen wurde daher das Eis geſchmolzen, um bei Feuersgefahr in allen Stadtvierteln Waſſer in Bereitſchaft zu halten.

Fehlte es aber in der Stadt an Waſſer, ſo litten die Belagerer bei weitem mehr durch die rauhe Witterung; die Lebensmittel und ſelbſt die Munition wurden knapp. Die Cavalerie mußte, um zu fouragiren, im Lande umherſchwärmen und ſtreifte in der Mitte des Januars ſogar bis Dresden, während von Leipzig und Erfurt aus Mundvorrath und Munition für die Belagerer herbeigeſchafft werden mußte.

Am 14. wurde ein neuer Laufgraben zwiſchen dem ſüdöſtlichen Donats- und dem Meißner Thore eröffnet und trotz verſchiedener Ausfälle am 15. zum größten Theil beendet. Während dies hier die Aufmerkſamkeit der Belagerten auf ſich zog, war man vorm Petersthor beſchäftigt, von Neuem Minen anzulegen; doch wurden dieſelben durch die Bergleute zerſtört, da ſie Waſſer in die feindlichen Minengänge leiteten. Außerdem ermüdeten die Belagerten die feindlichen Arbeiter durch häufige Ausfälle mit geringer Anzahl von Leuten. Um ſich dagegen zu ſichern, legten die Schweden trotz des Feuers der Belagerten am 17. ſpaniſche Reiter vorm Peters- und Meißner Thore an, deſſenungeachtet aber unternahmen am 18. 26 Mann aus dem Donatsthor einen Ausfall, vertrieben die Arbeiter aus der neuen Parallele, und zerſtörten einen Theil der Schanzkörbe und Blenden durch Feuer. Am 19. ward ein anderer Ausfall ebenfalls glücklich unternommen, doch ſprang noch an demſelben Tage vor dem Petersthore eine Mine, und gleich darauf eine Steinpetarde, welche ein Stück Futtermauer des Stadtgrabens von 20 Fuß breit zerſtörte, aber nur wenige von den vielen Menſchen, welche in der Nähe waren, beſchädigte.

Am 21. wurde der Wetterthurm von der ihm gegenüber erbauten Batterie heftig beſchoſſen und beworfen, ſo daß das Geſchütz von demſelben ent-

Digitized by Google

fernt werden mußte, auch beantworteten die Conſtabler aus der Stadt das feindliche Feuer nach ihren Kräften, brachten aber die feindliche Batterie erſt dann zum Schweigen, als der Thurm leider ſchon ſehr beſchädigt war.

Neuen Troſt brachte am 23. ein Bergmann in die ſo bedrängte Stadt, durch einen Brief des Fürſten Piccolomini, worin der Feldmarſchall ſchrieb, er werde in Kurzem mit einer Armee von 12,000 Pferden, und 7—8000 Mann zu Fuß zum Erſatze der Stadt herbeieilen und erwarte dagegen, daß die Bürger dem Feinde, wie bisher zu ihrem unſterblichen Ruhm geſchehen, Widerſtand leiſten würden.

(Fortſetzung folgt.)

Kurfürſt Johann der Beſtändige.

(Beſchluß.)

Schon am Tage nach der Vorleſung des Reichsabſchiedes (23. Septbr.) verließ der Kurfürſt Augsburg. „Ohm! Ohm!" ſagte der Kaiſer bei der letzten Audienz, ihm die Hand reichend: „das hätt' ich mich zu Euer Liebden nit verſehen!" — Der Kurfürſt ſchwieg, ließ aber den Kaiſer nachher durch Markgraf Georg von Brandenburg ſagen: ehe er von der Wahrheit der evangeliſchen Lehre abtrete, wolle er ſich ſeinen alten grauen Kopf vor die Füße legen laſſen. Solchen Muth ehrend, erwiederte Karl: „Löwer Förſt, nit Kop af! nit Kop af!"

Noch in demſelben Jahre verſammelte Kurfürſt Johann die evangeliſchen Fürſten zu Schmalkalden, wo ſie (24. Dezbr. 1530) gegen die Wahl Ferdinand's zum römiſchen Könige proteſtirten und (27. Febr. 1531) den bekannten Bund ſchloſſen. Theils der Ernſt, mit welchem die Evangeliſchen auftraten, theils der drohende Türkenkrieg bewog den Kaiſer, jenen Vergleich zu ſchließen, der unter dem Namen des Nürnberger Religionsfriedens (23. Juli 1532) bekannt iſt. Dadurch wurde den Proteſtanten bis zur nächſten Kirchenverſammlung völlige Gewiſſensfreiheit zugeſichert, und alle wegen Einziehung der Kirchengüter beim Reichskammergerichte anhängigen Prozeſſe niedergeſchlagen. Doch ſollten dieſe Vortheile nur denjenigen, die ſich bis dahin für die Augsb. Konf. erklärt hatten, zu gute kommen.

Johann überlebte dieſen Frieden nicht lange. Schon im Febr. 1532 hatte er mehre Wochen an einem ſchmerzhaften Schaden am Fuße, der die Ablöſung einer Zehe nothwendig machte, zu Torgau krank gelegen. Im Auguſt reiſte er auf ſein Jagdſchloß Schweinitz, wurde aber daſelbſt vom Schlage getroffen. Als Luther davon Kunde erhielt, eilte er, in Begleitung Melanchthon's und des Arztes Dr. Auguſtin Schurff, ſogleich nach Schweinitz, wo er am 16. Auguſt anlangte. Der Kurfürſt, welcher ſchon die Sprache verloren hatte, hob bei ſeiner Ankunft beide Hände empor, und gab bald nachher ſeinen Geiſt auf. Luther, der das Andenken dieſes ächtreligiöſen Fürſten durch 2 Leichenpredigten feierte, beklagte den Tod deſſelben mit den Worten: „Ach! wie ein großer Fürſt ſtirbt da ſo einſam, daß nicht ein Sohn, Vetter oder Freund bei ihm iſt geweſen, da er von hinnen geſchieden. — Mit Friedrich iſt die Weisheit, mit Johann aber die Frömmigkeit geſtorben." — Auch Johann's Grab befindet ſich in der Schloßkirche zu Wittenberg.

Wer ſo, wie Kurfürſt Johann, bereit war, ſeiner religiöſen Ueberzeugung jeden irdiſchen Vortheil aufzuopfern: dem iſt frommer Glaube gewiß nicht abzuſprechen, wenn er auch nicht ſelbſt geſagt hätte: „Ich kann des göttlichen Wortes eben ſo wenig entbehren, als des Eſſens und Trinkens." Er ließ ſich faſt täglich mehre Stunden lang aus der Bibel vorleſen, und pflegte die gehörten Predigten in ſeiner Schreibtafel aufzuſchreiben. Nach ſeinem Tode ſtreueten die Katholiken das Gerücht aus: er habe auf dem Sterbebette noch die Lehre Luthers verdammt, die katholiſchen Sakramente empfangen und im Teſtamente verordnet, daß alle Neuerungen in der Religion wieder abgeſchafft werden ſollten. Man zeigte zur Beſtätigung dieſer Sage einen, angeblich von ſeinem Sohne Johann Friedrich ſelbſt geſchriebenen, Brief vor, welcher jedoch ſchon durch ſeinen ſüdteutſchen Dialect hinlänglich als ein Lügenwerk ſich ankündigte.

Luther tadelte, nach ſeiner gewohnten Freimüthigkeit, nur die zu große „Langmüthigkeit und Geduld des alten Herrn, der ſich nicht bewegen ließ den Ungehorſam ſeiner Leute zu beſtrafen, hoffte und wartete allezeit, ſie würden ſich beſſern und fromm werden."

Sein Land verdankt ihm, außer der neuen Kirchenordnung, auch einige Verbeſſerungen in der Rechtspflege und im Münzweſen, ſowie die Beilegung langwieriger mit dem Herzoge von Sachſen entſtandener Irrungen, welche durch 32 Schiedsrichter und den von dieſen ertheilten grimmaiſchen Machtſpruch beſeitigt wurden (1531). — Ueberdieß erbaute er die ſteinerne Elbbrücke bei Torgau und befeſtigte das Schloß Grimmenſtein bei Gotha.

Johann war zweimal vermählt. Seine erſte Gemahlinn, Sophie von Mecklenburg, ſtarb ſchon nach einer zweijährigen Ehe (1503), nachdem ſie den ſpäter ſo unglücklichen Johann Friedrich geboren hatte. Mit der zweiten, Margarethe von Anhalt, (verm. 1513, geſt. 1521) zeugte er 2 Söhne und 2 Töchter, von welchen ihren Vater nur Johann Ernſt, Erbauer der Ehrenburg zu Koburg (ſt. 1553 kinderlos), und die an den Herzog Philipp von Pommern vermählte Tochter Maria überlebten. Seinen Kindern gab er eine ſehr gute Erziehung, und zu den Hofleuten, die es befremdend fanden, daß die Prinzen wie Gelehrte, nicht aber wie Ritter, erzogen würden, ſagte er: „Wie man zwei Beine über ein Pferd hängen, des Feindes und der wilden Thiere ſich erwehren, oder einen Haſen fangen ſoll, das können meine Reiterjungen und Jägerbuben auch, und das von ſich ſelbſt. Aber wie man gottſelig leben, weislich regieren und Leuten löblich vorſtehen ſoll, dazu brauchen wir gelehrter Leute und guter Bücher, nächſt Gottes Geiſt und Gnade." K—ſch.

Hierzu als Beilagen:

1) Oederan. 2) Gottlieb Wilhelm Rabener. 3) Schloß Blankenhayn.

Verlag von Eduard Pietzſch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nach der Natur gez. von Wittig? Lith. von C. W. Arldt

Neuſtadt an der Orla.

Digitized by Google

SAXONIA.

Muſeum für ſächſiſche Vaterlandskunde.

№ 11. Jeden Monat erſcheinen 2 Lieferungen. IV. Bd.

Neuſtadt an der Orla,

Kreisſtadt des Neuſtädter Kreiſes, welcher an das Herzogthum Sachſen-Altenburg, die Reußiſchen Länder, das Königreich Sachſen, das Königreich Preußen und das Herzogthum Sachſen-Meiningen gränzt, und durch den Wiener Congreß von dem Königreich Sachſen abgetrennt und größten Theils dem Großherzogthum Sachſen-Weimar zugetheilt wurde, liegt in einem weiten, angenehmen und fruchtbaren, von der Orla durchſchnittenen Thale, in welches der finſtere Kiefern- und Fichtenwald, welcher die ſanft anſteigenden Anhöhen bekränzt, von allen Seiten hereindunkelt. Von dieſen Anhöhen genießt man die entzückendſte Ausſicht bis hinauf auf die Ronneburger und bis hinab auf die Schwarzburger Gegend. Die Stadt ſelbſt hat 482 Häuſer mit 4200 Einwohnern, welche hauptſächlich aus den vielen hier beſtehenden Tuchfabriken, welche gegen 300 Tuchmacher beſchäftigen, Gerbereien und Leimſiedereien ihre Nahrung ziehen, ſo wie aus Garten- und Feldwirthſchaft.

Hier befinden ſich zwei Kirchen, die St. Johannis- und die Hospitalkirche, ein großherzogliches Schloß, von Herzog Friedrich Heinrich von Sachſen-Zeiz erbaut, deſſen obern Theil die großherzogliche Familie bezieht, wenn ſie von Weimar hieher kommt, und in deſſen unterem Theile der Sitz des Kreisamtes und des Rentamtes iſt; ein Rathhaus, eine Knabenſchule, an welcher 5 Lehrer angeſtellt ſind, und deren drei obere Klaſſen ſeit 1820 in eine gelehrte Vorbereitungsſchule verwandelt ſind; eine Mädchenſchule, an welcher 2 Lehrer arbeiten, eine Induſtrieſchule, eine Spinnanſtalt, ein Poſtamt, eine Sparkaſſe und eine anſehnliche Buchhandlung mit Druckerei.

Nicht weit von Neuſtadt, ſüdlich, liegt das großherzogliche Schloß Arnshaugk, wo im Mittelalter ein berühmtes und mächtiges Dynaſtengeſchlecht Thüringens anſäſſig war; die Grafen von Arnshaugk beſaßen einen Theil des jetzigen Neuſtädter Kreiſes, theilten ſich in zwei Haupt- und fünf Neben-Linien und ſtarben mit dem Grafen Otto am Ende des 13. Jahrhunderts aus. Die Tochter des Letzten, Eliſabeth, brachte deſſen Beſitzungen mit ihrer Hand dem Markgrafen von Meißen Friedrich mit der gebiſſenen Wange zu.

Von einem Grafen von Arnshaugk wurde um das Jahr 1000 Neuſtadt erbaut, und die untere Vorſtadt ſoll faſt bis Neunhofen gereicht haben, einem eine halbe Stunde davon gelegenen Dorfe. Im Jahre 1292 wurde von Eliſabeth, Wittwe des letzten Grafen von Arnshaugk, in Neuſtadt das Auguſtinerkloſter geſtiftet, deſſen Einkünfte der Kurfürſt Johann der Beſtändige 1531, nachdem es 1522 ſäculariſirt worden, zu Erhaltung der Schulen und der St. Johanniskirche anwies.

Die St. Johanniskirche war ſchon vor 1470 vorhanden, doch wurde der Thurm erſt im Jahre 1476 erbaut. Im Jahr 1517 Sonnabends vor Bartholomäi, erfolgte der Einſturz derſelben. Das Jahr darauf den 1. Auguſt wurde der Grundſtein zu einem neuen Kirchengebäude gelegt, der Bau aber erſt 1531 vollendet, vielleicht verzögert durch die beginnenden großen kirchlichen Veränderungen und durch den auch über dieſe Gegend ſich verbreitenden Bauernkrieg. Im Jahr 1524 predigte Luther hier. Sie iſt von der älteſten Zeit her dem heiligen Johannes, nicht dem Evangeliſten, ſondern dem Täufer geweiht, wie denn auch die Altargemälde meiſtens Scenen aus der Geſchichte dieſes Mannes darſtellen. Bei einer Reparatur gegen das Ende des 17. Jahrhunderts wurde dieſelbe der heiligen Dreieinigkeit geweiht; dieſe Benennung ſcheint aber nicht wohl bekannt und nicht gewöhnlich worden zu ſeyn, denn noch nennt man ſie bis auf den heutigen Tag die Kirche St. Johannis. An ihr ſind ein Superintendent, ein Archidiaconus, ein Diaconus angeſtellt, und ſie bildet mit den Dörfern Burgwitz und Molbitz, welche beide Kirchen haben, und mit Börthen und Döhlen eine beſondere Parochie. Im Jahre 1537 am Tage Urbani Nachmittags 3 Uhr zündete ein Blitz den obern Theil des Thurms an und er brannte ſo weit herunter, als er jetzt viereckig iſt.

Das Rathhaus wurde 1409 erbaut. Zwei Jahre hinter einander, 1833 und 1834, ſchlug der Blitz in daſſelbe. In Folge einer neuen Städteordnung iſt der Stadtrath vom Stadtgerichte getrennt. Die Angelegenheiten der Commun berathen ein Stadtrichter, als erſter Bürgermeiſter, ein Polizeibürgermeiſter, zwei Stadtälteſte, ein Syndicus, ein Senator, vier Deputirte und vier andere Rathsmitglieder.

Das Hospital, welches zur rechten Seite eine Kirche und den Gottesacker zeigt, hat in neueſter Zeit durch die Güte der Großherzoginn eine wohlthätige Umgeſtaltung und Erweiterung erfahren, ſo daß eine größere Zahl Hospitaliten aufgenommen werden kann.

Im Jahre 1520 wüthete in Neuſtadt die Peſt und es ſtarben 1700 Menſchen. Auch hat dieſe Stadt 1640, 1706 bis 1707 viel durch die Schweden gelitten. Ihre Bewohner ſind betriebſam und mäßig und zeichnen ſich durch Biederkeit und fromme Sitte aus. Sie lieben die Freuden der Natur und wallfahrten im Frühling und im Sommer oft zur Erholung hin auf die naheliegenden Höhen und in die benachbarten Dörfer. Auch beſtehen in Neuſtadt zwei geſchloſſene Privatgeſellſchaften, von denen die eine „der Verein" genannt, ſein eigenthümliches Local vor der Triptiſer Vorſtadt mit einem ſchönen Garten hat, die andere „der Bürgerverein" ſeine Erholungsſtunden in dem Garten des goldenen Löwen, im Winter aber auf dem Rathskeller feiert.

Dr. W.

Digitized by Google

Die Freimaurerloge in Dresden.

Dieſes Gebäude gehört zu den ſchönſten Bauwerken, welche in der neueſten Zeit in Dresden ausgeführt worden ſind. Schon im Jahre 1739 beſtand in Sachſens Hauptſtadt eine Freimaurerloge, welche urſprünglich den Namen „aux vrais amis“ (zu den wahren Freunden), ſpäter „zu den drei Schwertern“ führte. Im Jahre 1781 ſchlug hier die Loge „zum goldenen Apfel,“ deren Mitglieder ſich, ſeit der am 26. November 1776 erfolgten Stiftung derſelben, anfänglich zu Wildenfels, dann in Zwickau verſammelt hatten, ihren beſtändigen Wohnſitz auf. Eine dritte Loge „Aſträa zur grünenden Raute“ ward im Jahre 1815 in Dresden errichtet. Dieſe drei Logen, von denen die zu den drei Schwertern und Aſträa zur grünenden Raute ſich im Jahre 1831 mit einander verbanden, hatten ſchon längſt gewünſcht, ein gemeinſchaftliches Lokal zu beſitzen, allein erſt im Jahre 1836 bot ſich ihnen eine willkommene Gelegenheit dar, dieſen Wunſch durch Erkaufung eines ſehr paſſend an der Oſtraallee, den Anlagen an dem Zwingerwall gegenüber gelegenen Gartens erfüllen zu können, und man ſäumte nicht, ſie zu benutzen. Am 28. März 1837 begann der Bau des Logenhauſes, wozu am 12. Mai gedachten Jahres der Grundſtein gelegt ward. Die feierliche Einweihung deſſelben erfolgte am 27. November 1838. Das Aeußere und Innere des Hauſes macht ſeinem Erbauer, dem Architekt Hörnig dem jüngern, und Allen, welche als Künſtler und Werkleute bei deſſen Ausſchmückung thätig waren, die größte Ehre. Vor Allen verdienen der Profeſſor Rietſchel und der Decorationsmaler Bellmann, jener als Schöpfer der trefflichen Bildſäulen, die den großen Speiſeſaal, und der meiſterhaft gearbeiteten Köpfe, welche die Attika der Hauptanſicht des Gebäudes zieren, und letzterer wegen ſeiner ſinn- und geſchmackvollen Malereien in den Sälen und Zimmern, gerühmt zu werden. H—dt.

Die Esplanade zu Leipzig.

Zu den Annehmlichkeiten Leipzigs gehören bekanntlich die zwiſchen der Stadt und den Vorſtädten ſich hinziehenden Spaziergänge, welche in neueſter Zeit noch erweitert worden ſind und mit großer Sorgfalt gepflegt werden. Auffallen aber muß es jedem Fremden, daß man die freien Plätze vor den vier Hauptthoren nicht mit gleicher Sorgfalt behandelt hat. Die ſonſt vor dem Ranſtädter und dem Halliſchen Thore befindlichen Raſenplätze und Anlagen ſind andern Zwecken aufgeopfert worden, ſelbſt der geräumige Platz am Grimmaiſchen Thore, welcher in den letzten Jahren durch Aufführung palaſtähnlicher Gebäude, noch neuerdings durch das großartige Poſthaus, ſehr gewonnen hat, erſcheint mit ſeinen beiden Bowlingreens viel zu kahl, ſo daß ſich ſchon manchem Spaziergänger der Wunſch aufdrängte, es möchten in der Mitte der letztern Springbrunnen angebracht oder geeignete koloſſale Statuen aufgeſtellt ſeyn. Am ſtiefmütterlichſten jedoch iſt der Platz vor dem Petersthor, — die ſogenannte Esplanade, — behandelt: denn ſeine Raſenplätze ſind nicht allein ganz ſchlecht gehalten, ſondern auch die ihn umgebenden Barrieren vielleicht ſeit einem Jahrzehend nicht ausgebeſſert, wenigſtens nicht, wie alle übrigen, moderniſirt worden. Und doch verdiente auch dieſer Platz einige Verſchönerung, beſonders um der patriotiſchen Erinnerungen willen, die ein Blick auf das in ſeiner Mitte emporragende Standbild rege machen muß. Friedrich Auguſt der Gerechte iſt es, dem die Pietät der Leipziger hier ein Denkmal geweihet hat. Dieſe Pietät iſt achtenswerth, wenn auch die Ausführung hinter der Idee zurückgeblieben ſeyn und den Anforderungen der Kunſt nicht ganz entſprechen ſollte.

Die Esplanade iſt auf 3 Seiten von Häuſern umgeben; an der vierten, nach dem Thore zugewendeten, geht der mit den Promenaden gleichlaufende Fahrweg vorüber. Neuerlich erſt ſind zu beiden Seiten derſelben zwei große, ſchöne Gebäude aufgeführt worden — rechts, an der Stelle des ehemaligen goldenen Poſthornes, auf der Seite des Petersſteinwegs, das Lehmann'ſche, links das v. Haugk'ſche Haus. An dieſes ſchließen ſich der goldene Engel und die Fortuna an; von jenem ſind der goldene Hut, das blaue Roß und das teutſche Haus durch das Kloſtergäßchen getrennt. In der den Hintergrund bildenden Häuſerreihe, welche vom Petersſteinwege nach der Windmühlengaſſe hinläuft, zeichnet ſich ein hohes, der Kramerinnung gehöriges Gebäude aus, worin ſich die am 23. Januar 1831 eröffnete Handelsſchule befindet. Von der Fortuna an bis zu den Häuſern des Hintergrundes iſt ein freier Platz, welcher die Esplanade mit dem Kauze und der Windmühlengaſſe verbindet; auf dieſem freien Platze ſteht die unanſehnliche alte Hauptwache, welche ſonſt von der hieſigen Garniſon benutzt wurde, jetzt aber als Getreidegebühren-Einnahme dienen muß.

Den mittleren Raum der Esplanade bildet ein von Barrieren umſchloſſenes, 160 Schritte langes und 90 Schritte breites Viereck. Auf 3 Seiten deſſelben ziehen ſich Pappel-Alleen hin; die vierte, der Stadt zugekehrte, iſt offen, ſo daß der Blick auf das die Mitte des Platzes ſchmückende Standbild fallen kann. Vor und hinter der Statue ſind Raſenplätze.

Den erſten Gedanken zur Aufſtellung dieſes Monumentes faßte der polniſche Fürſt Jablonowsky, doch erlebte er die Ausführung nicht *). Mit Genehmigung ſeiner Wittwe ließ nun der Leipziger Rath das lebensgroße Bild durch den Director Ad. Fr. Oeſer, der als Maler größer war, denn als Bildhauer, aus weißem ſächſiſchen Marmor ausführen. Friedrich Auguſt, damals noch Kurfürſt, iſt in römiſcher Imperator-Tracht dargeſtellt; ſeine rechte, auf einen Baumſtamm geſtützte Hand hält eine Bürgerkrone; ſein wohlwollendes Angeſicht iſt nach der Stadt gewendet; zu ſeinen Füßen liegt ein Helm. Das Piedeſtal iſt vom Baudirector Dauthe aus Granit gefertigt, ſteht jedoch mit der Statue ſelbſt in nicht ganz richtigem Verhältniſſe; es trägt an der Vorderſeite eine weiße Marmortafel mit der Inſchrift:

FRIDERICO AVGVSTO
DVCI SAX. S. R. I. ELECT.
P. P. PIO. FEL.
JABLONOVIVS PRINCEPS
ET
SENATVS LIPS.
PONI CVRARVNT.
CIϽIϽCCLXXX.

*) Er ſtarb 1777 und liegt in der katholiſchen Kirche zu Leipzig begraben.

Digitized by Google

IV 11 Nach der Natur gez. von Jul. Richter, lith. von C. W. Arldt B II

Die Freimaurerloge in Dresden.

Digitized by Google

Die Esplanade in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Am dritten Auguſt 1780 — dem Namenstage des Kurfürſten — wurde die Bildſäule aufgeſtellt. Der ganze Platz war dazu auf angemeſſene Weiſe decorirt worden: die Alleen waren in Laubengänge, nach Art der in holländiſchen Gärten gewöhnlichen, umgewandelt; auf dem Raſenplatze vor der Bildſäule waren zwei Obelisken aufgeſtellt; hinter ihr wechſelten Pyramiden und Girandolen (ſtehende Kronleuchter) mit einander ab. Ueber dem Standbilde ruhete, auf 4 Säulen mit vergoldeten Kapitälern, ein Thronhimmel, ebenfalls reich vergoldet und rings mit Blumenkränzen behangen, der am Frieſe der Vorderſeite die Inſchrift zeigte:

„Longas, Dux bone, ferias praestes Saxoniae" *).

Als Decke wölbten ſich über ihm 4 aus goldenen Palmenblättern gewundene Bogen, welche einen prächtigen Kronleuchter trugen. Vom Thronhimmel herab wallte ein purpurfarbener Vorhang, die Statue den Augen der herbeigeſtrömten ſchauluſtigen Volksmenge verbergend.

Zur beſtimmten Stunde erſchien der Stadtrath in feierlichem Aufzuge auf dem Platze, wo zugleich die Garniſon in Parade aufgeſtellt war. Unter den Tönen der von dem berühmten Hiller geleiteten Muſik fiel die Hülle, und frei ſtand das Kunſtwerk da, vom Jubel der zahlloſen Menge begrüßt.

Am Abende deſſelben Tages wallte und wogte es wieder auf dem Platze: denn er ſtrahlte im Glanze einer prächtigen Illumination. Die unzähligen bunten Lampen, die wie leuchtende Goldkäfer in den grünen Laubengängen hingen, die ſtrahlenden Girandolen, die glänzenden Pyramiden und Obelisken, vor allen aber das Prachtgebäude über der Statue mit ſeiner transparenten Inſchrift und ſeinem flammenden Candelaber, — waren eine würdige Nachfeier ſolch eines Tages.

In der Tiefe des Platzes glänzten überdies zwei ebenfalls erleuchtete, von Oeſer eben ſo ſinnig erfundene als ausgeführte Bilder. Auf dem einen ſahe man die Göttinnen der Eintracht und der Freude ſich umarmen, von denen die erſtere den Oelzweig des Friedens auf das Sächſiſche Wappen neigte, neben ihnen ſaß die Göttinn der Wohlfahrt, am Füllhorne kenntlich. Darunter las man die Worte:

„Fried' und Gerechtigkeit bewohnen ſein Gebiete.
„Volk, dem des Himmels Huld zum Herrſcher ihn verlieh',
„Du fühleſt weiſen Schutz und väterliche Güte,
„Die Laſt des Scepters fühlſt du nie."

Das zweite Bild zeigte den Phöbus; er hat eben die Schlange Python getödtet und ruht auf einer ſtrahlenden Wolke, ſeine Lyra in der Hand, während der Genius des Friedens die Waffen des ſiegreichen Gottes wieder zuſammenbindet. Unter dem Bilde leuchteten die Worte:

„Der hocherhabne Stand kann nur in dem entzücken,
„Dem er zum Mittel dient, die Menſchen zu beglücken;
„Und ſo bewundert man im Reiche der Natur
„Der Sonne Mild' und Kraft, nicht ihre Höhe nur." —

Während der Illumination ließen ſich vier Muſikchöre wechſelsweiſe hören, und das Meer von Flammen und Tönen wogte bis tief in die Nacht hinein durcheinander. K—ſch.

*) „Gieb, guter Fürſt, deinem Sachſen langen Frieden!"

Die Belagerung von Freiberg im Winter 1642 — 1643.

(Fortſetzung.)

Von neuem Muthe beſeelt, unternahmen die Belagerten Tags darauf vom Donatsthore aus einen Ausfall; ein Theil der feindlichen Arbeiten wurde zerſtört, und mehre Gefangene gemacht. In den folgenden Tagen wiederholte man dieſe Unternehmungen; der Feind hingegen fuhr fort, die Stadt zu beſchießen, und erbaute außer den vorhandenen Batterien noch zwei, eine dem Meißner und eine dem Donatsthore gegenüber. Oftmals zündeten die in die Stadt geworfenen glühenden Kugeln, aber die Bergleute wurden bald des Feuers Meiſter. Nicht ſo glücklich waren ſie in der Zerſtörung der feindlichen Minen, ſo ſprang eine Mine in der Nacht zum 29. Januar zwiſchen dem Donats- und Meißnerthor und riß von der Contre-Escarpenmauer ein Stück von 40 Fuß Länge ein, und beſchädigte noch die gegenüber gelegene Zwingermauer. Der Schaden wurde jedoch bald wieder erſetzt, der Schutt weggeräumt und die beſchädigte Zwingermauer wieder verbaut und verwahrt.

Den 31. Januar begannen die Schweden um 8 Uhr früh den Wetterthurm aus 6 Karthaunen zu beſchießen, indeſſen ſich die zum Sturm beſtimmten Truppen, welche aus allen Regimentern gewählt wurden, bei der Hospitalkirche verſammelten, nach 1½ Stunde aber, ohne etwas zu unternehmen, wieder auseinander gingen. Das Feuer des groben Geſchützes hatte unterdeß heftig fortgewährt, und namentlich that ein feindliches Geſchütz viel Schaden, welches förmlich in die Contre-Escarpe des Grabens hineingeſchnitten war, und durch die Futtermauer des Stadtgrabens feuerte. Gleichzeitig war man auch bemüht, gegen das Rondel, welches die Zugbrücke deckte, eine Blende zu erbauen, und ſich dahinter zu verſchanzen. Doch wurde dieſe, als die Schweden bei dieſer Arbeit vertrieben worden, mit Stroh und Pechkränzen in Brand geſteckt.

Am 2. Februar wurde der Ausfall wiederholt, und Handgranaten, die man aus Zinn und Meſſing gegoſſen, in die Approchen geworfen; allein der Ausfall war ohne große Wirkung, da die Schweden bereits bis an den Graben gekommen waren, und von hier durch Schießſcharten, welche durch die Futtermauer gelegt waren, auf die Ausfallenden feuerten.

Die Belagerer kamen ſo mit ihren Laufgräben bis an das Rondel, doch wagte man noch nicht dieſes zu ſtürmen, ſondern beſchoß daſſelbe und den Thurm des Petersthors zuvor am 4. aus 3 Batterien. Erſt nachdem dieſer ehrwürdige Thurm über 300 Schüſſe ausgehalten, vermochte er nicht länger zu widerſtehen, und mit einem fürchterlichen Gekrache ſtürzte er zuſammen, Feind und Freund das Vergängliche alles Irdiſchen zeigend. Nur ein Theil der hinteren Hälfte blieb ſtehen. Hierauf unternahmen die Schweden einen Sturm auf das Rondel, deſſen Mauer zum Theil auch eingeſchoſſen war. Glücklich drangen die Stürmenden ein, aber von der Galerie aus, welche das Rondel ſchloß, beſchoſſen jetzt die Belagerten die Schweden ſo heftig, daß ſie das Rondel wieder verlaſſen mußten, und ſich begnügten, in der kommenden Nacht Holzfaſchinen und Schanzkörbe hineinzuwerfen. Dieſe wurden am 6. angezündet, und nur der angeſtrengten Thätigkeit

Digitized by Google

der Belagerten konnte es gelingen, die Galerie vor dem Feuer zu ſchützen. Hiermit gleichzeitig waren die Belagerer nördlich des Rondels beſchäftigt, die Mauer der Contre-Escarpe mit Schießſcharten zu verſehen, wodurch ſie die Ausfälle der Belagerten faſt unausführbar machten.

Torſtenſon hoffte unter dieſen Umſtänden die Stadt zur Uebergabe zu bewegen, und bot derſelben annehmbare Bedingungen an, allein die Freiberger hatten noch nicht allen Muth verloren, neue Abſchnitte waren in der Petersſtraße errichtet, und ein neuer Graben, den man in der Stadt hinter dem zerſchoſſenen Thore ausgehoben hatte, bildete für das Eindringen des Feindes ein neues Hindernißmittel.

Schweinitz konnte durch die lockenden Bedingungen des ſchwediſchen Feldmarſchalls in ſeiner feſten Treue eben ſo wenig, wie durch deſſen Drohungen, erſchüttert werden, und ſo konnte Torſtenſon nur hoffen, die Stadt mit Gewalt zu nehmen; er ließ gegen das Petersthor noch eine Batterie erbauen und am 9. Februar das Rondel und die dahinter befindliche Galerie durch 2 Minen in die Luft ſprengen. Hierauf ſtürmten die in Bereitſchaft ſtehenden Sturmkolonnen und bemeiſterten ſich des halb eingeſchoſſenen Thorthurmes. Von hier aus bewarfen und beſchoſſen ſie nun die dahinter liegenden Abſchnitte in der Stadt und in dem Zwinger.

Die Belagerten aber, auch von oben durch Erde und Holzdecken gegen die feindlichen Geſchoſſe geſchützt, wichen nicht, und zwangen durch ihr Geſchütz ſogar den Feind, die neu errichtete Bruſtwehr auf dem Thurme zu verlaſſen.

Gleichzeitig arbeitete man daran, alle Häuſer in der Petersgaſſe in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen und ſie mit Schießſcharten zu verſehen, während die Bergleute im unterirdiſchen Kriege den ſchwediſchen Mineurs entgegengingen, und namentlich am 10. mehre faſt ſchon vollendete Minen zerſtörten.

Trotz deſſen ſtand die Stadt in Gefahr, jedem Augenblicke der Gewalt des Feindes zu unterliegen, aber ein Brief des Fürſten Piccolomini, nach welchem die Stadt in 6—8 Tagen auf ſichern Entſatz hoffen durfte, erhielt den Muth der Beſatzung und der Bürgerſchaft aufrecht. Die Schweden hatten ihrerſeits von der Annäherung der Kaiſerlichen ebenfalls Nachricht erhalten und ſchon ſeit längerer Zeit wurden ſie durch die leichten feindlichen Truppen beunruhigt, ſo oft ſie auch größere und kleinere Detachements entſendeten und dieſe zurücktrieben. Je näher aber nun das Entſatzheer rückte, deſto kräftiger glaubte Torſtenſon den Angriff der bedrängten Stadt betreiben zu müſſen. Er beſchloß daher, den Thurm, welcher nördlich nächſt dem Petersthor ſtand, zu beſchießen, um ſich dann deſſelben zu bemächtigen und ſich von hier aus auf dem Zwinger auszubreiten. Schweinitz erkannte die Abſichten des Feindes und die Wichtigkeit dieſes Punktes und ließ ſogleich dahinter Abſchnitte und Galerien erbauen, von wo aus dem Feinde der Beſitz des Thurmes ſtreitig gemacht werden konnte. Die Schweden erbauten ihrerſeits aus Fäſſern und Tonnen eine neue Batterie und beſchoſſen von hier aus die letzte Pforte des Petersthores und den eben erwähnten Thurm. Am 14. war in demſelben Breſche gelegt, und gleichzeitig ſtürzte ein Theil der nahe gelegenen Zwingermauer ein. Hierauf ward die Stadt mit Granaten beworfen, und als Torſtenſon hierdurch hinreichend auf die Gemüther der Belagerten gewirkt zu haben glaubte, befahl er, daß die Sturmkolonnen gegen den in Breſche gelegten Thurm vorgehen ſollten. Ohne Hinderniſſe gelangten die Stürmenden zum Graben und zur Breſche, hier aber drang ihnen ein Qualm entgegen, dem ſie nicht widerſtehen konnten, und der ſie zwang, ohne Zeitverluſt über den Graben zurückzugehen. Unvermögend die Breſche zu vertheidigen hatten die Belagerten den Thurm mit Stroh und andern Brennmaterialien gefüllt und zur richtigen Zeit angezündet.

Der Thurm hieß von dieſer Zeit an der Feuerthurm, und erinnerte durch ſeinen Namen, auch nachdem er wieder aufgebaut war, an die ſo glücklich abgewendete Gefahr. —

Erſcholl aber auch am Abend deſſelben Tages ein Te Deum aus dankerfüllter Bruſt der Belagerten, ſo drängten ſich ihnen doch immer große Beſorgniſſe über das Schickſal ihrer Stadt auf; denn der Plünderung waren ſie gewiß, fiel die Stadt durch Gewalt der Waffen und nicht durch Capitulation in die Hände der Schweden. Noch aber flammten durch das Dunkel der Nacht keine Feuer auf den ſüdöſtlich der Stadt gelegenen Höhen, und dieſe ſollten die Ankunft des kaiſerlichen Heeres verkündigen. Da ſchickte die Stadt, treu ihrem Fürſten, und zugleich der Pflicht der Selbſterhaltung zu genügen, am Morgen des 15. eine Deputation in das ſchwediſche Lager, um einen Waffenſtillſtand zu vermitteln, während deſſelben der Kurfürſt von der Lage der Stadt in Kenntniß geſetzt und um die Erlaubniß zur Capitulation gebeten werden ſollte.

Torſtenſon erkannte aber, daß jeder Zeitgewinn für die Stadt ihm Verderben bringe, er ſchlug die Bitte als gegen allen Kriegsgebrauch ſtreitend ab, und nachdem während einer Stunde der Donner des Geſchützes geſchwiegen, ertönte derſelbe von Neuem, die Freiberger zur letzten Anſtrengung auffordernd. —

In der Nacht zum 16. ſah man endlich die lang erſehnten Feuer, welche überſchwengliche Freude in der Stadt verbreiten mußten, und den letzten ſchon verglimmenden Funken der Hoffnung zu heller Gluth anfachten.

Mit klopfenden Herzen erwarteten die Freiberger den kommenden Morgen, ſie waren gewiß, daß die Schweden am letzten Tage, der ihnen zur Eroberung der mühſam belagerten Stadt blieb, auch die letzten Kräfte anwenden würden. Sie hatten ſich nicht geirrt. Torſtenſon nahm an dieſem Tage (16.) mit der geſammten Cavalerie und 20—30 Geſchützen eine Stellung auf dem Lerchenberg, welcher nach der Mulde zuliegt, um die Kaiſerlichen bei ihrer etwanigen Annäherung aufzuhalten, während die ſchwediſche Infanterie aus ihrem Lager beim Hospitalwald aufbrach und ſich bei der Hospitalkirche aufſtellte.

(Beſchluß folgt.)

Hierzu als Beilagen:

1) Neuſtadt a. d. Orla. 2) Die Freimaurerloge in Dresden. 3) Die Esplanade in Leipzig.

Verlag von Eduard Pietzſch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Digitized by Google

Digitized by Google

IV. 12 Nach der Natur gez. von Witthöft. Lithogr. von C. W. Arldt.

Schloſs Unter-Oppurg.

Digitized by Google

// SAXONIA.

Muſeum für ſächſiſche Vaterlandskunde.

№ 12. Jeden Monat erſcheinen 2 Lieferungen. IV. Bd.

Unter=Oppurg,

gewöhnlich nur Oppurg genannt, Rittergut und Dorf an der Chauſſée zwiſchen Neuſtadt a. d. O. und Pößneck gelegen, hat gegen 80 Häuſer mit 500 Einwohnern und iſt eine Beſitzung des Fürſten von Hohenlohe-Oehringen. Es bildet durch ſeine reizende Lage in einem fruchtbaren, von der Natur begünſtigten Thale, durch den herrſchaftlichen Garten und das impoſante Schloß, welches weithin ſichtbar iſt, ohne Zweifel den ſchönſten Punct im lieblichen Orlathale. Gegründet wurde es am wahrſcheinlichſten von dem unter Kaiſer Heinrich IV. lebenden, durch Waffenthaten bekannten Markgrafen Wipprecht v. Groitzſch, welcher dieſen Theil des Orlagaus vom Erzbiſchof von Cölln zum Geſchenk erhielt, durch Bauern, die er aus Franken herbeigeführt hatte, die Gegend mehr bevölkern ließ, und dadurch einigen neuen Dörfern und feſten Schlöſſern den Urſprung gab. Wipprecht ſtarb den 22. Mai 1124 in Pegau. Nachdem die Herrſchaft Oppurg mit den dazu gehörigen Nachbardörfern hierauf mehre Jahrhunderte lang ein Eigenthum der Familie Brandenſtein geweſen war, wurde ſie an den durch Religionsverfolgungen aus Böhmen vertriebenen bekannten Grafen von Ronov und Bieberſtein verkauft. Dieſer veräußerte ſie aber Schulden halber im J. 1703 um 100,000 Thlr. an die Herzoginn Maria Amalia von Sachſen-Zeitz und ſtarb (1707) zu Weida in ziemlich dürftigen Umſtänden. Die Herzoginn trat ſchon nach einigen Monaten Oppurg an den geheimen Rath zu Zeitz Cain von Rumor ab, welcher den alten ſogenannten Friedrichſtein abbrechen und an deſſen Stelle das jetzige neuere Schloß, das unſere Abbildung darſtellt, aufbauen ließ. Es wurde im J. 1705 feierlich eingeweiht. Das Bildniß des Erbauers ſo wie das ſeiner Gemahlinn findet ſich noch jetzt im Coſtüm des Jupiters und der Juno an dem Deckengemälde des Hauptſaales. Rumors Tochter und einzige Erbinn, eine verehlichte Einſiedel († 1725), erweiterte und verbeſſerte beſonders den Schloßgarten. Im J. 1745 ging Oppurg käuflich an Julius Gebhard Grafen von Hoym über, von welchem es, durch Verheirathung ſeiner Tochter mit Friedrich Wilhelm Fürſten von Hohenlohe-Ingelfingen an dies letztere Fürſtenhaus kam. — Merkwürdig ſind noch die herrſchaftlichen Oekonomiegebäude im Dorfe, welche im Munde des Volks den Namen des „Türkenhofs" führen, in alten Urkunden aber Galata heißen, und urſprünglich einen beſondern Edelhof bildeten. Sie wurden zu Anfange des 16. Jahrhunderts von einem Hanns von Brandenſtein erbaut, welcher 16 Jahre in türkiſcher Gefangenſchaft geweſen war und die jetzige Pachterwohnung im Innern nach dem Muſter des Gebäudes anlegte, welches in der Vorſtadt von Conſtantinopel Galata gelegen, ihm eine Zeitlang als Gefängniß diente. Man findet in den Gewölben des untern Stocks noch jetzt den engen, dunkeln türkiſchen Kerker, den er zum Andenken an ſeine Gefangenſchaft anbrachte. — Nicht minder beachtungswerth iſt in Oppurg die geräumige und ſchöne Kirche. Sie iſt vom böhmiſchen Grafen Ronov ohne Emporkirchen erbaut und enthält viele Decken- und Wandgemälde mit fortlaufenden, ſinnreichen lateiniſchen Inſchriften; vorzüglich zeichnet ſich in ihr das ſchöne Altar aus, mit einem werthvollen, die Grablegung Chriſti darſtellenden Altargemälde, von welchem ſich in vielen Kirchen der Umgegend Copieen finden. Ober-Oppurg, gleichfalls Rittergut und Dorf, liegt ſüdlich von Oppurg etwa eine halbe Stunde entfernt.

W.

Die Belagerung von Freiberg im Winter 1642—1643.

(Beſchluß.)

Mit banger Erwartung ſahen die Bürger von Freiberg die Zurüſtungen dieſes nahen Sturmes. Aber während ſie die Gefahr außerhalb ihrer Ringmauer ſuchten, ſprangen zwei Minen. Mit einem fürchterlichen Gekrache, das einem Erdbeben glich, ſtürzten die Mauern des Feuerthurms, und neben ihm ein 40 Fuß langes Stück der Ringmauer ein.

Nur kurze Zeit blieb man vom Schreck erſtarrt; die eindringlichen Worte des tapfern Kommandanten beruhigten bald die erſchütterten Gemüther, und mit ungemeiner Thätigkeit ging man ans Werk, das geſchehene Unglück ſo viel als möglich unſchädlich zu machen.

Schon ſeit längerer Zeit hatte man gearbeitet, den Graben hinter dem Petersthore bis zu dem Feuerthurm zu verlängern; jetzt verſah man denſelben mit Sturmpfählen, verſperrte die Breſche mit Bäumen und Reiſig und verſtärkte die Beſatzung der verſchiedenen Abſchnitte in der Petersgaſſe, ſo wie der zur Vertheidigung eingerichteten Häuſer, und erwartete gefaßt den entſcheidenden Sturm.

Torſtenſon erkannte die Gefahr, in die ihn ein mißglückter Angriff in dem Augenblick bringen müßte, wo ihm eine Schlacht mit dem Entſatzheere drohte, er verſuchte daher noch einmal, den Kommandanten und den Magiſtrat zur Uebergabe zu bewegen. Allein ſelbſt die Worte: „Was könnt ihr von Euren „hölzernen Gegenwehren, welche allein uns noch ge„genüberſtehen, erwarten, nachdem Eure dicken Mau„ern und feſten Thürme der ſchwediſchen Kraft un„terlegen," änderten Nichts in der Geſinnung der Freiberger, ſo ſehr ſie die Gefahr, in der ſie ſchwebten, erkannten. Mit Angſt und Schrecken durchwachte der größte Theil der Bürgerſchaft die Nacht zum 17. Febr. Der Feind beſchoß unaufhörlich die Stadt, ſuchte mit Pechkränzen die Verhaue auf der Breſche und die nahe liegenden Häuſer zu zünden, und hielt ſeine Sturmkolonne fortwährend zum Angriff be-

Digitized by Google

reit, ſo daß es nur des Kommandos: „Vorwärts" zum Sturm bedurfte. — Schweinitz war raſtlos an allen Orten zugegen, um den Aengſtlichen Hoffnung zu machen, und die Geiſtlichen ſuchten durch Beten und Predigen den Schwachen Muth einzuflößen.

Jeſus, Jeſus, Jeſus! war die Loſung der Stadt. — Die Nacht verging den Belagerten in peinlicher Unruhe, ihnen ſchien, als ob der Zeit Feſſeln angelegt wären, als ob die Sonne ſelbſt zauberte, ihr finſteres Geſchick zu beleuchten: die Schweden aber ſtürmten nicht, Torſtenſon gab den Befehl zum Abzug, ſo ſchwer es ihm auch wurde, die Beute, welche er ſchon erfaßt zu haben glaubte, fahren zu laſſen.

Das kaiſerliche Hauptheer war in der Nähe von Dippoldiswalde (2½ Meile öſtlich von Freiberg) angelangt, und die Avantgarde deſſelben befand ſich bereits auf dem Marſche gegen Freiberg. Das ſchwediſche Heer war durch die Belagerung in der ungünſtigen Jahreszeit erſchöpft und durch die geringen Fortſchritte entmuthigt, Torſtenſon durfte daher keine Schlacht mit den friſchen kaiſerlichen Völkern wagen, und ſo wie er die Freiberger kennen gelernt, war auch ein Sturm zu gewagt, um ihn ohne Leichtſinn unternehmen zu können. —

Noch vor Tagesanbruch war die ſchwediſche Artillerie und die Bagage weſtlich nach Klein-Waltersdorf abgegangen, ihr folgte das Gros der im Hospitalwalde lagernden Infanterie. Die Cavalerie verließ den Lerchenberg erſt bei der Annäherung der kaiſerlichen leichten Reiterei unter dem Kroaten-Oberſt Ritkowitz, mit welchem ſie ein kurzes Gefecht annahm, und bildete ſodann die Arrièregarde des ſchwediſchen Heeres, welches die Belagerung aufhob und ſeinen Marſch in aller Ordnung fortſetzte, obgleich die ſchlechten Wege das Fortbringen der Geſchütze ſehr erſchwerten. —

Nur 500 ſchwediſche Dragoner hielten noch einige Zeit die Hospitalkirche beſetzt; ohne dieſe zu fürchten, unternahmen die Freiberger gleich nach Abzug des feindlichen Heeres einen Ausfall, und verbrannten und zerſtörten die feindlichen Batterien und andere Belagerungsarbeiten. Die Hospitalkirche fand man nach dem Abzug der erwähnten Dragoner ganz verwüſtet; ſie war zu Pferdeſtällen verwendet worden, und Altäre und Heiligenbilder waren zertrümmert. Von hier aus ſah man erſt die Verwüſtungen, welche die ſchwediſche Armee verübt hatte. Die ergiebigſten Schachte waren verſchüttet, und was der Fleiß der Menſchen ſeit vielen Jahrhunderten mühſam geſchaffen, war in wenigen Monaten zerſtört. Lange währte es, ehe ſich das Bergweſen zu Freiberg wieder erholen konnte, denn nach mehr als Hundert Jahren ſah man noch die traurigen Spuren, welche die Schweden hinterlaſſen hatten.

Am 18. Februar hielt der Fürſt Piccolomini ſeinen Einzug in Freiberg, drei Salven empfingen den Retter der Stadt, und dieſer alte General, der ſo mancher Belagerung und Erſtürmung feſter Städte beigewohnt, mußte dem Muthe der Bürger und der Thätigkeit des Kommandanten ſeine volle Bewunderung zollen, als er die Breſche und die eingeſchoſſenen Thürme ſah und von Schweinitz den näheren Bericht der Belagerung erfuhr.

Die Stadt hatte 4600 Schüſſe aus ſchwerem Geſchütz auszuhalten gehabt, 12 Minen waren durch Contreminiren verdorben, 14 aber geſprungen. Ein Thor und ein nahe dabei gelegener Thurm war zerſtört, in der Hauptmauer eine gangbare Breſche von 40 Fuß, und dennoch hatte der Feind, der reich mit Lorbern geſchmückt war, ſich der Stadt nicht bemeiſtern können, obwohl er ſchon Herr des Grabens, eines Theils des Zwingers und eines Thores war.

Solcher Muth, ſolche ſeltene Ausdauer mußte überall Anerkennung finden, von nah und fern kamen wegen der glanzvollen Vertheidigung Glückwunſchſchreiben an den Rath und den Kommandanten; der Kaiſer ſelbſt ſchrieb dem Letzteren und dem Bürgermeiſter, und überſchickte dem Erſteren eine Gnadenkette von 1000 Gulden Werth und die Ausſicht auf ein heimgefallenes Lehen von 10,000 Gulden. Der Bürgermeiſter wurde in den Adelſtand erhoben und erhielt eine Kette von 500 Gulden Werth. Der Kurfürſt befahl, daß die von Freiberg zu zahlende Kriegsſteuer, ſo wie das Scheffel- und Mahlgeld für die Stadt ſelbſt verwendet werden ſollte.

Trotz des Winters und der Erſchöpfung der Einwohner, welche oft 4—5 Tage lang die Wachen bezogen, wurde ſogleich daran gearbeitet, die Stadt vorläufig wieder in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen; namentlich riß man die Hospitalkirche nieder, von wo aus der Stadt ſo großer Schaden zugefügt worden war.

Am 26. Februar wurde ein großes Dankfeſt für die Befreiung der Stadt gefeiert, und ſelten mögen wohl inbrünſtigere Gebete zum Himmel aufgeſtiegen ſeyn.

Der Oberſtleutnant von Schweinitz wurde ſpäter zum Oberſten befördert, und erhielt das Kommando über das Schleinitzſche Regiment, welches zum Theil ſtatt der bisherigen Beſatzung nach Freiberg verlegt wurde. Am 7. Juli nahm er auf dem Markte von ſeinen alten Waffengefährten, mit denen er alle Anſtrengungen der Belagerung getheilt, Abſchied; kein Herz blieb ungerührt, und Thränen ſtanden in den Augen, welche aus ihren bärtigen Geſichtern unverzagt dem Feinde und dem Tode tauſendmal entgegen geſehen.

Die Belagerung hatte vom 27. December 1642 bis 17. Februar 1643, alſo 53 Tage, gewährt, die Schweden verloren dabei 3000 Mann, die Belagerten nach ihrer unmittelbar bei der Vertheidigung gemachten Angabe nicht ſo viele Hunderte, jedoch war die Sterblichkeit in der Stadt ſehr groß geweſen.

A. v. Tr.

Dr. Nikolaus Crell.

Dieſer Mann, deſſen Bildniß, nach einem Originalgemälde in dem königlichen hiſtoriſchen Muſeum zu Dresden, beiliegt, iſt durch ſein Schickſal, welches ihn zum Liebling ſeines Fürſten und zu Rang und Würden erhob, dann aber in langer Kerkerhaft ſchmachten und endlich auf dem Blutgerüſte ſterben ließ, in der Geſchichte unſeres Landes merkwürdig geworden. Er ward zu Leipzig, wo ſein Vater als Prokonſul dieſer Stadt und Domherr von Merſeburg lebte, wahrſcheinlich im Jahre 1552 geboren, und zeichnete ſich frühzeitig durch glückliche Geiſtesanlagen und Fähigkeiten, aber auch durch Starrſinn und einen großen Hang zur Unruhe aus, daher einer ſeiner Lehrer, Rector Sivers auf der Fürſtenſchule zu Grimma, ihm, daß er einſt eine Peſt des Vaterlandes werden würde, prophezeit haben ſoll. Nach Leipzig zurückgekehrt, widmete ſich der junge Crell mit ſolchem Eifer der Rechtswiſſenſchaft, daß er

Digitized by Google

Gezeichnet u. lith. von F. Zimmermann

N. 8 B. II

Dr. Nikolaus Crell.

Digitized by Google

IV. 18. Nach der Natur gez. von G. Täubert, lith. von C. W. Arldt B m

Hainichen.

nach vollendeten Studien daſelbſt mit Beifall juriſtiſche Vorleſungen halten konnte, und durch ſeine hervorragenden Talente die Aufmerkſamkeit des Kurfürſten Auguſt, der ihn zum Unterhofmeiſter ſeines Sohnes, des Kurprinzen Chriſtian, nach Dresden berief, auf ſich zog. Schon 1580 ward Crell im 28. Jahre ſeines Alters von Auguſt zum Hofrath ernannt und nach des Kurfürſten Tode von deſſen Sohne und Nachfolger, Chriſtian I., aus Dankbarkeit für den ihm ertheilten Unterricht 1589, an des in Ungnade gefallenen Dr. Peifers Stelle, zum Kanzler der Landesregierung erhoben.

Kurfürſt Chriſtian ſchenkte ihm ſein ganzes Vertrauen, und legte nach und nach, während er ſich ſelbſt mit koſtſpieligen ſeine Reſidenz verſchönernden Bauten, von denen der Marſtall oder das jetzige Galeriegebäude am Jüdenhofe und das Hauptportal des Schloſſes auf der Gaſſe gleiches Namens noch vorhanden ſind, beſchäftigte, die Sorge für das Wohl des Landes völlig in die Hände ſeines Günſtlings nieder. Auf dieſe Weiſe gelang es dem ehr- und herrſchſüchtigen Crell, den Kurſtaat mit unumſchränkter Gewalt zu regieren. Beſonders ließ er das Kirchenweſen des Landes, zu deſſen Verbeſſerer er ſich berufen wähnte, ſeinen mächtigen Einfluß empfinden. Crell hatte ſich von ſeinem Landesherrn die freie Ausübung des reformirten Glaubens, zu dem er ſich bekannte, ausdrücklich zugeſtehen laſſen, und ſuchte dieſe Ueberzeugung zur allein geltenden in Sachſen zu machen. Dieſen Zweck ſchien er um ſo leichter erreichen zu können, je mehr Kurfürſt Chriſtian I. von dem Gemahl ſeiner Schweſter Eliſabeth, dem eifrig kalviniſch geſinnten Pfalzgrafen Johann Caſimir von Lautern, der ſich größtentheils am Hofe zu Dresden aufhielt, für den reformirten Lehrbegriff geſtimmt war. Ihn allmählich zu verbreiten mußten alle theologiſche Schriften, ehe ſie gedruckt werden durften, nach Dresden zur Cenſur, welche Crell mit ſeinen Freunden ausübte, eingeſendet werden; die Unterſchrift des vom Kurfürſten Auguſt mit einem Koſtenaufwand von mehr als einer Tonne Goldes zu Stande gebrachten Concordienbuchs ward abgeſchafft, eine neue Bibelüberſetzung, unter dem Namen der Crellſchen bekannt, durch den als Superintendent nach Dresden berufenen Dr. Schönfeld und die beiden Hofprediger Salmuth und Steinbach, ingleichen ein Katechismus von Letzterem, worin die Einſetzungsworte des Abendmahls weggelaſſen worden waren, veranſtaltet, und der Gebrauch des Exorcismus bei der Taufe, oder das Austreiben des Teufels aus dem Täufling, unterſagt. Schon im Jahre 1588 hatte man das Oberconſiſtorium von Dresden nach Meißen, wo es bereits früher bis 1580 geweſen war, als ein gewöhnliches untergeordnetes Conſiſtorium, verlegt und mit Männern, welche den religiöſen Anſichten des Kanzlers Crell und ſeiner Freunde zugethan waren, beſetzt, dadurch aber das Kirchen- und Schulweſen in Sachſen völlig der Autorität Crells unterworfen. Der Geiſtlichkeit in Dresden ward am 21. September 1588 ein Mandat über die Einrichtung ihrer Kanzelvorträge bekannt gemacht, und ihnen alle Anzüglichkeiten gegen Andersdenkende bei Androhung harter Strafe verboten. In der That wurden auch Dr. Mirus, zweiter Hofprediger, Daniel Greſer, Superintendent zu Dresden, M. Kluge, Diaconus, und Kranichfeld, Subſtitut in Neuſtadt bei Dresden oder dem damaligen Altdresden, ingleichen Dr. Nikolaus Selneccer, Superintendent und Paſtor an der Thomaskirche zu Leipzig, der ſich unter andern gegen die ſogenannten Kryptokalviniſten in einem Gebete den Ausfall: „Schenk' doch den böſen Buben ein und laß ſie ſaufen hölliſche Pein" erlaubt hatte, ihrer Aemter entſetzt und zum Theil ſogar gefänglich eingezogen; während man den kalviniſch geſinnten Predigern Luthern „den deutſchen Märten, den ſtörrigen Pfaffen" und ſeine Anhänger „ungelehrte Bachanten" und „ungeſchickte Eſel" zu nennen geſtattete. Das Conſiſtorium zu Meißen erließ im Betreff der Abſchaffung des Exorcismus ein Umlaufſchreiben an alle Superintendenten und Geiſtliche des Landes, mit dem Befehl, ſolches zu befolgen und eigenhändig zu unterzeichnen. Wer es nicht that, ward ſeiner Stelle verluſtig, oder verhaftet und des Landes verwieſen. Daher entſtand, wie man ſagt, das noch bekannte Sprichwort: „Schreibt, lieber Herr, ſchreibt, daß ihr bei der Pfarre bleibt," womit die Gattinn des Paſtors Barthel Künzelmann in Döhlen bei Dresden denſelben zur Unterſchrift zu bewegen geſucht haben ſoll.

Dieſe letztere Verfügung veranlaßte jedoch, obſchon jene Beſchwörungsformel bei der Taufe der kurfürſtlichen Prinzeſſinn Dorothee zuerſt weggeblieben war, unter dem Volke große Beſtürzung, und hatte die Folge, daß zwar in Neuſtadt bei Dresden vom 9. Julius bis 27. October 1591 45 Kinder ohne Exorcismus getauft worden waren, mehre hingegen ungetauft blieben, und ein Fleiſcher dem Geiſtlichen, am Taufſtein in der Kreuzkirche, wenn er ſein Kind nicht mit dem Exorcismus taufe, den Kopf mit dem Beil zu ſpalten gedroht haben ſoll; unſtreitig aber trug jener Befehl dazu bei, das Regiment des Kanzlers Crell, welches ohnedies ſchon dem ſächſiſchen Adel und dem geiſtlichen Stande höchſt zuwider war, auch bei dem gemeinen Mann verhaßt zu machen und ſeinen Untergang vorzubereiten.

Der frühzeitige Tod des Kurfürſten Chriſtian I., welcher am 25. September 1591 in Dresden erfolgte, zog unmittelbar den Sturz des Kanzlers Crell und die gewaltſame Unterdrückung des Kryptokalvinismus in Sachſen nach ſich. Da der älteſte Sohn und Nachfolger des Verſtorbenen, Chriſtian II. noch minderjährig war, übernahmen nach dem Willen des Vaters und mit Beiſtimmung des Kaiſers Rudolph II. Kurfürſt Johann George von Brandenburg und Herzog Friedrich Wilhelm zu Sachſen, als nächſte Vettern und Agnaten, die vormundſchaftliche Regierung des Kurſtaats. Der Herzog ſchlug deshalb ſein Hoflager zu Torgau auf.

(Beſchluß folgt.)

Stadt Hainichen.

Die Hochfläche, welche ſich auf dem nordweſtlichen Abfall unſeres Erzgebirges von Freiberg nach Mittweida hin erſtreckt, hat in dieſer ſechsſtündigen Ausdehnung nur wenige Thaleinſchnitte, noch weniger aber irgend eine merklich hervorſpringende, dies rauhe Plateau beherrſchende Anhöhe. Daher die Monotonie jener Gegend, in welcher der Wandrer, wie im umnebelten Blachfeld, vergeblich umherſchaut

Digitized by Google

und ſich nirgends einer freundlichen An- oder Ausſicht erfreut.

Nur eine ſchmale Thalbucht, in welche er eintritt, wenn er die flache, zweiſtündige Anhöhe von Mittweida daherkommt, unterbricht die nüchterne Scene dieſer öden Landſchaft und erheitert unerwartet ſein verſtimmtes Gemüth. Er ſieht von Hecken, Gebüſchen und Saaten umgeben, verborgen im Grunde des Thales eine Gruppe röthlicher Dächer und leuchtender Giebel, ſeitwärts auf grünen Matten ausgebreitet eine Menge zarten Gewebes, bleichend im Sonnenſchein, und an der gegenüberliegenden Thalwand terraſſenförmig über einander in langen Streifen aufgeſpannt eine Staffirung von bunten Gewändern. Er kommt näher und hört das Schnurren des Spuhlrads und das Klappern des Webſtuhls, um ſich her ſieht er überall reges Leben, Fleiß und Geſchäftigkeit. Das iſt Hainichen, gewiß nicht die letzte unter den gewerbreichen Städten des ſächſiſchen Erzgebirgs.

Um das Jahr 1780 nur aus 332 Häuſern beſtehend, hat ſich Hainichen im Vergleich gegen alle umliegende Städte in kurzer Zeit unglaublich gehoben und aus ſeiner Verborgenheit emporgerungen. Denn gegenwärtig zählt dieſe Stadt beinahe 600 Häuſer mit 5028 Einwohnern. Es kann dies lediglich dem Aufſchwung des Fabrikweſens zugeſchrieben werden, welches noch jetzt die Hauptquelle ihres Wohlſtandes, wie der alleinige Grund ihrer mercantiliſchen Auszeichnung und Berühmtheit iſt, während weder ihre Lage und Bauart, noch ihre Geſchichte ihren Namen claſſiſch gemacht haben. Nur in der Geſchichte der teutſchen Literatur iſt dieſer berühmt geworden als Geburtsort Gellerts, welcher am 4. Juli 1715 hier geboren ward, und deſſen Andenken ſeit 1819 durch eine fromme Stiftung geehrt wird.

Wahrſcheinlich entſtand Hainichen erſt zu Ende des 14. Jahrhunderts, wenigſtens erhielt es erſt Stadtrecht im Jahre 1442, und ſeine Flur war jedenfalls unter jenen 800 Hufen meiſt wüſten Landes begriffen, womit Markgraf Otto der Reiche das Kloſter Zelle bei deſſen Stiftung 1162 ausſtattete, und welche ſich bis in die Gegend von Frankenberg erſtreckt haben ſollen.

Die Stadt liegt theils am Abhange eines Hügels, theils in einem engen Thale an der kleinen Striegis, einem anſehnlichen Bache, welcher ſich 1 St. abwärts mit der großen Striegis verbindet und bei Niederſtriegis in die Freiberger Mulde ergießt.

Seit dem großen Brande im J. 1831 iſt ſie zwar großentheils neu und maſſiv, auch etwas regelmäßiger, als früher erbaut, jedoch immer noch in unzuſammenhängenden Partien ſehr vereinzelt und zerſtreut. Die gerade Linie der Gaſſen iſt oft durch leere Zwiſchenräume und Vorſprünge unterbrochen und nur der Markt bildet ein regelmäßiges Rechteck. Das Ganze beſteht aus folgenden Stadttheilen: 1. dem Markte, 2. der langen Gaſſe, 3. der Falkenauer Gaſſe, 4. dem Uebeleſſen, 5. den Häuſern im Tempel, 6. auf dem Pfarrplane und 7. in der Aue.

Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet ſich die Kirche und das neue Rathhaus, welches die ganze ſüdliche Fronte des Marktes einnimmt, vortheilhaft aus. An der erſtern ſind ein Pfarrer und ein Diaconus angeſtellt, zu deren Parochie, außer der Stadt, noch 6 Dörfer gehören. Die Knabenſchule iſt mit 3, die Mädchenſchule mit 2 Lehrern beſetzt. Die Kinder in den Fabriken erhalten beſondern Unterricht.

Das Hauptgewerbe der Einwohner iſt die Wollenweberei und hauptſächlich die Fabrikation geſtreifter und weißer, oder ſogenannter Geſundheits-Flanelle, welche ſowohl von Tuchmachern als Leinwebern gearbeitet werden, indem ſich beide Handwerke nach einem langwierigen Prozeſſe hierüber vereinigt und die Fertigung dieſer Waaren, welche vormals die Tuchmacher ausſchließlich in Anſpruch nahmen, ſich gegenſeitig zugeſtanden haben. Einige Fabrikherren, an welche ſie von den einzelnen Meiſtern wöchentlich abgeliefert werden, vertreiben ſie ſodann im Großen auf den Meſſen zu Leipzig, Frankfurt und Braunſchweig. Außerdem werden aber noch viele Menſchen, beſonders auch Kinder, in den beiden Kattundruckereien und in zwei Bijouterie-Fabriken beſchäftigt. Wie einſam und abgeſchieden daher auch die Stadt in gewiſſer Hinſicht gelegen, ſo ſehr wird doch der innere Verkehr durch dieſe Gewerbe befördert, und hierdurch, ſowie durch Genügſamkeit und Einfachheit der Lebensweiſe iſt ein großer Theil der Bevölkerung zu einer Wohlhabenheit gelangt, mit welcher keine der benachbarten Städte ſich meſſen kann.

Neuerlich hat man auch in der Nähe Bohrverſuche auf Steinkohlen angeſtellt, deren Reſultat, wie man hört, ſehr günſtig geweſen und den Einwohnern einen großen Vortheil verſpricht, da ſchon in geringer Tiefe ein mächtiges Kohlenflötz erbohrt worden iſt. War auch das hieſige Kohlenbaſſin ſchon früher bekannt, ſo hat man es doch bisher weniger benutzt, weil man es an mehren Punkten nicht bauwürdig fand.

Merkwürdig in naturhiſtoriſcher Hinſicht iſt das über demſelben lagernde Conglomeratgebirge, welches durch ſeine Verſteinerungen und andere Merkmale auf eine vorzeitliche gewaltige Erdrevolution hinweiſt. Aber daſſelbe Element, das Wälder und Gebirge zermalmte und ein Haufwerk verſchiedenartiger Geſteine, von nahen und entfernteren Felſen losgeriſſen, vermengt mit Baumſtämmen einer ſüdlichen Zone, wild durcheinander geworfen hier zuſammenführte und in einem Abgrund begrub, hat auch zugleich dieſen Trümmerhaufen dergeſtalt überdeckt und alle Spuren jener ſchauerlichen Kataſtrophe in ihrer obern Region wieder verwiſcht, daß ſie in der gegenwärtigen Oberfläche hieſiger Gegend ohne Entblößung nicht mehr geahnt, geſchweige erkannt werden kann.

Anlangend ſchließlich die Gerichtsverfaſſung der Stadt, ſo übt ſie durch den Stadtrath nur eine beſchränkte Gerichtsbarkeit aus, die Obergerichte und theilweiſe auch die Erbgerichte ſtehen dem Rittergute Wingendorf zu. Doch werden die Gerichtsſitzungen des dortigen Juſtitiars auf hieſigem Rathhauſe gehalten.

Balduin z. E.

Hierzu als Beilagen:

1) Schloß Unter-Oppurg. 2) Dr. Nikolaus Crell. 3) Hainichen.

Verlag von Eduard Pietzſch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Digitized by Google

Digitized by Google

IV. 13 Nach der Natur gez. von J. Toubert. Lith. von C. Müller. B.

Pegau.

SAXONIA.

Muſeum für ſächſiſche Vaterlandskunde.

№ 13. Jeden Monat erſcheinen 2 Lieferungen. **IV. Bd.**

Pegau.

In einer der fruchtbarſten und volkreichſten Gegenden unſeres Vaterlandes, in jener von vielen Gewäſſern durchzogenen Aue, welche den ſüdweſtlichen Theil des Leipziger Kreiſes bildet, — liegt die alte Stadt Pegau, in Urkunden Bigawe, Bigovia, Pygavia, Pegavia genannt.

Die an den Mauern Pegau's vorüberfließende weiße Elſter (hier die große Elſter genannt) ſcheidet Stadt und Vorſtadt von einander, ſendet aber auch den Mühlgraben (die kleine Elſter) in die Stadt ſelbſt hinein, welche dadurch in die Ober- und Niederſtadt abgetheilt wird. Die ſchmale doch lang ausgedehnte Stadt, die jetzt in 422 Häuſern 3314 Einwohner zählt, iſt noch von der alten Stadtmauer umgeben, durch welche vier Thore führen. Doch iſt die Mauer in neuerer Zeit hier und da niedriger gemacht, mit rankenden Weinreben überkleidet und mit Pforten durchbrochen worden, die an der Nordſeite der Stadt auf die Promenade, an der Südſeite aber in Gärten ausgehen. Die beiden Hauptſtraßen der Stadt ſind freundlich; die übrigen engen und winkeligen Gaſſen, ſelbſt manche Häuſer alterthümlichen Anſehns mahnen noch an eine frühere Zeit. Innerhalb der Ringmauer liegen auch viele und große Gärten, welche man an ſolchen Stellen angelegt hat, wo einſt Häuſer, ja ſogar Gaſſen ſich befanden, die durch Krieg und Feuer zerſtört worden ſind.

Die Hauptkirche der Stadt iſt die Lorenz- oder St. Laurentiuskirche, welche im 12. Jahrhunderte vom Abte Windolf (geſt. 1157) erbaut worden ſeyn ſoll. Durch ihre drei Thürme erhält ſie ein ſehr würdiges Anſehen. Im Innern dieſer Kirche befinden ſich manche Alterthümer, namentlich das in Stein ausgehauene Bild des Grafen Wiprecht von Groitzſch, welches aus der 1556 niedergeriſſenen Kloſterkirche hierher geſchafft worden iſt. Auch wird hier die Altartafel noch aufbewahrt, welche einſt die nun nicht mehr vorhandene Ottmarskirche ſchmückte. Dieſe Kirche befand ſich in demjenigen Theile der Niederſtadt, der noch jetzt das Heiligthum genannt wird; ſie ſtand noch 1539, verfiel aber einige Jahrzehende ſpäter, und wurde gegen das Ende des 16. Jahrhunderts völlig abgetragen. Gleich dieſer Ottmarskirche iſt auch die Heilige Geiſtkirche verſchwunden, die vor dem Leipziger Thore geſtanden hat. — Uebrigens ſteht die Hauptkirche auf einem großen ſchönen Platze, der ein regelmäßiges Viereck bildet und mit Linden bepflanzt iſt. An dieſer Kirche, in welcher auch ein dreimaliger Wochengottesdienſt gehalten wird, wirken drei Geiſtliche. Der erſte derſelben iſt zugleich Superintendent der im J. 1553 gegründeten Ephorie, die jetzt 4 Städte und 75 Dörfer umfaßt. Der erſte Ephorus war Konrad Mäuſel (Musculus). — Die der Kirche gehörige Bibliothek iſt nicht unbedeutend.

Die zweite Kirche, die Gottesacker- oder Johanniskirche, befindet ſich auf dem geräumigen, gut angelegten Gottesacker nördlich von der Stadt, von welcher ſie nur durch den Stadtgraben und die Promenade getrennt wird. Sie iſt nicht blos Begräbnißkirche, denn es wird im Sommer auch ein Wochengottesdienſt hier gehalten, welchen der ehemalige 1607 an der Peſt geſtorbene Superintendent M. Matthias Oetzſchel geſtiftet hat.

Das ſtädtiſche Schulweſen hat ſich in neueſter Zeit ſehr gehoben. Im J. 1836 iſt eine ganz neue Knabenſchule erbaut, die alte Knabenſchule aber gänzlich umgeſtaltet und den Mädchen eingeräumt worden. Beide Schulen wurden im Novbr. 1837 feierlich eingeweiht, und gedeihen fröhlich durch die regſame Thätigkeit ihrer ſieben Lehrer. — Der Schulbezirk umfaßt auch die eingepfarrten Dörfer Carsdorf und halb Weiderode.

Andere merkwürdige Gebäude der Stadt ſind das Schloß und das Rathhaus. Jenes iſt jetzt der Sitz eines Juſtizamtes und eines Rentamtes. Das alte Schloß wird um 1216 „ein feſtes Haus" genannt, und ſoll damals dem Kaiſer gehört haben. Auf der Stelle dieſes alten Schloſſes befindet ſich das Juſtizamt, während das unmittelbar daran ſtoßende Rentamt einen Theil des ehemaligen Kloſters einnimmt. Uebrigens verdient das zwar große, aber ſonſt durch Nichts ausgezeichnete Gebäude kaum den Namen eines Schloſſes.

Das Rathhaus iſt eine Zierde des ſehr regelmäßigen Marktes; dicht hinter ihm fließt die kleine Elſter vorüber. Es wurde im J. 1569 von Hieronymus Lotter, dem Erbauer des Leipziger Rathhauſes und des Schloſſes Auguſtusburg, in einem freundlichen Style aufgeführt. Von dem rings um den Thurm führenden Gange überſchaut man Stadt und Umgegend; auch bläſt von hier aus der Stadtmuſikus in der Mittags- und in der Abendſtunde jedes Tages einen Choral.

Ueberdies hat Pegau 2 Hospitäler, 2 Gaſthöfe, ein Schießhaus mit vorzüglich ſchönem Schießplane und 2 bedeutende Mühlen, deren eine (die Obermühle) eigne Gerichtsbarkeit hat.

Bei ihrer Lage in einer ſehr fruchtbaren Gegend fließt die Hauptnahrung der Stadt aus dem Feldbaue. Die Pegauer Pflege iſt in Hinſicht des vortrefflichen Getreidebaues gewiß der Lommatzſcher und Zittauer gleichzuſtellen. Hirſe wird in großer Menge erbaut, und nicht ſelten ſieht man ganze Felder mit Gurken. Zur Zeit des Kloſters wurde hier auch viel Safran gebaut.

Unter den Gewerben blühen beſonders die Schuhmacherei und die Weißgerberei. Die hieſigen Weißgerber betreiben ihr Geſchäft gemeinſchaftlich und in großer Ausdehnung.

Digitized by Google

Der ſtädtiſche Verkehr wird durch die Nähe des nur 5 Stunden entfernten Leipzigs, ſo wie durch die außerordentlich volkreiche Gegend begünſtigt: ſo zählt man z. B. auf dem dreiſtündigen Wege bis Zeiz nicht weniger als 17 Dörfer. Die Stadt hat zwei mit Getreidemarkt verbundene Wochenmärkte, 3 Jahr-, 3 Vieh- und 2 Roßmärkte. Außer den Jahrmärkten wird jährlich den 28. Decbr. der ſehr beſuchte ſogenannte *Schlendermarkt* gehalten, der urſprünglich dazu beſtimmt war, die Herrſchaften mit Geſinde zu verſorgen: denn an ihm ſtellten ſich Knechte und Mägde auf dem Marktplatze zur Schau aus und wurden hier von den herzukommenden Herrſchaften gemiethet. — Auch ziehen die beiden öffentlichen *Schießfeſte* zu Pfingſten und im Auguſt, deren jedes eine Woche dauert, immer eine große Menge fremder Gäſte herzu. — Auch die hieſige Garniſon (die 1. und 2. Compagnie des 2. leichten Reiterregimentes Prinz Johann) trägt zur Lebhaftigkeit des Verkehrs bei. — Noch befindet ſich hier ein k. Poſtamt und ein k. Unterſteueramt.

(Beſchluß folgt.)

Dr. Nikolaus Crell.

(Beſchluß.)

Die erſte Regentenhandlung dieſes Fürſten, eines eifrigen Lutheraners, war die Abſetzung und Verhaftung des Kanzlers Crell, in deſſen Hauſe am Fiſchmarkte zu Dresden Alles verſiegelt wurde. Sie geſchah am 23. October 1591 am Tage vor dem Leichenbegängniß des verewigten Kurfürſten, und ſchon am 18. November deſſelben Jahres ward der Unglückliche auf den Königſtein abgeführt. Zu gleicher Zeit waren auch ſeine beiden Sekretarien *Kohlreuter* und *Zſchammer* eingezogen worden. Die Hofprediger *Salmuth* und *Steinbach*, denen das Volk die Fenſter einwarf, traf daſſelbe Schickſal; beide wurden, um ſie der Wuth des Pöbels zu entziehen, von Dresden nach Stolpen gebracht. Aus Verfolgern wurden nun Verfolgte. An Crells Stelle kam der früher verdrängte Dr. Peifer, und die von jenem ihrer Aemter entſetzten Geiſtlichen, Dr. Mirus in Dresden, Dr. Selneccer in Leipzig und Andere, wurden zurückgerufen. Im Jahre 1592 ordnete der Adminiſtrator eine allgemeine Kirchenviſitation an, wozu vier von den Ständen erwählte Theologen gewiſſe Artikel entwerfen mußten. Hatten die Kalviniſten früher auf die Lutheraner geſchimpft, ſo ſchimpften dieſe nunmehr auf jene, und beſonders Einer der Viſitatoren, Dr. Mylius, war gegen die Reformirten ſo entrüſtet, daß er in einer zu Leipzig in der Thomaskirche gehaltenen Predigt in die Worte ausbrach: „*Peitſchen her und ſolche grobe Ochſen — Orthodoren wollt' ich ſagen, — aus dem Tempel des Herrn gejagt!*" Der Eifer der lutheriſchen Partei ging ſogar ſo weit, daß man im Jahre 1592 den Thurmknopf der Nikolaikirche in Leipzig abnahm und darinn nach „*kalviniſchen Praktiken und Bündniſſen*" forſchte.

Dem auf Antrag der verwittweten Kurfürſtinn *Sophie* (Tochter des Kurfürſten Johann Georgs von Brandenburg) und eines Ausſchuſſes der ſächſiſchen Ritterſchaft in's Gefängniß geworfenen Kanzler *Crell* ward auf dem Landtage zu Torgau beſchloſſen, den Prozeß zu machen, und M. Abraham Griesbach diesfalls zum Fiskal und Ankläger gegen ihn beſtellt. Man konnte ſich lange nicht über den Gang deſſelben vereinigen, indem anfänglich die Städte und ſelbſt die Ritterſchaft unter ſich getheilt waren, und ein großer Theil der letztern dem Herzog Friedrich Wilhelm ſeinen Beitritt zu der Anklage Crells ſchlechterdings verweigerte. Der Magiſtrat zu Leipzig, welcher früher an den auf dem Landtage deshalb gepflogenen Unterhandlungen Theil genommen hatte, ſagte ſich ſpäter, nachdem auf ein ernſtes kaiſerliches Kammergerichts-Mandat die Klage 1594 erſchienen war, auf Veranlaſſung des Bürgermeiſters Dr. *Daniel Schönherr*, förmlich davon los, und ſelbſt unter den kurfürſtlichen Räthen und Landſtänden arbeiteten mehre dahin, den gegen Crell eingeleiteten Prozeß rückgängig zu machen. Alle dieſe Bemühungen waren indeß vergebens, da Neid und Haß gegen Crell die Oberhand behielten und der Austritt des Raths zu Leipzig ward von der Regierung nicht nur ſehr ungnädig aufgenommen, ſondern auch von den ſtädtiſchen Deputirten für ein Verbrechen erkannt, und der Bürgermeiſter *Schönherr* deshalb ſeines Amtes verluſtig erklärt und ſogar zu einer Geldſtrafe von 4000 Thlr. verurtheilt.

Die Hauptpunkte der Anklage wider Crell waren: daß er den Kurfürſten von dem guten Vernehmen mit Oeſterreich abgelenkt, mit fremden Fürſten, namentlich mit dem Könige von Frankreich, gefährliche Verhandlungen gepflogen, ſich Gewaltthätigkeiten erlaubt, und vorzüglich „*die chriſtliche, wohlvertirte Biblia Lutheri und deſſelben Katechismum verfälſchen laſſen.*" Gegen alle dieſe Beſchuldigungen konnte ſich Crell durch die ausdrückliche Beſtätigung und eigenhändige Unterſchrift ſeines Landesherrn rechtfertigen; allein man achtete darauf nicht, verweigerte ihm, ganz gegen die Natur des Anklageprozeſſes, die ſchriftliche Verantwortung, ließ das für Crell vortheilhafte Mandat des Reichskammergerichts durch ein kaiſerliches Reſcript für ungültig erklären, und ging endlich ſo weit, das Urtheil über ihn aus einem katholiſchen Lande, von der böhmiſchen Appellationskammer zu Prag, einzuholen.

Es erkannte dem Kanzler Crell den Tod durch das Schwert zu, und ward ihm, nachdem es transſumirt und im Namen des Adminiſtrators, Herzog Friedrich Wilhelms zu Sachſen, ausgefertigt war, durch den Schöſſer zu Dresden, der ſich deshalb mit dem Amtsverwalter zu Altenburg, zweien Notarien und dem landſchaftlichen Fiskal M. Griesbach auf den Königſtein begeben hatte, publicirt. Die dagegen von Crell eingewendete Leuterung ward als unzuläſſig verworfen und er, auf Befehl Kurfürſt *Chriſtian II.*, nachdem dieſer am 23. September 1601 die Regierung angetreten hatte, nach Dresden gebracht, hier aber, während er immer noch auf Begnadigung gehofft hatte, auf dem Jüdenhofe, in Gegenwart der Kurfürſtinn *Sophie*, welche dieſem blutigen Schauſpiel vom Balcon des Stallgebäudes zuſah, am 9. Oktober 1601 enthauptet. Der Nachrichter, Conrad Pols, zeigte dem Volke das abgeſchlagene Haupt mit den Worten: „*Crell, wie gefiel dir der kalviniſche Streich?*" Sein Leichnam ward in eine Gruft des damaligen Friedhofs bei der Frauenkirche in Dresden beigeſetzt und ihm am Tage nach der Hinrichtung von dem Pfarrer zu Dohna Nikolaus Blume eine Leichenpredigt gehalten.

So endete *Crell* nach zehnjähriger Haft, ein

Digitized by Google

N° 13 Gezeichnet u. lith. von C. W. Arldt B II.

Die goldene Pforte im Dome zu Freiberg.

Digitized by Google

trauriges Opfer des Fanatismus und des Kaſtengeiſtes. H—dt.

Die goldene Pforte im Dome zu Freiberg *).

Die größte Zierde des Freiberger Doms iſt die goldene Pforte, mit dem ſie umſchließenden Mauerwerk der älteſte Theil des Domes und wahrſcheinlich der Haupteingang der alten, gleich nach Begründung der Stadt Freiberg erbauten Kirche unſrer lieben Frauen. Dieſe Kirche wurde durch Herzog Albert im J. 1480 erweitert, brannte 4 Jahr ſpäter mit einem großen Theile der Stadt nieder, und wurde hierauf bis zum Jahre 1512 bedeutend größer ausgebaut, auch an der Morgenſeite mit Kreuzgängen verſehen, aus welchen die goldene Pforte in das Innere führt. Die kunſtreichen und geſchmackvollen Bildhauerarbeiten ſollen früher, wie der Name „güldene Pforte" andeutet, vergoldet geweſen ſeyn, wovon jetzt keine Spur mehr vorhanden iſt.

Ueber die Entſtehung dieſes Kunſtwerkes, die vielleicht mit der des Kloſters zu Altenzelle und der Schloßkirche zu Wechſelburg gleichzeitig war, ſowie über den Baumeiſter und die Künſtler, welche es ausführten, fehlen leider geſchichtliche Nachrichten, und es läßt ſich aus der Vergleichung mit den erwähnten Bauwerken nur vermuthen, daß die goldene Pforte zwiſchen 1175 bis 1189 erbaut worden ſey. — Daß übrigens nicht Griechen, ſondern vielmehr italieniſche Bildhauer die Kunſtarbeiten an derſelben ausführten, ſcheint aus der ganzen Haltung derſelben hervorzugehen: denn wenn die Gebilde der Erſteren, wie wir aus andern plaſtiſchen Arbeiten der byzantiniſchen Baukunſt erſehen können, noch immer die Steifheit der früheren Kunſtperiode verrathen, ſo erſcheinen die Sculpturen an der goldenen Pforte mehr als Arbeiten der Vorläufer der vortrefflichen Florentiniſchen Schule des 14. und 15. Jahrhunderts, da ſie hinſichtlich der Zeichnung und Ausführung mit den Werken aus dieſer Schule die größte Aehnlichkeit haben, und beſonders die Tracht ſämmtlicher Figuren mehr römiſch als griechiſch zu ſeyn ſcheint.

Unter den 8 Statuen des untern Säulenſatzes, zu beiden Seiten der 5 Ellen tiefen Pfortenbekleidung, ſtellt die vorderſte links vom Eingange Joſua dar, bekleidet mit einer griechiſchen Kopfbedeckung, einem römiſchen Kriegerkleid und römiſchen Soldatenſtiefeln. Von den beiden folgenden weiblichen Statuen mit gekrönten Häuptern ſoll, nach den Vermuthungen Einiger, die eine die Gemahlinn des Stifters der alten Kirche, Hedwig, die andere deſſen Tochter Adela, Stifterinn des Kloſters zum heiligen Kreuz bei Meißen, darſtellen. Die vierte gleich am Eingange ſtehende Bildſäule ſcheint Johannes den Täufer vorzuſtellen, und eine dieſer ganz ähnliche Figur findet ſich in der Kirche zu Wechſelburg. Die vorderſte Figur rechts ſoll wahrſcheinlich Abraham ſeyn, auch ſeine Kopfbedeckung iſt griechiſch, und die Körper- und Fußbekleidung römiſch; an der Kanzel zu Wechſelburg erſcheint er in einer etwas veränderten Geſtalt. Die zweite Statue, eine weibliche gekrönte Figur, iſt bis jetzt noch unerklärt, die dritte aber ohne allen Zweifel David mit Krone, Scepter und Saitenſpiel, und die vierte ſoll, nach Stieglitz (in ſeiner architektoniſchen Beſchreibung des Domes zu Freiberg), Jeſaias ſeyn. Ueber dieſen auf ſäulenartigen mit Menſchenköpfen oder Thiergeſtalten verzierten Tragſteinen ſtehenden Bildſäulen ſind ebenfalls Thiergeſtalten, Tauben, Widderköpfe u. ſ. w. und Menſchenhäupter, gleich arabeskenartigen Verzierungen, als Krönungen angebracht, und merkwürdig iſt, daß über den weiblichen Figuren Menſchenköpfe, welche wie über eine Brüſtung mit aufgeſtützten Händen herabſchauen, angebracht ſind, während die männlichen Figuren Thiergeſtalten zur Krönung haben. Endlich ſcheinen die grotesken Geſtalten, welche über jeder großen Säule auf dem Simſe liegen, allegoriſche Bilder zu ſeyn, und namentlich die vier zu beiden Seiten der Mittelgruppe des Löwen und des Greifen befindlichen die Geiſter der vier Elemente anzudeuten.

Das Hauptrelief auf dem Felde über dem Eingang der Pforte ſtellt die Anbetung des Chriſtkindes durch die heiligen drei Könige dar. Maria hält den wohlgeſtalteten Menſchenſohn auf dem Schooße, zu ihrer Linken ſteht ein Engel als Ehrenbote mit dem Lilien gekrönten Stabe, hinter dieſem ſitzt Joſeph auf einem Seſſel, Engel mit Kugeln, wahrſcheinlich Himmel und Erde, über die der Menſchenſohn herrſchen ſoll, andeutend, in den Händen umſchweben die Mutter, während zu ihrer Rechten die drei Könige ehrfurchtsvoll knieen und von der ausgeſtreckten Hand des Kindes den Segen empfangen. Die Darſtellung der Maria im vorgerückten Alter iſt mit keiner andern übereinſtimmend, da ſie ſonſt nie als Matrone, ſondern ſtets als Jungfrau dargeſtellt wird.

Die Wölbung der Pforte iſt in vier im Bogen der Pfortenwölbung laufende Frieſe getheilt, welche mit Figuren, die von jeder Seite von unten aufſteigen, verziert ſind und in der Mitte ein Schlußbild enthalten. Der erſte Fries hat als Mittelbild Gott den Vater, in halber Figur, mit der Glorie, die Arme zu beiden Seiten ausbreitend; mit der Rechten eine knieende weibliche Geſtalt, wahrſcheinlich die Marie als Himmelsköniginn gekrönt, ſegnend, zeigt er mit der Linken auf ein von einem Engel dargereichtes Buch (welches Puttrich für den Grundſtein der Kirche anſieht). Die Füllung des übrigen Frieſes iſt mit anbetenden Engeln verziert. Der zweite Fries zeigt als Mittelſtück Jeſum als Kind, zur Linken von einem Erzengel, zur Rechten von einem ſitzenden Manne, neben dem ein Knabe ſteht (wahrſcheinlich Zacharias mit ſeinem Sohne Johannes), gehalten; der übrige Theil dieſes Frieſes iſt mit ſechs Figuren von Apoſteln erfüllt. Der dritte Fries zeigt in ſeiner Mitte den heiligen Geiſt, in der Geſtalt einer Taube mit ausgebreiteten Flügeln, die ſich auf Blätterzweige, welche von knieenden Genien gehalten werden, niederläßt, und der übrige Theil des Frieſes iſt ebenfalls mit 8 Figuren von Apoſteln geziert. Der vierte Fries endlich ſtellt einen Cherub, oder vielleicht Chriſtum ſelbſt, als zum Weltgericht kommend, in halber Figur dar, indem er zwei zu beiden Seiten knieend aufſteigende Geſtalten mit den ausgebreiteten Armen emporzuziehen ſcheint, während auf dem übrigen Theile dieſes Frieſes 10 halb nackte Geſtalten (eine ſeltene Erſcheinung in den Bildhauerarbeiten des byzantiniſchen Zeitalters), in verſchiedenen Stellungen ihren Sarkophagen entſteigend, vertheilt ſind. —

---

*) Vergl. No. 3. Bd. I. und No. 24. Bd. III. der Sax.

Digitized by Google

Ueberdies verdient die hohe Schönheit der auf dieſen 4 Frieſen basrelief gehauenen Figuren eine beſondere Würdigung, und es iſt keines Falls eine Ueberſchätzung, wenn man ſie in Rückſicht auf Anordnung und Zeichnung, ſowie auf Lebendigkeit der Darſtellung für Meiſterſtücke der mittelalterlichen Bildhauerkunſt erklärt. Wie wir ſchon andeuteten, zeigen ſämmtliche Figuren der goldenen Pforte die römiſche Tracht, ein Unterkleid und den weiten Mantel zum Ueberſchlagen, oder einen mehr kragenförmigen Ueberwurf, der durch einen großen Knopf zuſammen gehalten iſt. Die Fußbekleidung iſt an allen Figuren, außer an Joſua und Abraham, ein in eine Spitze, welche ſich in der Mode des 14. Jahrhunderts zu einem Schnabel ausbildete, auslaufender Schuh.

Der byzantiniſche Styl ſcheint an den Geſtalten der goldenen Pforte von ſeiner ſteifen Form nur eine gewiſſe Gleichförmigkeit in den Geſichtszügen zurückgelaſſen zu haben, was jedoch an den Bildſäulen der Wechſelburger Kirche noch beiweitem auffallender iſt.

Dr. Sch.

Schloß Eythra.

In einer angenehmen von der weißen Elſter bewäſſerten Aue, nur eine halbe Stunde nordweſtlich von dem Städtchen Zwenkau (3 Stunden ſüdweſtlich von Leipzig, 2 St. nördlich von Pegau) entfernt, liegt Eythra, ein Kirchdorf mit 800 Einwohnern, zugleich eins der bedeutendſten Rittergüter. Das in einem ſchönen Style erbaute Schloß und der von den Bewohnern der Umgegend viel beſuchte geſchmackvolle Park zeichnen dieſes Dorf aus, welches unter dem Namen Iter, Itera, Eiter ſchon im eilften Jahrhunderte erwähnt wird. Der Ort ſcheint nicht unbedeutend geweſen zu ſeyn, als er um das Jahr 1000 von Kaiſer Otto III. dem Biſchofe von Merſeburg geſchenkt wurde.

Vom Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts bis ins ſiebenzehnte herab finden wir die Herrſchaft Eythra im Beſitze des alten Geſchlechtes der Pflugke, welche damals, außer dem noch jetzt mit Eythra verbundenen Gute Mauſitz, auch die nahe liegenden Ortſchaften Zöbigker, Knauthayn und Groitzſch beſaßen. Unter dieſen älteſten Beſitzern iſt beſonders der kurfürſtliche Rittmeiſter Siegmund von Pflugk merkwürdig, der ſich 1421 bei Brir gegen die Huſſiten auszeichnete. Die Tapferkeit des Vaters erbte fort auf ſeinen Sohn Nicolaus (auf Knauthayn), welcher 1450 vom Kurfürſten Friedrich dem Sanftmüthigen zum Ritter geſchlagen wurde, und den Beinamen des Eiſernen empfing.

Der Ruhm Beider wurde jedoch durch einen Sohn des Nicolaus, Cäſar Pflugk auf Eythra und Pegau, noch verdunkelt: denn dieſen rühmen ſeine Zeitgenoſſen als einen wohlerfahrenen Rechtsgelehrten und ausgezeichneten Redner. Er war kurfürſtlicher Land- und Appellationsrath, auch Ritter des goldenen Vließes. Unzufriedenheit mit den religiöſen Neuerungen in den Landen ſeines Fürſten ſcheint ihn bewogen zu haben, in die Dienſte des Herzogs Georg zu treten, der ihn zum Kanzler erhob. Bei der ſogenannten Leipziger Disputation zwiſchen Luther und Eck (Juni 1519) führte Pflugk als herzoglicher Commiſſar, nebſt dem geh. Secretär Dr. Küchel und dem Schloßhauptmann v. Wiedebach, den Vorſitz. Bei dieſer Gelegenheit ſchützte er den Dr. Eck gegen die von einigen Studenten ihm gedroheten Mißhandlungen, und war auch mit der von Luther gehaltenen Predigt gar übel zufrieden, ſo daß er ſich dahin ausſprach: „Ich wollte, Dr. Martinus hätte ſeine Predigt bis gen Wittenberg geſparet.“ — Er ſtarb 1524 zu Pegau und wurde in der Leipziger Paulinerkirche beigeſetzt.

Die religiöſen Anſichten Cäſars und deſſen Abneigung gegen die Reformation gingen auf ſeinen Sohn Julius über, den er in erſter Ehe mit Magdalena geb. v. Carlowitz gezeugt hatte. Dieſer Julius von Pflugk, der durch ſeine Gelehrſamkeit wie durch ſeine Schickſale merkwürdig geworden iſt, war zu Eythra im J. 1499 geboren. Er ſtudirte 1517 zu Bologna, ward ſpäter Domdechant zu Meißen und Domprobſt zu Zeitz, und 1541 von dem Domcapitel zu Naumburg heimlich, ohne des Kurfürſten Johann Friedrichs Einwilligung, zum Biſchofe erwählt. Ungeachtet die Kirchenverbeſſerung ſchon ſeit 10 Jahren in das Stift eingedrungen war, widerſetzte ſich Biſchof Julius der evangeliſchen Lehre. Deßhalb ließ ihn der Kurfürſt abſetzen und am 20. Januar 1542 Nicol. v. Amsdorf zum Biſchofe wählen. (Vgl. des Landrath Lepſius Bericht über die Wahl und Einführung des Nic. v. Amsdorf als Biſchof von Naumburg. Nordhauſen 1835.) — Pflugk beſchwerte ſich über ſeine Abſetzung bei Karl V., welcher ſich eben zu Speier aufhielt, und wurde vom Kaiſer mit den Worten getröſtet: „Tua causa erit mea.“ („Deine Sache wird die meinige ſeyn!“) Der ſchmalkaldiſche Krieg machte (1547) dem Biſthume Amsdorfs ein Ende und führte den abgeſetzten Pflugk nach Naumburg zurück. Noch 18 Jahre verwaltete er ſein Amt, bis an ſeinen den 3. Sept. 1564 zu Zeiz erfolgtem Tod. Er liegt in Zeiz begraben, obgleich ſein Grabdenkmal zu Naumburg aufgeſtellt wurde. (Sein in mancher Beziehung merkwürdiges Teſtament ſ. in Bal. Königs Adels-Hiſtorie Th. 3. S. 855.) —

Nachdem Eythra durch 2 Jahrhunderte Denen von Pflugk gehört hatte, wechſelte es ſeine Beſitzer öfter: genannt werden uns als ſolche die Herren von Rechenberg, Die von Schleinitz, die Grafen von Werthern, der Cabinets-Miniſter Senft von Pilſach. Jetzt gehört es dem Kammerrathe David Anger, welcher auch Groitzſch, Großdalzig, Zitzſchen, Pödelwitz, Zweinaundorf beſitzt.

Die Parochie Eythra, zu welcher noch das Kirchdorf Bösdorf gehört, zählt gegen 1000 Seelen und ſteht unter der Ephorie Pegau.

Als naturgeſchichtliche Merkwürdigkeit erwähnen wir noch, daß in dem ſehr kalten Winter des Jahres 1829 auf dem Elſterfluſſe bei Eythra ein Singſchwan geſchoſſen wurde, der ſich aus ſeiner nordiſchen Heimath ſehr ſelten bis in unſre Gegenden verirret.

K—ſch.

Hierzu als Beilagen:

1) Pegau. 2) Die goldene Pforte im Dome zu Freiberg. 3) Schloß Eythra.

Verlag von Eduard Pietzſch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Digitized by Google

Nach der Natur gez. von O. Taubert. Lith. v. C. Müller

Schloſs Eythra.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

IV. 14. Gez. u. lithogr. von C. W. Arldt B.

Delitzsch.

Digitized by Google

SAXONIA.

Muſeum für ſächſiſche Vaterlandskunde.

№ 14. Jeden Monat erſcheinen 2 Lieferungen. IV. Bd.

Delitzſch.

Die erſte Stadt, welche der Reiſende auf der Straße von Leipzig nach Berlin berührt, iſt Delitzſch, Kreisſtadt des nach ihr benannten Kreiſes im Regierungsbezirke Merſeburg. Sie liegt 5 Stunden nördlich von Leipzig, in einer weiten, ſehr fruchtbaren Ebene.

Die Entſtehung der Stadt läßt ſich nicht mit hiſtoriſcher Beſtimmtheit nachweiſen, doch iſt es wahrſcheinlich, daß ſchon die Sorben hier eine Veſte auf einer ſumpfigen Wieſe erbaueten. Darauf ſcheint auch der Name der Stadt — in Urkunden Delz, Deltzſch, Deliz — hinzudeuten, der entweder von dem wendiſchen Worte Delay, d. h. niedrig gelegen, oder von den Delzen, Dölzen (Wieſenkabeln), abzuleiten ſeyn möchte. Unter dem Schutze jener Veſte entſtanden die Siebenhöfe, deren Namen ſich in einigen, in der Grünſtraße gelegenen Gebäuden bis zur Zeit des 30jährigen Krieges erhalten hatte. Ein ſlaviſches Heiligthum, das ſich in der Nähe befand, und auf deſſen Vorhandenſeyn die Benennungen Hain, Roſenthal, heiliger Brunnen (Helekborn), hinweiſen, trug gewiß eben ſo ſehr zur Bevölkerung des Ortes bei, als die ſchon damals hier vorüberführende Heerſtraße. Im 13. Jahrhunderte finden wir daher Delitzſch ſchon als eine anſehnliche, mit Mauern und Graben verſehene Stadt. Aus Urkunden geht hervor, daß zu jener Zeit, namentlich in den Jahren 1207 und 1222, hier Landtage gehalten worden ſind, obgleich für die Stände des Oſterlandes das Städtchen Schköhlen gewöhnlich zum Verſammlungsort diente.

Man ſagt, daß Delitzſch den Beſitzern des nachbarlichen Döbernitz gehört habe, doch iſt der Sichelzoll, welchen dieſes Rittergut früher am jedesmaligen Petri-Paulli-Jahrmarkte dort erhob, wenigſtens ein unzureichender Beweis. — Vielmehr finden wir die Stadt gegen das Ende des 13. Jahrhunderts im Beſitze Albrecht's des Entarteten, von welchem ſie (1291) nebſt Sangerhauſen und der Mark Landsberg an die aſkaniſche Dynaſtie in Brandenburg verkauft wurde. Doch ſchon 1327 kam die Mark Landsberg, mit ihr auch die Veſte Delzſch, durch die Vermählung der Markgräfinn Sophie von Brandenburg an den Herzog Magnus von Braunſchweig, welcher die ganze Landsberger Mark (1347) an Landgraf Friedrich den Ernſthaften für 8000 Schock Groſchen verkaufte. Seitdem wurde Delitzſch wieder mit der Markgrafſchaft Meißen vereinigt.

Unter der Regierung der meißniſchen Markgrafen hob ſich die Stadt immer mehr. Markgraf Wilhelm I. erließ von hier aus (11. Juli 1384) einen Brief an die Voigte und Amtleute „der Phlege zu Delz," worin er ihnen die Anmaßung des Nachlaſſes der in dieſer Pflege verſtorbenen Prieſter ernſtlich unterſagte, für welchen Schutz alle Pfarrer der Pflege jährlich zweimal Vigilien und Seelenmeſſen in Delitzſch ſingen und leſen mußten, „Vnſen Eltern Vnß vnd Vnßer Nachkommen Selen zu Selekeyt vnd zu Troſte." Derſelbe Fürſt verlieh (10. März 1390) der Stadt einen Gunſtbrief, „daz eyne Myle Wegis noch darbynnen umb Vnſer Stad Deltzſch, keyn Kretzſchmar (Schenkwirth) noch keyn Hantwergmann ſyn noch wonen ſal, — ane alleyne Huffmyde." (vgl. Arndt Archiv der ſächſ. Geſchichte Th. II. S. 285. ff.)

Wegen der zwiſchen dem Hauſe Sachſen und den Landgrafen von Heſſen beſtehenden Erbverbrüderung*) mußte auch Delitzſch — gleich den Städten Leipzig, Zörbig, Weißenfels, Freiburg, Mücheln, Pegau u. a. — dem Hauſe Heſſen zu mehren Malen (1431, 1487, 1520) die Eventualhuldigung leiſten. (Den darüber ausgeſtellten Revers ſ. bei Arndt a. a. O. Seite 290. ff.) — Durch die Ländertheilung vom J. 1485 war Delitzſch der albertiniſchen Linie zugefallen.

Bei der geringen Entfernung von Wittenberg konnte es nicht fehlen, daß die Lehre Luthers auch in Delitzſch bald Freunde fand. Herzog Georg bezeugte darüber (1534) dem Stadtrathe ſein Mißfallen, mit dem Befehle, allen Abtrünnigen und Ungehorſamen ernſtlich zu gebieten, „die Stadt vnd Vnſer Fürſtenthumb zum förderlichſten zu reuhmen, und ſich, außerhalb des Leipzigiſchen Markts (der Leipziger Meſſe), darinnen nicht laſſen antreffen, auf daß ihnen nitt etwas beſchwerlichers begegne." (A. a. O. S. 316 f.) Wenige Jahre ſpäter konnte die Reformation ohne allen Widerſtand eingeführt werden.

Die Wittenberger Kapitulation (1547) änderte in den Verhältniſſen der Stadt Nichts: ſie blieb der jüngern Linie des Hauſes Sachſen, bis ſie durch Johann Georg's I. Teſtament vom J. 1652 der neu gebildeten Sachſen-Merſeburger Linie zugetheilt ward. Nach dem Erlöſchen der letztern (1738) fiel Delitzſch an das Kurhaus zurück. Seit dem J. 1815 ſteht es unter königl. preußiſcher Hoheit.

Die Stadt Delitzſch, die rings von der Löber und einem Arme derſelben umfloſſen iſt, hat durch ihre noch wohlerhaltenen Ringmauern und die ſie umſchließenden Gräben ein alterthümliches Anſehn, zu welchem die in Gärten umgeſchaffenen Zwinger einen freundlichen Kontraſt bilden. Auch die beiden alterthümlichen Stadtthore, das Eilenburgiſche (oder breite) und das Halliſche, ſtehen noch; ein Mühlpförtchen gegen Mitternacht iſt neuerdings zu einem Thore erweitert worden. Selbſt die Vorſtadt

*) Ueber die zwiſchen Meißen und Heſſen ſchon 1373 geſchloſſene und 1487 erneuerte Erbverbrüderung ſ. Pölitz „das Königreich Sachſen" im erſten Bändchen S. 211. ff.

Digitized by Google

(urkundlich: **Neuſtadt**) oſtwärts gelegen, war ſonſt von einem breiten, jetzt verfallenen Graben umſchloſſen, welcher mit ſeinem Walle das Weichbild der Stadt begrenzte, und zu Anfange des 15. Jahrhunderts, als man einen Krieg mit Böhmen fürchtete, gezogen wurde. Sie hatte ebenfalls 3 mit Thürmen überbaute Thore, das Kohl-, Galgen- und Vieh- oder Bitterfelder Thor, die aber jetzt abgetragen ſind. — Beſondere Stadttheile ſind: die **Grünſtraße**, das **Roſenthal** und der **Damm**.

Die Zahl der Häuſer beläuft ſich jetzt auf 440; die der Einwohner über 4000.

Das anſehnlichſte Gebäude der Stadt iſt das **königliche Schloß**. — Schon vor dem 30jährigen Kriege war es ſo baufällig geworden, daß die Amtleute auf fürſtliche Erlaubniß das Materiale deſſelben zu Erbauung ihrer Wohnungen in der Stadt verwendeten. Nach dem weſtphäliſchen Frieden, der faſt alle Gebäude des alten Schloſſes verfallen und den Thurm ohne Bedachung fand, wurde nur Einiges kaum nothdürftig wieder hergeſtellt. Herzog **Chriſtian** zu Sachſen-Merſeburg beſtimmte es (1691) zum **Wittwenſitze der Herzoginnen** dieſer Linie, und bauete es deßhalb von Grund aus neu. Der Thurm, welcher früher in eine gemauerte Spitze auslief und ſpäter mit einem Ziegeldache verſehen war, wurde damals mit einer italieniſchen Haube geſchmückt und mit Schiefer gedeckt. — Das Schloß wird jetzt theils als Wohnung des Rentbeamten, theils als Zeughaus für das hieſige Landwehrbataillon benutzt; ein großes Gebäude des Schloßplatzes dient als Kornmagazin.

Vor der Reformation hatte das Schloß eine **Kapelle** mit einem beſonderen **Kapellan**. Im neuen Schloſſe wurde ebenfalls eine Kapelle eingerichtet, um deren Verſchönerung ſich vorzüglich **Henriette Charlotte**, Wittwe des Herzogs Moritz Wilhelm, die hier 1734 ſtarb, verdient gemacht hat. Als nach dem Tode der letzten herzoglichen Wittwe das Juſtizamt das Schloßgebäude bezog, wurde die Kapelle zum Archive verwendet, und der ſchöne Altar derſelben an die Kirche zu **Hohenroda** verkauft, wo er ſich noch befindet.

Die **Hauptkirche** der Stadt (zu St. Peter und Paul), welche in den Jahren 1406—63 ſchön und geräumig erbaut wurde, hat einen mit zwei Spitzen verſehenen Thurm, der unlängſt mit einem Aufwande von nahe an 3000 Thalern erneuert worden iſt. An dieſer Kirche wirken ein Pfarrer (zugleich Superintendent) und zwei Diakonen. — Die Pfarrwohnung befindet ſich jetzt in dem ehemaligen vom Stadtrath erkauften Amthauſe. — Unter den früher hier angeſtellten Paſtoren ſind beſonders merkwürdig: M. **Georg Selneccer**, der, wie ſeine beiden Nachfolger, Dr. **Gregor Schönfeld** (ſt. 1628 als Hofprediger in Caſſel) und **Joh. Chriſtoph Fluhrer**, zur Zeit der kryptokalviniſtiſchen Streitigkeiten vertrieben wurde; Dr. **Aegidius Strauch**, Verfaſſer einer Theologia moralis; M. **Andr. Cruciger**, Schwiegerſohn des Bürgermeiſters und Buchhändlers Sam. Selfiſch zu Wittenberg; endlich der ſehr gelehrte, auch als Liederdichter bekannte Dr. **Valentin Ernſt Löſcher** (geb. zu Sondershauſen 1673), welcher 1707 von hier als Profeſſor der Theologie nach Wittenberg verſetzt wurde und als Superintendent und Oberconſiſtorialrath in Dresden (1749) geſtorben iſt *).

(Beſchluß folgt.)

Pegau.

(Beſchluß.)

Unweit der Stadt iſt ein **Floßholzplatz** — für dieſe holzarme Gegend gewiß eine große Wohlthat. Doch würde dadurch der Feuerungsbedarf nicht gedeckt werden, wenn nicht in der ganzen Umgegend **Torf** in großer Menge gewonnen würde.

Zu den Annehmlichkeiten der Stadt gehört die Promenade, von welcher ſie faſt ganz umgeben iſt. Südwärts am Mühlgraben entlang führt der freundliche Poetengang. Angenehm iſt auch der Weg nach dem eine halbe Stunde entfernten Weiderode. Außerdem geht man gern nach Carsdorf, Eulau und auf den Groitzſcher Weinberg, wo man eine vortreffliche Ausſicht hat. Hinter dem nur 1 Stunde entfernten Dorfe Stöntzſch erhebt ſich die Gegend ſo, daß das überraſchte Auge kaum weiß, wohin es ſich zuerſt wenden ſoll: denn in der Nähe erblickt es den reizendſten Naturgarten, und in der Ferne zeigen ſich Freiburg, Merſeburg, die Querfurter Warte, Halle, der Petersberg, Leipzig, die Höhen hinter Wurzen, der Colmberg bei Oſchatz, die Höhen von Lommatzſch, der Colditzer Wald, der Rochlitzer Berg, und faſt das ganze Erzgebirge bis an die böhmiſche Grenze. —

Aus der **Geſchichte** der Stadt heben wir nur Einiges aus.

Pegau iſt ſlaviſchen Urſprungs und wurde wahrſcheinlich ſchon von Kaiſer Heinrich dem Erſten mit Mauern umgeben. Sein Aufblühen fällt aber erſt in die Zeit, wo Graf **Wiprecht von Groitzſch** hier (1096) ein Benedictiner-Kloſter ſtiftete, das dem Apoſtel Jacobus geweihet und unmittelbar dem Papſte unterworfen war. In dieſes Kloſter zog ſich Wiprecht ſelbſt nach einem thatenreichen, vielbewegten Leben zurück und ſtarb hier am 22. Mai 1124.

Nach ſeines Sohnes **Heinrich's** Tode ging die Grafſchaft Groitzſch auf deſſen Schweſter **Bertha**, Wittwe des Markgrafen Dedo, über, von welcher die ganze Pflege auf ihren Neffen und Adoptivſohn **Dedo**, einen Sohn des Markgrafen Konrad, vererbte. Seitdem ſtand nebſt der ganzen Grafſchaft Groitzſch auch Pegau unter den meißniſchen Markgrafen.

In der Fehde zwiſchen Albrecht dem Entarteten und ſeinen Söhnen ergriff Pegau die Partei des Kaiſers, welcher ſich Albrechts annahm; namentlich verſorgte der Abt die kaiſerlichen Truppen mit Lebensmitteln. Als aber Friedrich und Diezmann das kaiſerliche Heer bei Lucka (d. 31. Mai 1307) geſchlagen hatten, entzogen ſie zur Strafe dafür dem Kloſter viele Privilegien, darunter auch die Gerichtsbarkeit über die Stadt. Friedrich beraubte außerdem die reiche Ottmarskirche und das Kloſter.

Ob gegen das Ende des 15. Jahrhunderts Pegau eine Zeitlang an die Familie **Pflugk** verpfändet geweſen ſey, laſſen wir unentſchieden. Doch auffallend iſt's immer, daß mehre Glieder dieſer Familie aus jener Zeit in der Hauptkirche begraben liegen.

---

*) Ihm verdanken wir das Lied: „O König, deſſen Majeſtät" ꝛc.

Digitized by Google

IV 14 B II

Johann Adam Hiller.

Digitized by Google

In Folge der Einführung der Reformation wurde das Kloſter im J. 1539 vom Kurfürſt Moritz ſäkulariſirt, und die Gebäude, ſo wie der Grundbeſitz deſſelben einige Jahre ſpäter an den Pegauer Stadtrath verkauft. Durch dieſen Ankauf häufte jedoch der Rath eine ſo große Schuldenlaſt auf ſich, daß er — zumal da der dreißigjährige Krieg die Noth noch erhöhete — ſich genöthigt ſah, einige Parzellen davon wieder zu veräußern.

Den 23. Aug. 1548 hielt Kurfürſt Moritz hier einen theologiſchen Convent wegen des Leipziger Interim's.

Den 22. März 1598 wurde hier der ausgezeichnete Geſchichtsforſcher Andreas Moller geboren, welcher 1660 als Arzt und Phyſikus zu Freiberg geſtorben iſt.

Im 30jährigen Kriege hat die Stadt unglaublich viel gelitten. Im Decbr. 1644 wurde ſie von einer ſchwachen Beſatzung unter dem Obriſten v. Gersdorf vertheidigt, vom ſchwediſchen Generale Torſtenſon belagert und beſchoſſen. Die gänzliche Zerſtörung der Stadt wurde nur durch den Superintendenten Dr. Lange abgewendet. Dieſer, ein Univerſitätsfreund des ſchwediſchen Heerführers, begab ſich mit 12 weißgekleideten Knaben in deſſen Lager, und rührte ihn ſowohl durch fußfälliges Flehen, als durch die Anſtimmung des Liedes: „Wenn wir in höchſten Nöthen" ꝛc. Noch immer wird dieſes Lied jeden Sonntag beim Nachmittagsgottesdienſte geſungen.

Zu den Drangſalen der Stadt gehören auch die großen Feuersbrünſte, von welchen ſie 1670 und 1688 getroffen wurde.

Den 18. Aug. 1662 verkaufte Kurfürſt Johann Georg II. Amt und Stadt Pegau, auf Wiederkauf, an ſeinen Bruder, den Herzog Moritz von Sachſen-Zeiz. Deſſen Sohn und Regierungsnachfolger, Herzog Moritz Wilhelm, trat am 16. Oct. 1718 in hieſiger Hauptkirche öffentlich wieder zum evangeliſch-lutheriſchen Glauben zurück, den er 3 Jahre zuvor verlaſſen hatte, um katholiſch zu werden. (vgl. Prof. Krug Darſtellung des Unweſens der Proſelytenmacherei durch eine merkwürdige Bekehrungsgeſchichte. Leipzig 1822.) Zwei Wochen nachher ſtarb er zu Weida an den Blattern. Da ſein Bruder Friedrich Heinrich, der eine Zeitlang zu Pegau reſidirte, ſchon vor ihm geſtorben war, und mit ihm die Sachſen-Zeizer Linie erloſch, ſo fielen ihre Lande, alſo auch Pegau, an den Kurfürſten zurück.

Schreckenstage für die Stadt waren der 2. und 3. Mai 1813, wo die bei Lützen geſchlagenen Verbündeten ihren Rückzug über Pegau nahmen. Die ganze Stadt glich einem großen Lazarethe: die Kirchen, die Häuſer, der Markt, der Kirchhof lagen gedrängt voll Verwundete. Ueberall ſtanden Tiſche, woran verbunden ward; gleichwohl fehlte es an Chirurgen. Auf dem Rathhauſe geſchahen täglich gegen 40 Amputationen. Viele ſtarben unter den Händen der Aerzte, und wurden ſchichtweiſe auf einem Marktkarren nach dem Gottesacker gefahren. — Damals wurde auch der in der Lützener Schlacht gebliebene Prinz Karl von Heſſen-Homburg in hieſiger Hauptkirche beigeſetzt, nach einigen Wochen jedoch von hier weg in ſeine Heimath geſchafft, — wonach die falſche Angabe in Engelhardt's Vaterlandskunde zu berichtigen iſt. — Im Sept. und Oct. deſſelben Jahres begann für die Stadt eine zweite Unglücksperiode, welche je länger, deſto drückender war.

Bemerkt zu werden verdient endlich noch, daß von hohen Monarchen Karl XII. (Mai 1707), Friedrich der Große (Sept. 1757) und im Jahre 1813 drei Kaiſer hier ihr Hauptquartier hatten. — Sogar die 12 Apoſtel haben einmal hier übernachtet, — nämlich die ſilbernen, welche die Preußen (1758) hier durchbrachten.

K—ſch.

Johann Adam Hiller,

Herzogl. Kurländiſcher Kapellmeiſter und Muſikdirector an der Thomasſchule zu Leipzig.

Dieſer verdienſtvolle Mann ward am 28. Dec. 1728 in Wendiſchoſſig bei Görlitz, wo ſein Vater Schulmeiſter war, geboren. Er war 6 Jahre alt, als er den Vater durch den Tod verlor. Der Nachfolger des Verſtorbenen, Abraham Berndt, nahm ſich des verwaiſ'ten Knaben an, und ertheilte ihm den erſten Unterricht auf dem Clavier und der Violine. In ſeinem 12. Jahre kam der junge Hiller auf das Gymnaſium nach Görlitz, wo er wegen ſeiner guten Stimme in das daſige Singechor aufgenommen wurde, in welchem er fünf Jahre verweilte. Seine drückende Armuth nöthigte ihn, ſich nebenbei ſeinen Unterhalt bis zum Jahre 1747 durch Abſchreiben zu erwerben. In dieſem Jahre bezog er die Kreuzſchule in Dresden, wo der berühmte Cantor und Muſikdirector Gottfried Auguſt Homilius ſein Lehrer in der Tonkunſt ward, und er ſeinen Geſchmack und ſeine Kenntniſſe durch Anhörung der Haſſeſchen Opern und durch das Studium der Partituren derſelben, die ſich der fleißige Jüngling meiſtens zur Nachtzeit abſchrieb, zu bilden und zu erweitern Gelegenheit fand. Vier Jahre ſpäter begab er ſich auf die Univerſität Leipzig, um ſich hier der Rechtswiſſenſchaft zu widmen, nahm aber auch an dem öffentlichen Concert daſelbſt als Baßſänger und Flötiſt Antheil, ſetzte mehre Muſikſtücken und fuhr fort, die Theorie der Tonkunſt zu ſtudiren. Sein abermaliger Aufenthalt in Dresden, wohin er im Jahre 1754 als Hofmeiſter bei dem jüngern Grafen von Brühl ging, gab ihm von neuem Gelegenheit, treffliche Tonwerke zu hören, und ſeiner Vorliebe für dieſe Kunſt zu gnügen. Mit ſeinem Zögling im Jahre 1758 nach Leipzig zurückgekehrt, componirte er hier Gellerts geiſtliche Oden und gab 1760, nachdem er einen Ruf nach Petersburg abgelehnt und ſeine Hofmeiſterſtelle niedergelegt hatte, den „Muſikaliſchen Zeitvertreib," die erſte periodiſche Schrift dieſer Art in Teutſchland, heraus. Im Jahre 1763 ward Hiller als Director des 1741 von dem Kaufmann Zehmiſch begründeten großen Concerts angeſtellt, und machte ſich dabei durch eine verbeſſerte Einrichtung deſſelben ungemein verdient. Auch wurde er 1771 der Stifter einer Singſchule für Frauen, in welcher viele ausgezeichnete Sängerinnen gebildet wurden. Seine Schülerinnen waren unter andern Corona Schröter und Gertrud Eliſabeth Schmähling, deren Ruhm als Madame Mara nachher faſt alle Hauptſtädte Europa's erfüllte. Letztere kam mit ihrem Vater, Stadtmuſicus zu Kaſſel, dem ſie 1749 geboren wurde, als ein armes Mädchen nach Leipzig, fand bei Hillern Aufnahme und Unterricht und that unter ſeiner Leitung die erſten öffentlichen Schritte auf ihrer nachher ſo glänzenden Laufbahn.

Ein noch größeres Verdienſt, das zugleich Hil-

Digitized by Google

lers Namen unvergänglich macht, erwarb er ſich, von dem Schauſpieldirector Koch dazu veranlaßt, durch die Compoſition teutſcher Operetten, wozu ihm der beliebte Schriftſteller und Dichter Chriſtian Felix Weiße (Verfaſſer des Kinderfreundes) die Texte lieferte. Auf dieſe Art entſtanden mehre, noch jetzt nicht vergeſſene Singſpiele: „Die verwandelten Weiber,“ nach dem Franzöſiſchen von Weiße bearbeitet, war das erſte derſelben und fand allgemeinen Beifall. Das Liedchen: „Ohne Lieb' und ohne Wein ꝛc.“ ward bald teutſches Volkslied und die Melodie in Frankreich und Italien nachgeſungen. Nach einigen andern Verſuchen ähnlicher Art folgten „Die Jagd“ und „der Aerndtekranz ꝛc.“ Erſtere hat ſich noch bis in unſeren Tagen auf der Bühne erhalten und wird ſtets und überall gern geſehen und gehört werden. Erſt als ſie das achtzehnte Mal in Leipzig aufgeführt wurde, war Hiller dabei gegenwärtig, und konnte nur durch freundſchaftliche Gewalt dazu gebracht werden, das Theater zu beſuchen. Die raſtloſe Arbeit hatte ihn ¾ Jahr auf ſeinem Zimmer zurückgehalten und zum Hypochondriſten gemacht. Der Klavierauszug ſeiner Jagd wurde in 6000 Exemplaren gedruckt, und ungeachtet dieſer ſtarken Auflage des Werks bald völlig vergriffen. Der Compoſiteur bekam für ſein Manuſcript 50 Thaler, der Dichter — Nichts! So befand ſich Hiller bei einem kleinen Gehalt als Concertdirector in ſehr beſchränkten Verhältniſſen, welche dadurch, daß ihm der Magiſtrat das Amt eines Muſikdirectors an der Neukirche übertrug, einigermaßen verbeſſert wurden. Hillers Ruhm hatte ſich bereits auch außerhalb der Grenzen ſeines Vaterlandes verbreitet, und dies veranlaßte den damaligen Herzog von Kurland, ihn nach Mitau zu berufen, um ſeine Kapelle neu zu organiſiren. Hiller reiſ'te in Begleitung zweier ſeiner vorzüglichſten Schülerinnen, der Schweſtern Podleska, dahin ab und entledigte ſich des erhaltenen Auftrags zur Zufriedenheit des Herzogs, der ihn reich belohnt entließ und 1784 zu ſeinem Kapellmeiſter ernannte. Im J. 1788 übertrug ihm der Stadtrath zu Leipzig, nachdem Doles ſein Amt als Cantor an der Thomasſchule und Muſikdirector der beiden Hauptkirchen niedergelegt hatte, deſſen Stelle, und Hiller machte ſich auch hier, durch die Bildung des Thomanerchors im Geſange, durch Einführung beſſerer Melodien, und durch die Aufführung großer und gehaltvoller Muſikwerke aus älterer und neuerer Zeit ungemein verdient. Er ſchrieb ſelbſt ein Choralbuch, welches in vielen Kirchen Sachſens eingeführt wurde, ingleichen Anweiſungen „zum muſikaliſch richtigen“ und „zum muſikaliſch zierlichen Geſange.“ Jüngere Muſiker, die ſich ſeines Raths und ſeiner Belehrung bedienten, nannten ihn dankbar: „Vater Hiller“, mit welchem Namen ihn auch Naumann bezeichnete. Ihm verdankt Teutſchland die Bekanntſchaft mit Händels Meiſterwerk: „der Meſſias,“ das er in Leipzig, Breslau, Berlin und Hamburg mehrmals und mit dem größten Beifall aufführte; auch Mozarts Schwanengeſang, das Requiem, ward zuerſt in Leipzig von ihm, zum Beßten der Wittwe des Meiſters, zur Aufführung gebracht. Er ſchrieb die Partitur eigenhändig ab und ſetzte auf den Titel mit zollhohen Buchſtaben: Opus summum viri summi W. A. Mozart.

Hiller ſtarb, nachdem er 5 Jahre vorher ſein Amt niedergelegt hatte, am 16. Juni 1804 an Altersſchwäche. An ſeinem Grabe ſang der Thomanerchor ſeine treffliche Motette: „Alles Fleiſch iſt wie Gras ꝛc.“ und an ſeinem hundertjährigen Geburtstage errichteten ihm drei ſeiner Schülerinnen, die Schweſtern Podleska, ein Denkmal in den Anlagen vor der Thomasſchule in Leipzig. H—bt.

Die neue Hauptwache in Dresden,

deren Anſicht dieſem Hefte beigefügt iſt, gehört ſowohl ihrer Anlage als ihrer Ausführung nach zu den ſchönſten und großartigſten Bauwerken, welche in neuerer Zeit zu Dresden entſtanden ſind. Vor dem ſiebenjährigen Kriege befand ſich das Hauptwachgebäude auf dem Neumarkte, wo es ſeinen Standpunkt unmittelbar vor der Frauenkirche zwiſchen der Pirnaiſchen Gaſſe und der Auguſtusſtraße hatte. Dieſes in ſeiner Art prächtige Gebäude, worin auch ein Betſaal für die Garniſon angebracht war, wurde von dem König Friedrich Auguſt dem Starken im J. 1715 ſtatt des frühern unanſehnlichen hölzernen Wachhauſes aufgeführt, durch das preußiſche Bombardement im Jahre 1760 aber völlig zerſtört. Nach dem Frieden wurden von verſchiedenen geſchickten Architekten, namentlich dem Cabinetsminiſter von Gersdorf, Hofbaumeiſter Hölzer und dem nachherigen Oberlandbaumeiſter Schuricht, Riſſe und Anſchläge zu einem neuen Gebäude, welches der Frauenkirche gegenüber zwiſchen der Moritzſtraße und der königl. Gemälde-Galerie errichtet werden und die Sitzungszimmer und Canzleien der höhern Militairbehörden in ſich faſſen ſollte, entworfen; allein die Ausführung ward von einer Zeit zu der andern verſchoben, und die im Jahre 1736 entſtandene Galeriewache im italiäniſchen Dörfchen am königlichen Schloſſe mußte bis zum Jahre 1806, wo ſie abgetragen ward, die Stelle der Hauptwache vertreten.

Auf dem Platze der letztern ſollte, nach der Angabe des Obriſten Menke, der neue Bau ſich erheben, und ſchon war hier der Grund dazu angelegt worden, als der Ausbruch des franzöſiſchen Kriegs die Fortſetzung des angefangenen Werks hinderte. Im April 1830, alſo nach 24 Jahren, ward der Bau wieder vorgenommen, und, nach den Riſſen des königl. preußiſchen Geheimenraths und Oberbaudirectors Friedrich Schinkel, im Jahre 1833 zu Stande gebracht. Mit der Leitung des Baues waren der Obriſtlieutnant Ullrich und der Profeſſor Joſeph Thürmer beauftragt. Die reiche Bildhauerarbeit iſt von dem Profeſſor und Hofbildhauer Pettrich und dem Bildhauer Herrmann, einem Schüler des berühmten Thorwaldſen, gefertigt. Das Standbild der Saxonia in dem Giebelfelde der Vorderſeite iſt von Herrmann, das des Mars in dem Frontiſpice der Rückſeite von Pettrich gearbeitet. Die ſechs ioniſchen Säulen der vordern Anſicht ſind jede aus einem Stück gefertigt. H—bt.

Hierzu als Beilagen:

1) Delitzſch. 2) Johann Adam Hiller. 3) Die neue Hauptwache in Dresden.

Verlag von Eduard Pietzſch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Digitized by Google

II 14 — Nach der Natur gez. u. lith. von C. W. Arldt — B. III.

Die neue Hauptwache in Dresden.

Digitized by Google

Digitized by Google

IV.13 — Nach der Natur gez. von C. Richter, lith. von C.W. Arldt — 61

Ebersdorf,

im reussischen Voigtlande.

Digitized by Google

SAXONIA.

Muſeum für ſächſiſche Vaterlandskunde.

№ 15. Jeden Monat erſcheinen 2 Lieferungen. IV. Bd.

Ebersdorf,

im obern Theile des Reußiſchen Voigtlandes, 2 Meilen von Schleiz, 7 Meilen von Gera, 1 Stunde von Lobenſtein, in einer ſehr freundlichen Gegend am Fuße des Frankenwaldes gelegen, verdient beſonders als Reſidenz des Fürſten Reuß-Lobenſtein-Ebersdorf, Herrn Heinrich 72., welcher zugleich mit dem Fürſten Reuß-Schleiz Mitregent des Fürſtenthums Gera iſt, erwähnt zu werden. Es hatte im Jahre 1833 nach genauer Zählung 1110 Einwohner, welche in etwa 130 Häuſern wohnen. Die Einwohner bilden die mit Einſchluß des Militairs 870 Seelen zählende Hof- und Ortsgemeinde, und eine gegenwärtig 240 Perſonen ſtarke evangeliſche Brüdergemeinde. Ebersdorf iſt der Sitz der fürſtlichen Hofcommiſſion, ſo wie der Kammer-, Steuer-, Forſt- und Bergbau-Direction. Es werden theils ſtädtiſche Gewerbe, theils Landbau daſelbſt getrieben. Durch die vielen zum Theil ſehr geſchmackvollen fürſtlichen Gebäude, und durch die großartigen Häuſer der Brüdergemeinde, die eine beſondere Gaſſe bilden, erhält es ein ſtädtiſches Anſehen, ſo wie auch der Aufenthalt daſelbſt die Vorzüge des Land- und Stadtlebens auf ſeltene Weiſe vereiniget. Der an der Kirche angeſtellte Geiſtliche iſt zugleich fürſtlicher Hofprediger; die Schule beſteht aus zwei Klaſſen mit zwei Lehrern.

Das fürſtliche Reſidenzſchloß, welches gegen Ende des 17. Jahrhunderts von Heinrich 10. erbaut und von deſſen Sohne Heinrich 29. vergrößert und verſchönert wurde, hat eine ſehr elegante und vorzüglich geſchmackvolle Einrichtung. Bemerkenswerth ſind in demſelben eine anſehnliche Bibliothek, mit vielen neuen, beſonders ausländiſchen Schriften und koſtbaren Kupferwerken, eine ausgezeichnete und ſtarke Sammlung von Kupferſtichen und ſchönen Lithographien, ein ornithologiſches Cabinet; außerdem enthält das Schloß viele andere ſeltene und ſehenswerthe Kunſtgegenſtände, unter denen eine vorzüglich ſchöne Spieluhr zu bemerken iſt. — Aeußerſt geſchmackvoll und freundlich ſind die Umgebungen des Schloſſes. Baumgruppen und Blumenpartien wechſeln mit Buſchwerk und Raſenplätzen und gewähren viele ländlich ſchöne Anſichten. Der fürſtliche Kunſtgarten iſt mit mehren Glas- und Treibhäuſern, einem Ananashauſe und mit einer großen Auswahl von exotiſchen Gewächſen verſehen; er hat außerdem eine ſehr ausgezeichnete Orangerie, welche unter der Leitung eines thätigen und geſchickten Hofgärtners vortrefflich gedeiht. Weſtlich von der Reſidenz liegt der Park oder die Plantage, eine ausgebreitete, eben ſo geſchmackvolle als gut gehaltene Anlage, in deren Bereich ſich eine nicht unbedeutende Faſanerie befindet.

Auch von den ferneren Umgebungen Ebersdorfs verdienen einige genannt zu werden. Auf einer anmuthigen, eine freie Umſicht gewährenden Anhöhe an der Chauſſee zwiſchen Ebersdorf und Lobenſtein liegt die Bellevue, aus einem in gutem Style erbauten Pavillon beſtehend. Südlich von Ebersdorf befindet ſich der Heinrichſtein, eine höchſt romantiſche Felſenpartie von ſeltener Schönheit und Kühnheit, an ſeinem Fuße von der Saale umſpült und von der Kunſt zu angenehmen Spaziergängen umgeſtaltet. Vom Gipfel des Heinrichſteins hat man eine freundliche Ausſicht in das Saalthal mit ſeinen Eiſenhämmern und Dörfern, auf die gegenüber liegenden Berge des Frankenwaldes und beſonders auf Waidmannsheil, ein fürſtliches Jagdſchloß, jenſeits der Saale auf einer mäßigen Anhöhe gelegen, in alterthümlichem Styl erbaut und mit vieler Pracht und Eleganz eingerichtet. Hinter Waidmannsheil erhebt ſich der Marienſtein, deſſen Erſteigung durch eine weite Fernſicht belohnt wird. Weiter in den Frankenwald hinein liegt die Eremitage oder Jägersruhe. — Bemerkt zu werden verdient, daß alle Anlagen um Ebersdorf in dem beſten Zuſtande ſind und mit großer Sorgfalt erhalten werden; die Liberalität des Fürſten erlaubt gern den Eintritt in den Garten und in die Anlagen; auch das Reſidenzſchloß mit ſeinen zahlreichen Merkwürdigkeiten wird oft von Reiſenden beſehen.

Ebersdorf war bis zum Jahr 1687 der Sitz einer adeligen Familie. Als aber in dieſem Jahre der bisherige Beſitzer Friedrich von Magwitz ohne Lehenserben ſtarb, fiel es an den Landesherrn und wurde für den damals noch minderjährigen Herrn Heinrich 10. zu Lobenſtein beſtimmt, der, wie ſchon erwähnt, den Schloßbau daſelbſt anfing und es zu ſeiner Reſidenz erwählte. Es beſtand zu ſeiner Zeit außer dem Ritterſitze und dem dazu gehörigen Vorwerke nur aus wenigen Häuſern. Beſonders unter Heinrich 24. und Fürſt Heinrich 51. gelangte es zu ſeiner jetzigen Größe.

Unter Graf Heinrich 29. wählten einige Mähriſche Brüder und Mitglieder der damals ſchon beſtehenden evangeliſchen Brüdergemeinde zu Herrnhut, mit Bewilligung des erwähnten Landesherrn, welcher mit dem Grafen Zinſendorf in näherer Verbindung ſtand, Ebersdorf zu ihrem Aufenthalt und feſten Wohnſitz. Schon gegen das Jahr 1736 wuchs die Anzahl der Mitglieder der hieſigen Brüdergemeinde bedeutend; ſpäter erhielt ſie einen eignen Prediger, da ſie bisher ihren Gottesdienſt gemeinſchaftlich mit der Hofgemeinde gehabt hatte; im Jahre 1751 erlangte die Brüdergemeinde die landesherrliche Conceſſion, ihre Gebäude und Anſtalten für öffentlich erklären, ſich ihrer Liturgie bedienen, alle Gewerbe unter gewiſſen Bedingungen frei treiben und für dieſe Freiheit ſelbſt, ſtatt der ſonſt gewöhnlichen Abgaben, nur einen gewiſſen Canon entrichten zu dürfen. Auch in ihr finden ſich die bekannten, in allen Brüdergemeinden gleichen, trefflichen Einrichtungen, ſchöne Gebäude, reinliche Straßen, gut gehaltene Gärten

Digitized by Google

u. ſ. w. Die Gemeinde treibt gegenwärtig in Material-, Schnitt- und Modewaaren ausgebreitete Handlung. Erſt neuerlich wurde eine Fabrik für Tuch und Flanell errichtet. Von einzelnen Mitgliedern werden noch andere Fabrikgeſchäfte betrieben. Im Schweſternhauſe befindet ſich eine Erziehungsanſtalt für kleinere Mädchen und eine Bildungsanſtalt für erwachſenere. Einer der Vorſteher der Gemeinde beſitzt eine ſehenswerthe Sammlung naturhiſtoriſcher und alterthümlicher ausländiſcher Kunſtgegenſtände, verbunden mit einer nicht unbedeutenden Münzſammlung, welche häufig von Fremden beſucht wird. — Der Gottesacker der Brüdergemeinde iſt eine freundliche Anlage unſern Ebersdorf. — A...i.

Delitzſch.

(Beſchluß.)

Auch die Begräbniß- oder Marienkirche hatte ſonſt einen beſondern Katechismusprediger, deſſen durch die Herzoginn Henriette Charlotte gegründete Stelle jetzt dem zweiten Diakonus mit übertragen iſt.

Als gemeinnützige Stiftung verdient das Hospital zu St. Georg genannt zu werden, deſſen Entſtehung ſchon vor dem 14. Jahrhunderte zu ſuchen iſt. Im Jahre 1391 wurde es vom Markgrafen Wilhelm mit 4 Hufen auf dem Sande beſchenkt, und nun an dieſer Stelle der Bau eines neuen Hauſes begonnen, welches, großentheils durch Almoſen errichtet, nur unanſehnlich ausfiel. Mit demſelben wurde zwei Jahre ſpäter eine Kapelle (zu St. Fabian und Sebaſtian) verbunden, welche derſelbe Markgraf mit Getraide- und Geldzinſen belieh. Zwei Kapellane waren zum Dienſte derſelben beſtimmt. Da die Kapelle gegen den Anfang des 16. Jahrhunderts zu verfallen drohte, wurde ſie (1516) mit erzbiſchöflicher Erlaubniß auf gemeinſchaftliche Koſten maſſiv und größer wieder hergeſtellt.

Das Schulweſen der Stadt hat ſeit zwei Jahrzehnden große Verbeſſerungen erfahren. Die jetzige Knabenſchule, mit vier Schulſtuben und Wohnungen für den Rector und Cantor, wurde 1826 und 27 von Grund aus — nicht auf der Stelle der früheren — maſſiv und zweckmäßig erbaut. Die alte, ſchon 1434 ebenfalls maſſiv erbauete, am Kirchhofe gelegene Schule riß man nieder, und benutzte einen Theil des dadurch gewonnenen Platzes zur Erbauung einer dritten Lehrerwohnung. Die Mädchenſchule iſt ſeit drei Jahren auch umgebaut, vergrößert, mit zwei Schulſtuben und Wohnungen für die beiden an ihr wirkenden Lehrer verſehen worden. —

Das Rathhaus, auf welchem jetzt das königliche Land- und Stadtgericht ſein Geſchäftslokal hat, wurde im J. 1474 ganz neu erbaut, und war für jene Zeit gewiß ein ſtattliches Gebäude. Im Anfange dieſes Jahrhunderts hat es einen Umbau erfahren, und dabei ſeinen alterthümlichen Thurm, ſeine gothiſchen Erker und Verzierungen verloren.

Unter den ſtädtiſchen Gewerben blühete hier einſt die Tuchweberei und die Manufactur wollener Strümpfe. Mit letzteren wurden nicht allein die Leipziger Meſſen verſorgt, auch nach der Schweiz und nach Amerika verſendete man viele derſelben. Jetzt ſind beide Nahrungszweige tief geſunken. Dagegen giebt es hier eine nicht geringe Zahl ausgezeichneter Künſtler und Handwerker: Orgelbauer, Gold- und Silberarbeiter, Vergolder, Porzellanmaler, Tiſchler, Lohgerber u. a. Mehre Bürger treiben zugleich Feld- und Gartenbau; das ihnen gehörige Ackerland umfaßt 2600 Magdeburger Morgen. — Auch hat die Stadt 2 Apotheken und eine ſchon über 200 Jahre beſtehende Buchdruckerei.

Das hieſige Bier, „Kuhſchwanz“ genannt, war ſonſt weit berühmt und wetteiferte mit dem Merſeburger. Jetzt wird die Braunahrung durch einen Pachter betrieben, aber durch die Verhältniſſe ſehr niedergedrückt.

Zu Delitzſch werden jährlich 3 Jahrmärkte gehalten. An einem derſelben, dem Petri- Pauli-Markte, war bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts der ſogenannte Adelstanz, ein Ueberreſt des Mittelalters, gewöhnlich. Wie es dabei bisweilen zugehen mochte, erſieht man aus einer vom Herzoge Friedrich Wilhelm, dem damaligen Adminiſtrator, im J. 1601 erlaſſenen „Verordnung für den Delitzſcher Adeltanz“, durch welche das Schreien, Zanken, Abreißen der Hauben und dergleichen ſtreng verboten wurde.

Noch bemerken wir, daß Delitzſch der Sitz eines königl. Landrathes und eines Poſtamtes iſt.

Doch wie könnten wir unerwähnt laſſen, daß Delitzſch auch die Vaterſtadt vieler ausgezeichneten Männer iſt? — Aus der langen Reihe derſelben nennen wir nur folgende: den Prof. der griechiſchen Sprache und Mathematik, M. Erasmus Schmidt; den M. Johann Kühn, der ſich in der Zeit des 30jährigen Krieges um die Schulpforte als deren Rector ſehr verdient machte; den als Herausgeber des Celſus bekannten Dr. Karl Chriſtian Krauſe, Prof. der Anatomie und Therapie zu Leipzig; den Dr. Karl Chriſtian Palmer, Prof. der Theologie, Superintendent und großherzoglicher Geheimerath zu Gießen (geb. d. 2. Mai 1759, geſt. d. 7. Juli 1838); endlich den noch lebenden, durch ſeine Reiſen nach Aegypten und in das weſtliche Aſien berühmten Naturforſcher Chriſtian Gottfried Ehrenberg (geb. d. 19. April 1795). —

Schlüßlich ſey es uns erlaubt, einige Worte über den Delitzſcher Kreis zu ſagen. Er ſteht unter dem Oberlandsgerichte zu Naumburg, und wurde größtentheils aus den ſonſt königlich ſächſiſchen Aemtern Delitzſch und Eilenburg gebildet. Begränzt wird er vom Königreiche Sachſen, dem Saalkreiſe, dem Merſeburger, Bitterfelder und Torgauer Kreiſe. Bei einem Flächengehalte von 14 Quadratmeilen umfaßt er 3 Städte (Delitzſch, Eilenburg, Landsberg), 164 Dörfer mit 48 Rittergütern.

Der Kreis iſt faſt ganz eben; nur bei Eilenburg und Landsberg erheben ſich einige Hügel. Der Boden iſt ſehr fruchtbar, ächtes Waizenland. In einigen Gegenden wird der Kümmelbau ſtark betrieben. Die Viehzucht iſt beträchtlich, namentlich die Schaafzucht auf einigen Rittergütern (z. B. Döbernitz und Hohenroda) ſehr veredelt.

Der einzige bedeutende Fluß des Kreiſes iſt die Mulde. K—ſch.

Digitized by Google

Digitized by Google

IV 15 — Nach der Natur gez. von A. Arrigoni, lith. von C. W. Arldt — B. II

Die Kunigunden-Kirche in Rochlitz.

Digitized by Google

Die Kunigundenkirche in Rochlitz.

Schon die beiden rieſigen Zwillingsthürme des Rochlitzer Schloſſes, die alten Rochlitzer Jupen, dieſe einſt in ganz Sachſenland gefürchteten Wahrzeichen des Zwickauer Muldenthales, ſind dem Fremdling ein Gegenſtand ernſter Betrachtung.

Aber überraſchender und ergreifender noch iſt der Anblick, wenn man durch das alte, theilweiſe bereits abgetragene Unterthor in die Stadt Rochlitz eintritt. Unwillkührlich wendet ſich das Auge rechts auf ein zwar düſtres, aber majeſtätiſches Gebäude mit hohen Strebepfeilern und Bogenfenſtern, mit einem herrlichen Portale und ſinnigem Bildwerk verziert.

Wir ſehen die Kunigundenkirche vor uns, ein ſchönes Denkmal der Vorzeit und altteutſcher Kunſt, im ſeltſamen Kontraſt ſeines feierlichen, melancholiſchen Ernſtes mit der lachenden Umgebung, den lichten, freundlichen Gebäuden einer jüngeren Zeit.

Wann und von Wem dieſe Kirche gegründet worden ſey, iſt völlig unbekannt. Der Sage nach ſoll ihr Bau bereits im J. 1016 begonnen haben, und gemeinhin nennt man Kaiſer Heinrichs II. Gemahlinn Kunigunde als Stifterinn, welcher ſie auch gewidmet iſt. So viel iſt gewiß, daß ſie in ihrer jetzigen Geſtalt erſt im 15. Jahrhundert entſtanden ſeyn kann, da ſich der altteutſche Bauſtyl, in welchem ihr Schiff und Chor ausgeführt iſt, erſt um dieſe Zeit vollkommen entwickelt hatte. Auch ſoll der letztere allerdings erſt im J. 1416 ganz neu erbaut worden ſeyn. Dagegen mußten die 2 Thürme auf der Vorderſeite, welche durch den großen Brand im Jahre 1681 zerſtört wurden, ſich noch vom alten Baue erhalten haben, weil von ihnen geſagt wird, daß ſie denen am Dome zu Bamberg ähnlich geweſen ſeyen, dieſer aber aus dem 11. Jahrhundert ſich herſchreibt.

Statt dieſer 2 Thürme erhebt ſich gegenwärtig und ſeit erwähntem Brande, der faſt die ganze Stadt einäſcherte, nur ein einziger auf einem Vorbau, welchen zu beiden Seiten 2 kleine vierſeitige Helme bedecken. Aber auch dieſer Thurm mußte nach dem Brande des Jahres 1804 größtentheils abgetragen und von Neuem wieder aufgebaut werden.

Die Größe der Kirche iſt nicht bedeutend, da ſie ihrer Anlage zufolge nur zu einer Kapelle beſtimmt war. Man vermißt das Kreuz, die Grundform der Kirchen, und Schiff und Abſeiten ſind in einem faſt gleichſeitigen viereckigen Raume eingeſchloſſen. Ihre ganze Länge vom Vorbau bis zum Schluß des Chors beträgt 81, ihre Breite 36 und die des Chors und Mittelſchiffs 18 Ellen. Aber dieſes geringen Umfangs ungeachtet hat doch ihr unbekannter Baumeiſter durch Symmetrie und richtige Stellung der einzelnen Theile eine große Wirkung hervorzubringen gewußt.

Vorzüglich großartig erſcheint die Mittagsſeite des Schiffs mit dem den Haupteingang bildenden Vorbau. Die mäßig verzierte Pforte befindet ſich in dem mittelſten der drei durch vier Strebepfeiler gebildeten Felder; die Glieder der Gewände ziehen ſich in den Spitzbogen hinauf, wo ſie nach einem ausgeſchweiften Bogen ſich in der Mitte vereinigen. Nicht, wie gewöhnlich, Laubbüſchel, ſondern liegende Engel verzieren die äußere Seite des Bogens, und gegeneinander geſtellte Engelsköpfe bilden eine Verzierung in dem Felde über der Pforte. Von gut gearbeiteten Baldachinen bedeckt ſtehen zu den Seiten die Standbilder Heinrichs II. und ſeiner Gemahlinn Kunigunde. Die Verzierungen des obern Feldes bilden drei auf ein zierliches Geſims geſtellte Bogen, deren Pfeiler in Spitzſäulen auslaufen.

Die beiden Nebenfelder nehmen zwei hohe Fenſter ein, deren ſchlank emporſtrebende Schenkel ſich mannichfach verzweigen und ſinnreiche Verzierungen bilden.

Die Mauern des Chors ſind an den langen Seiten und an den Ecken des fünfſeitigen Vorſprungs mit Strebepfeilern verſtärkt, und gleich hohe, nur etwas ſchmälere Fenſter, als im Schiff, nehmen die durch die Pfeiler gebildeten Felder ein.

Nicht minder feſſelt uns im Innern das ſchöne, künſtlich durchkreuzte Gewölbe, die hohen Fenſter des fünfſeitig ſich ſchließenden Chors, welche in den einfachen Roſen ihrer Spitzbogen noch einige alte Glasmalereien enthalten, und im Chore ſelbſt der Altar, ein noch wohlerhaltenes Werk mittelalterlicher Kunſt. Er läßt ſich dreimal verändern und 2 Thürflügel auf jeder Seite dienen zur doppelten Deckung des mittleren Theiles. In dieſem befindet ſich die Hauptvorſtellung, aus 4 Standbildern in Lebensgröße beſtehend. In der Mitte ſtehen Kaiſer Heinrich II. und ſeine Gemahlinn, das Modell einer Kirche vor ſich haltend, vielleicht eine Anſpielung auf die ihr zugeſchriebene Gründung. Zur Seite Heinrichs zeigt ſich ein Heiliger mit einer Lanze, zur Seite Kunigundens eine Frau, 2 Kinder in den Armen haltend. Die beiden Flügel, welche dieſes Mittelfeld des Altars ſchließen, ſind mit zartem vergoldeten Schnitzwerk und mit Gemälden bedeckt, theils bibliſche Geſchichten, theils Scenen aus dem Leben der heil. Kunigunde darſtellend. Auch das über dem Altar aufgeſtellte Sprengwerk iſt durch Standbilder und Spitzſäulen reich verziert.

Der Singchor mit der Orgel, dem Altar gegenüber, nimmt die ganze Breite des Mittelſchiffs ein. Die hohe zur Andacht ſtimmende Halle wird durch vergitterte, zum Theil mit bunten Wappenſchildern prunkende Emporkirchen, die gleich einer Reihe Vogelbauer an den Wänden aufgehängt ſind, entſtellt.

Dieſe traurigen Pfuſchereien, durch welche ſeit der Reformation mancher ehrwürdige Tempel entheiligt wurde, abgerechnet, bleibt die Kunigundenkirche zu Rochlitz immer ein ſchönes Monument, an welchem wir die Kraft, Gemüthlichkeit und Kunſtfertigkeit der vormaligen daſigen Steinmetzen anerkennen müſſen. Denn das ganze Gebäude, den reſtaurirten 120 Ellen hohen Thurm und Vorbau ausgenommen, iſt aus Rochlitzer Quadern und behauenen Steinen aufgeführt, und wir können daher das Heiligthum nicht verlaſſen, ohne dieſer alten Kunſtgenoſſenſchaft noch mit wenigen Worten zu gedenken.

Daß die Porphyrbrüche des Rochlitzer Waldes ſchon ſehr früh gangbar geweſen und zu Bauſteinen und Werkſtücken benutzt worden ſeyen, beweiſen nicht nur manche alte Gebäude in Rochlitz ſelbſt, ſondern auch die Schlöſſer und Kirchen der Umgegend, wie zu Kolditz, Grimma, Leipzig, hier z. B. die Pleißenburg, das vormalige Paulinum, ſowie zu Mittweida, Penig, Wechſelburg, Kriebſtein, Gnandſtein u. ſ. w. (Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Wildenfels.

In einem jener lieblichen und bevölkerten Thäler, welche in labyrinthiſcher Windung und Verzweigung die öſtlichen Gebirgsabhänge oberhalb Zwickau durchſchneiden, erhebt ſich, wie die meiſten unſerer vaterländiſchen älteren Burgen, auf einem ſchmalen, halbinſelförmigen Vorſprunge das Schloß Wildenfels mit dem gleichnamigen Städtchen, die Reſidenz der Grafen zu Solms-Wildenfels, ziemlich in der Mitte zwiſchen Schneeberg und Zwickau einerſeits von S. nach N., wie gleichweit von Hartenſtein und Wieſenburg anderſeits von O. nach W., ſtill und verborgen zwar, und nur ſeiner nächſten Umgebung ſich erfreuend, einer Umgebung aber, welche, durch die Hand der Kunſt verſchönt, alle Beſchränkung der Ausſicht vergeſſen lehrt. Denn zu beiden Seiten von anſehnlichen Höhen geſchirmt, ſieht man hier noch im erwachenden Lenz die reizende Miſchung der dunkeln Fichten und Tannen, mit dem abwechſelnden Grün der Laubgehölze, welche weiter oben im nahen Hochland ſo gänzlich verſchwinden. Ein friſcher duftiger Pflanzenwuchs überkleidet Berg und Thal, hohe Gebüſche begränzen den blumigen Wieſengrund, den anmuthige Pfade zur Seite eines rauſchenden Baches durchſchlängeln, und mitten im Grunde ſteigt von ſteiler Terraſſe empor die ſtattliche Grafenburg mit ihren hohen am jähen Abgrund hängenden Giebeln und Erkern. Glänzend im Sonnenſchein, wie eine zackige Gletſcherwand hoch über der Alpenmatte, leuchtet ſie im ſcharfen Umriß aus dem grünen Vorgrund dem Wandrer entgegen. Beflügelten Schrittes eilt er heran und auf Schattengängen zur Höhe hinauf, wo ihn eine ganz andere Scene erwartet und eine ländliche Flur mit Gärten, Wieſen, Hecken und üppigem Buſchwerk zu ſeinen Füßen liegt.

Das Schloßgebäude beſteht aus 2 Abtheilungen, jede mit einem beſonderen Hofe. Sie tragen beide das Gepräge der Zeit in ihrer Bauart, die eine in den antiken und eckigen Formen des Mittelalters, die andere in der Leichtigkeit und Zierlichkeit des modernen Geſchmacks. Auch finden ſich im hintern Schloſſe noch Ueberreſte von Mauerwerk, welches von der uranfänglichen Begründung der Burg herzurühren ſcheint. Die gräflichen Zimmer ſammt der Canzlei und Bibliothek befinden ſich im vordern Schloſſe, zu welchem von der Stadt aus eine lange Auffahrt führt.

Dieſe ſchließt ſich hiermit unmittelbar an das Schloß an, liegt auch auf derſelben ſchmalen Hügelzunge, welche ſich weſtlich in den ſteilen Abhang des Schloßbergs verläuft und das enge Seitenthal bildet, in welchem der Härtensdorfer Bach dem Hauptthal von N. her zugeführt wird.

Sie zählte im Jahre 1837, 2 Gaſthöfe und 2 Mühlen eingeſchloſſen, 150 Wohnhäuſer und 1200 Einwohner, welche ſich hauptſächlich von Weberei und Strumpfwirkerei nähren. An der Kirche, in welche bloß die Dörfer Friedrichsthal und Neuſorge eingepfarrt ſind, iſt ein Pfarrer (Hofprediger) und ein Diaconus angeſtellt. Sie hat, außer einem Altargemälde von dem hier gebürtigen Maler Vogel, ſo wenig, als die Stadt, etwas Merkwürdiges aufzuweiſen.

Wohl aber vermag die ganze Umgegend den Naturfreund ſowohl, als den Forſcher rückſichtlich der hieſigen Kalk- und Marmorbrüche zu intereſſiren.

Verſunken in Erinnerung an die große Metamorphoſe der Natur, welche hier Myriaden ihrer Geſchöpfe in das eigene ungeheure Beinhaus ihrer Gerippe verwandelte, ſieht er an den Felswänden, an dieſen ewigen Grabmälern der Vorwelt hinauf, an denen mit wunderbaren, aber dem Denker verſtändlichen Zeichen geſchrieben ſteht:

„Hier war vor Jahrtauſenden Meeresgrund! —"

Denn was ſollte die Menge von Terebrateln, Krinoiden, Stylaſtriten und andern foſſilen Muſchelthieren, welche man in dem königlichen ſchwarzen Marmorbruche bei Grünau und in andern Brüchen unfern der Stadt zu beobachten Gelegenheit hat Anderes beſagen? Selbſt das Grauwackengeſtein hieſiger Gegend enthält Spuren organiſcher Weſen, z. B. Calamopora polymorpha, Lithodendron caespitosum und dergl., welche unverkennbar auf eine untergegangene und dermalen tief im Erdenſchooſe begrabene Schöpfung von Pflanzenthieren hindeuten, von welchen ſich kein Exemplar am Leben erhalten hat.

Der hieſige Marmor iſt aſch- und bläulichgrau, auch gelblichweiß und ſchwarz mit weißen Adern und Punkten. In dem königlichen Bruche beim Schießhauſe findet er ſich von ſchöner fleiſchrother Farbe. Er wird zwar häufig zu Monumenten verarbeitet, wie er denn z. B. in dem Mauſoleum zu Zelle bei Noſſen vorzugsweiſe mit benutzt worden iſt, größtentheils aber zu Kalk gebrannt. Denn nicht in allen Brüchen iſt er zur Bildhauerei brauchbar, und große maſſive Stücke oder Blöcke von 4 und mehren Ellen Durchmeſſer ſind überhaupt ſchon ſeltener.

Ueber die Gründung und Erbauung des Schloſſes und des Städtchens Wildenfels iſt durchaus nichts Näheres bekannt. Erſt zu Anfang des 13. Jahrhunderts werden Herren von Wildenfels erwähnt. Als Standesherrſchaft treten ſie erſt mit dem J. 1356 auf, in welchem Hanns und Heinrich Gebr. von Wildenfels, bisher Vaſallen der Burggrafen zu Meißen, ihre Beſitzungen dem Kaiſer zu Lehn antrugen, ſo daß ſie von nun an unmittelbare Reichsherrſchaft wurden. Aber deſſenungeachtet ſuchten und empfingen die ſpäteren Beſitzer die Lehn wieder bei den Burggrafen zu Meißen, mußten auch im J. 1706 nach einem langwierigen, beim Reichskammergericht geführten Prozeſſe die ſächſ. Landeshoheit anerkennen.

Im Jahre 1602 ſtarb das Geſchlecht von Wildenfels mit dem kurfürſtlichen Hauptmann des Voigtlandes, Anarch Friedrich von Wildenfels, völlig aus. Für dieſen Fall hatte der Kurfürſt Auguſt die Herrſchaft ſchon früher im Jahre 1585 den Grafen zu Solms zugeſagt. Dieſe wurden denn auch nach Anarchs Tode mit allen ihren Vettern, Brüdern und Schwerdtmagen zur geſammten Hand damit beliehen und ſind bis auf heute in deren Beſitze verblieben.

B.

Hierzu als Beilagen:

1) Ebersdorf. 2) Kunigundenkirche in Rochlitz. 3) Wildenfels.

Verlag von Eduard Pietzſch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Digitized by Google

IV. 14 Nach der Natur gez. von A. Arrigoni lith. von C. W. Arldt

Schloſs Wildenfels.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

N° 16. B. I.

Schloſs Remiſsa.

Digitized by Google

SAXONIA.

Muſeum für ſächſiſche Vaterlandskunde.

№ 16. Jeden Monat erſcheinen 2 Lieferungen. IV. Bd.

Schloß Remiſſa.

Auf einer Anhöhe am linken Ufer der Zwickauer Mulde, gegen ¾ St. ſtromaufwärts von Waldenburg, liegt zwar ſehr anziehend hinſichtlich ſeiner Umgebung, aber nichts weniger als reizend und einladend in Bezug auf Stellung und Bauart ſeiner Gebäude, das alte fürſtlich ſchönburgiſche Schloß Remſa oder Remiſſen.

Denn was letztere betrifft, ſo ſieht man nur ein trauriges Geniſte vor ſich, ein Reſtchen alten Gemäuers mit neuem Stein- und Holzwerk im widerlichſten Contraſte, ohne alle Symmetrie und ohne die geringſte der Betrachtung würdige Reliquie aus ſeiner Kloſterzeit zuſammengeklebt, kaum ſo weit im baulichen Weſen erhalten, als es dem gegenwärtigen Bedürfniß und namentlich, um das herrſchaftliche Juſtiz-, Forſt- und Oeconomie-Beamten-Perſonal nothdürftig mit Quartier zu verſehen, nur eben genügt.

Von dieſem künſtlichen Conglomerat weggeſehen, erfreuen wir uns der ſchönen Landſchaft, welche am Fuße des Schloßbergs ſich hinbreitet. Sie umfaßt die fruchtbare Muldenaue, dieſen grünen, duftigen Wieſengrund, durchflochten von Fruchtbaumreihen und Laubgebüſchen, durchſchlängelt vom ſaphirnen Faden der Mulde, vom falben Gewinde der Straße gen Glauchau und Hohnſtein, durchzogen von ſchlanken Pappelalleen und im Hintergrunde nach Morgen hin verſchränkt von waldigen Höhen, die einer hohen lebendigen Hecke gleich dieſen großen ländlichen Garten umzäunen.

Und ein fröhliches Leben und Weben ſehen wir in dieſem Garten, mehr als tauſend Menſchenhände regen ſich hier zu graben, zu ſäen und zu pflanzen. Darum leuchtet auch hier und da manch' Hüttchen hervor aus den Zweigen der Blüthengeſträuche, ganz ſonderlich aber drüben das blinkende Schieferdach des Kirchleins zu Oberwinkel über den Wipfeln des fürſtlichen Luſthains von Greenfield. Dorthin vor allen wendet ſich unſrer Sehnſucht Blick, in dieſen gemüthlichen Winkel der waldumkränzten Aue verſetzen wir uns. Dort umfängt uns unter hohem Laubdach ſüße Ruhe, die Sorgen des irdiſchen Lebens ſchwinden, wir fühlen uns leicht und frei. Möge immerhin das Mauſoleum, welches zärtliche Liebe auf jenem Hügel dem Unvergeßlichen weihte, Gedanken des Todes wecken, ſie ziehen ja nicht als Schreckgeſtalten an uns vorüber, ſondern wie die funkelnden Wellen des Baches, der unten durch die Blumen der Wieſe ruhig zu ſeinem Ende, ſeiner bräutlichen Vereinigung mit der Mulde, hinabeilt.

Von dieſem Parke ſtromaufwärts nach Glauchau hin erweitert ſich allmählich das Muldenthal, indeß zugleich die beiderſeitigen Höhenzüge ſich in ſanftere Flächen verlaufen. Näher dem Schloßberge liegt die herrſchaftliche Mühle, und am gegenüberliegenden Ufer der Mulde eine Papiermühle.

Der zum Schloſſe gehörige Flecken Remſa liegt in geringer Entfernung von erſterem an den Hügeln des linken Ufers, zum Theil auch am entgegengeſetzten Bergabhange des rechten Ufers in ſehr zerſtreuten einzelnen Häuſern, deren Bewohner, in Tracht und Sprache ſich mehr zu ihren Altenburger Nachbarn hinneigend, ſich hauptſächlich von Strumpfwirkerei, Weberei und Korbflechten nähren.

In die hieſige, mit dem Schloſſe in ziemlich gleicher Höhe gelegene Kirche ſind aus der Umgegend noch zwölf Dörfer eingepfarrt.

In älteſter Zeit gehörte der Ort mit Zubehör den Herren von Remſa, welche Vaſallen der Grafen von Schönburg waren. Sie traten aber im J. 1280 nach Stiftung eines Benedictiner-Nonnenkloſters, welches ſie reichlich dotirten, einen großen Theil ihrer Beſitzungen an dieſes Kloſter ab. Nach der Reformation wurden dieſe Kloſtergüter zwar vom Kurfürſt Johann Friedrich eingezogen, doch ſpäter einige derſelben wieder an die Herren von Schönburg zurückgegeben.

Gegenwärtig beſteht die Herrſchaft Remſa außer dieſem Flecken nur noch aus 10 Dörfern und 7 Dorfantheilen, und gehört dem Fürſten von Schönburg-Waldenburg.

Die Kunigundenkirche in Rochlitz.

(Beſchluß.)

Die großen Ausweitungen der Porphyr-Brüche deuten auf einen vieljährigen Betrieb derſelben hin, und es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß ſie ſchon im 13. Jahrhunderte viele Steinmetzen herbeigezogen haben mögen. Eine förmliche Innung, eine ſogenannte Steinmetzhütte aber wurde jedenfalls erſt beim Baue der Kunigundenkirche errichtet; wenigſtens findet ſich über eine frühere Exiſtenz keine Nachricht, ſo wie überhaupt ein feſter Verband zwiſchen den verſchiedenen Steinmetzbrüderſchaften der damaligen Zeit nicht denkbar iſt, da dieſer erſt mit der Bildung der ſtädtiſchen Innungen entſtand. Später hielten ſich die Rochlitzer Steinmetzen, wie alle übrigen Steinmetzhütten des Meißner Landes, zur Haupthütte in Straßburg, von welcher ſie auch auf Anſuchen ein gedrucktes Bruderbuch, die Steinmetz-Ordnung vom J. 1563 und eine Abſchrift des kaiſerlichen Confirmationsbriefs vom J. 1621 erhielten. Ungeachtet ſich in ihrer Lade eine Abſchrift der alten Torgauer Steinmetz-Ordnung von 1462 findet, und es ſcheinen könnte, als hätten ſie ſich früher zu einer andern Haupthütte gehalten, ſo geht doch aus jenem Anſuchen und aus der Antwort der Straßburger Hütte hervor, daß die Rochlitzer Steinmetzen ſich bis dahin nicht für berechtigt hielten, ſelbſt Lehrlinge aufzudingen und loszuſprechen, und daß ſie die Oberbotmäßigkeit des Haupthüttengerichts zu Straßburg durch Entrichtung eines jährlichen Canons anerkannten.

Digitized by Google

Bekannt iſt es, daß bis zur Einführung der Wanderbücher im J. 1810 alle Steinmetzen, ſobald ſie anderwärts Arbeit ſuchten, ſich durch beſondere Zeichen und eine alterthümliche Formel, den ſogenannten *Handwerksgruß*, zu deſſen Geheimhaltung ſie verpflichtet waren, legitimiren mußten. Von dieſer Gewohnheit haben ſich in Rochlitz die Zeichen wenigſtens inſoweit erhalten, als jeder Geſelle ſeine Arbeit mit irgend einer Figur oder Chiffer, die er auch gewöhnlich im Petſchaft führt und nicht verändern darf, zu bezeichnen verbunden iſt. Auch an der Kunigundenkirche zu Rochlitz finden ſich mehre ſolcher Zeichen in einzelne Quader eingehauen. Sie dienen dem Werkmeiſter dazu, die Arbeiten der Geſellen unterſcheiden zu können.

Vergleichen wir übrigens die zierliche Arbeit an jener Kirche mit dem, was jetzt in den Rochlitzer Brüchen producirt wird, ſo ſehen wir leider, wie ſehr die jetzigen Steinmetzen ihren Altvordern nachſtehen. Indeß iſt in neueſter Zeit ein wiedererwachendes Streben, das Handwerkmäßige zur Kunſt zu erheben, in den gefälligen und geſchmackvollen Formen ihrer Grabmäler, Thürgerüſte, Geſimſe und anderer architectoniſchen Ornamente nicht zu verkennen.

Einige Sagen, die auf den Bau der Kirche Bezug haben, ſind noch im Munde des Volkes.

Man erzählt, die Kaiſerinn Kunigunde ſey bei ihrem Gemahl eines verbotenen Umgangs mit einem Geiſtlichen angeklagt worden. Um ihre Unſchuld zu beweiſen, habe ſie ſich einem Gottesgericht unterworfen, ſey daher auf dem Platze, wo jetzt die Kirche ſteht, mit bloßen Füßen über 7 glühende Pflugſchaare hinweggegangen und zu aller Zeugen Erſtaunen völlig unverſehrt geblieben. Zum Andenken an dieſe Feuerprobe habe ſie nun ſofort den Grundſtein zur dermaligen Kirche gelegt, in welcher auch die 4 Hauptbilder des Altars hierauf Bezug haben, und die Vermählung, die Anklage, die Feuerprobe und den Kirchenbau vorſtellen ſollen.

Sodann findet ſich noch ein in Stein gehauenes Bild über dem eiſernen Geländer des Thurmes, welchem die Sage zu Grunde liegt, daß ein Maurer, welcher vom Gerüſte herabgeſtürzt, inmitten auf ſeinem Wege zum unvermeidlichen Tode von einem Kalkfaſſe aufgefangen und, in dieſem glücklich gerettet, wieder zur Höhe emporgezogen ward.

B.

Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibnitz.

Nur ſelten, von Jahrhundert zu Jahrhundert, wird ein Genie mit dem Berufe geboren, die Geiſter aus ihrem Schlummer zu wecken, im Reiche der Kunſt und Wiſſenſchaft neue Ideen als ewige Vorbilder des Schönen und Wahren zu entdecken, das geſellige, politiſche und religiöſe Leben auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit empor zu heben. Und ſind Kunſt und Wiſſenſchaft, Staat und Kirche, Ideal und Wirklichkeit in ihrer Wechſelwirkung als die äußerſten Stütz- und Strebepunkte jedes Fort- oder Rückſchritts in der Geſammtentwickelung zu betrachten, ſo wird allein Derjenige, der des Ganzen geheime Fäden tief und ſicher durchſchaut und von dieſem oder jenem Endpunkte aus ſich ihrer thatkräftig bemeiſtert, einen entſcheidenden Einfluß auf die Fortbildung ganzer Völker und Zeiten gewinnen.

Ein Genie dieſer Art war Leibnitz, ein Genie, das jede Vergleichung ausſchließt und, einzig in ſeiner Erſcheinung, gleichſam als Urbild, nur einmal auf dem großen Schauplatze der Geſchichte auftritt. Es läßt ſich daher auch ſeine Eigenthümlichkeit, ſeine ganze Größe und Bedeutung im Allgemeinen nur nach dem Standpunkte bezeichnen, von dem ſein Leben und Wirken ausging und auf den es ſich wieder rückſtrahlend bezog. Zwar bot er an Gründlichkeit und Umfang allen Gelehrten ſeiner Zeit die Spitze, aber er war kein Gelehrter im üblichen Sinne des Worts; zwar hatte er die äußerſten Grenzen des menſchlichen Denkens und Strebens erfaßt und eine neue Welt- und Lebensanſicht geltend gemacht, aber er war kein Philoſoph von Profeſſion, ſo ſehr man auch gewohnt iſt, ihn vorzugsweiſe als ſolchen zu betrachten; zwar vertrat er in Wort und Schrift die Gerechtſame der Fürſten und Völker, und nahm an ihren Berathungen den lebhafteſten Antheil, aber er war kein einſeitiger, engherziger Rechtskundiger und Staatsmann; zwar vertheidigte er mit Wärme und Nachdruck Religion und Kirchenthum gegen den Aberwitz und Fanatismus der Zeit, und übte ſelbſt das Amt des Schiedsrichters zwiſchen den oft noch ſich feindlich gegenüberſtehenden Parteien, aber er war kein Theolog, noch Prieſter; ja es erweiterten ſich zwar in allſeitiger, die geſammte Welt der Erſcheinungen umfaſſender Thätigkeit die Kreiſe ſeines raſtlos ſchaffenden für die höchſten Intereſſen der Menſchheit beſeelten Geiſtes zu einem erhabenen Weltbürgerthume, aber er war kein phantaſtiſcher Kosmopolit, und ſo wenig er das gewöhnliche practiſche Leben mit den mannigfachen Bedürfniſſen und Anſprüchen deſſelben aus den Augen verlor, hörte er auch nicht auf, von glühender Vaterlandsliebe erfüllt, ein ächter Teutſcher zu ſeyn und Teutſchlands Freiheit und Ehre durch teutſche Kunſt und Wiſſenſchaft mit dem ganzen Reichthum ſeines Genius zu verherrlichen. Wie daher ein Jahrhundert zuvor einſt Luther von dem kirchlich-politiſchen Standpunkte aus ſeine weltgeſchichtliche reformatoriſche Wirkſamkeit geltend machte, ſo ſetzte Leibnitz das große begonnene Werk von dem Standpunkte der Wiſſenſchaftlichkeit fort und erhob als deren Reformator mit gleichem Erfolge Teutſchland dadurch zur Wiege und Pflanzſtätte vielleicht der höchſten europäiſchen Cultur, wenn der Geiſt der Wiſſenſchaftlichkeit ihre eigentliche Wurzel und der Geiſt der Humanität ihre edelſte Blüthe iſt. Luther aber und Leibnitz, aus der Mitte Sachſens hervorgegangen und ihrem Weſen nach die ebenbürtigſten Geiſtesverwandten, würden in der Culturgeſchichte ihres Stammlandes als das glänzendſte Doppelgeſtirn erſcheinen, wenn, wie einſt zu Luthers Zeit, ein Friedrich der Weiſe die Bedeutſamkeit Leibnitzens zu würdigen und ſeinem eminenten Geiſte eine Stellung zu geben gewußt hätte, zu der er mit unberechenbaren Folgen für die geiſtige Erhebung im eignen Vaterlande berufen geweſen wäre, *das ihn ſtatt deſſen, einen verkannten Juwel, von ſich ſtieß* und dadurch den unmittelbaren Einfluß deſſelben auf immer verlor. — Um ſo williger ſchlingt die Saxonia, ſchon längſt aus dieſer Verblendung erwacht, die gerechten Kränze der Anerkennung um ſeine Urne, die ſich zwar nicht auf ſächſiſchem, doch immer auf teutſchem Bo-

Digitized by Google

IV. 16 Nach Scheits gez. u. lith. v. F. Zimmermann. B II

G. W. Freiherr v. Leibnitz.

Digitized by Google

Digitized by Google

den findet und ein Heiligthum für die geſammte gebildete Welt iſt.

Nicht ohne Einfluß auf die Laufbahn, die Leibnitz einſt betreten ſollte, wurde er, von einem altbürgerlichen, durch den Adel der Seele ausgezeichneten Geſchlechte abſtammend, zu Leipzig geboren den 3. Juli 1646. In dieſer Zeit, wo die Jahrhunderte lang gebannte Freiheit des Gedankens, zunächſt in Teutſchland als die erſte Frucht der Reformation, errungen und geſichert war, wo zugleich die wiſſenſchaftliche Forſchung, zuvor an blinde Autorität und entſtellte Ueberlieferungen gebunden, mehr und mehr erwachte und vorerſt von dem claſſiſchen Boden des griechiſch-römiſchen Alterthums aus ihre Schwingen erhob, in dieſer Zeit hatte beſonders zu Leipzig ein lebhaft geführter Kampf zwiſchen der mittelalterlichen und der aus dem Studium der Alten entſtandnen Denkweiſe zu dem Uebergewichte der letztern geführt, d. h. es hatte, und hierum bewegte ſich faſt ausſchließlich die Angel aller wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen jener Tage, die neuere ariſtoteliſche Philoſophie im Gegenſatze von der ſo genannten ſcholaſtiſchen, einem Gemiſch chriſtlicher und griechiſch-römiſcher Anſichten über göttliche und menſchliche Dinge, die Oberhand gewonnen. Leipzig daher, als ein Sammelpunkt der ſich neu geſtaltenden wiſſenſchaftlichen Bildung, mußte in mehr als einer Hinſicht einen vortheilhaften Einfluß auf die Entwickelung Leibnitzens äußern. Umgeben mit allen gelehrten Hülfsmitteln, konnte er den Umfang der Wiſſenſchaften ſchneller durchlaufen und ſich in kürzerer Zeit auf die Erweiterung ſeiner Kenntniſſe durch die Schätze des ganzen aufgeklärten Europa vorbereiten. Hierzu kam, daß ſein Vater Friedrich Leibnitz ordentlicher Profeſſor der practiſchen Philoſophie und Actuarius an der Univerſität daſelbſt war, und auf den Sohn die Grundzüge ſeines Charakters, wiſſenſchaftliches Streben mit einem natürlichen practiſchen Sinne, glücklich vererbt hatte. Beide theilten zugleich in Bezug auf ihre Bildungsgeſchichte verwandte Schickſale. Frühzeitig ſeiner Aeltern verluſtig und ohne äußere Mittel, aber mit einer dem Verhängniß Trotz bietenden Energie des Geiſtes ausgerüſtet, verdankte der Vater, zu Altenburg 1597 geboren, ein Zögling der Fürſtenſchule Meißen und der Univerſität Leipzig, die ehrenvolle Stellung, zu der er von Stufe zu Stufe aufgeſtiegen war, ſich ſelbſt allein und dem guten **Genius**, dem er ſich anvertraut hatte. Dreißig Jahre wirkte er in doppeltem Berufe, als Lehrer an der Univerſität und als Vertreter ihrer Gerechtſame, mit Geſchicklichkeit und Treue, und es zeugte von ſeinen ununterbrochenen wiſſenſchaftlichen Studien eine in allen Fächern gut beſetzte Bibliothek, die er hinterließ, und die dem Sohne bald zum Führer und Wegweiſer in dem weiten Gebiete des Wiſſens diente, als bei deſſen noch nicht erreichtem 6. Lebensjahre der Vater durch einen ſchnellen Tod aus dem friedlichen Kreiſe ſeiner öffentlichen und häuslichen Thätigkeit abgerufen wurde. Dreimal glücklich verheirathet, zeugte er zuletzt mit Catharina, Tochter des öffentlichen Profeſſors und Beiſitzers der Juriſtenfacultät in Leipzig Dr. Schmuck, nachdem ihm in erſter Ehe zwei Knaben und vier Mädchen geſchenkt worden, jedoch frühzeitig wieder verſtorben waren, außer einer fünften Tochter, noch einen dritten Sohn, der dem väterlichen Namen die Unſterblichkeit gab. Indeß ſollten die Aeltern nicht Zeuge ſeyn, wie Glück und Ruhm, die freundlichſten Schutzgeiſter des Sterblichen, bald wetteifernd ihrem Letztgebornen die reichſten Kränze wanden. Der Vater ſtarb, wie ſchon erwähnt, früher, im Jahr 1652, ſpäter die Mutter, die ſich mit verdoppelter Sorgfalt und mit weiſer Umſicht und Beſonnenheit der Erziehung beider Kinder annahm, i. J. 1664, nachdem wenige Tage zuvor der junge Leibnitz, der Liebling ihres Herzens, in einer feierlichen Vertheidigung einer gelehrten Streitſchrift zu Erlangung der philoſophiſchen Doctorwürde zum erſten Mal öffentlich aufgetreten war und, die allgemeine Aufmerkſamkeit erweckend, das erſte gewöhnliche Stadium ſeiner Bildung glücklich vollendet hatte. Doch wir werden ſpäter hierauf zurückgeführt werden. Im Voraus bemerken wir, daß gleichſam das lebendige Abbild zarter Weiblichkeit, wie es ſich in einem tiefen, chriſtlich religiöſen Sinne, gepaart mit regem, natürlichen Gefühle für feine Sitte und Anſtand, für das Edle und Schöne in Leibnitz offenbarte, das köſtlichſte Vermächtniß ſeiner Mutter war. Jetzt verweilen wir noch einige Augenblicke bei der frühern Bildungsgeſchichte deſſelben, die uns den zarten Knaben wie in der Reiſe des Jünglings und den Jüngling in der Blüthe männlicher Kraft vorüberführt.

Wahrſcheinlich nach dem Vorbilde ſeines Vaters für das Studium der Rechtswiſſenſchaft beſtimmt, erhielt er auf der Nikolaiſchule zu Leipzig den erſten Unterricht, und legte hier den Grund zu ſeiner gelehrten claſſiſchen Bildung. Mit einer unglaublich leichten Faſſungskraft des überaus regen Geiſtes begabt, dabei von der lebhafteſten Phantaſie und einem eben ſo treuen als umfangreichen Gedächtniß unterſtützt, verbunden mit der früh erwachten und unbezwinglichen Energie des Willens und Urtheils, eilte er bald dem gewöhnlichen Unterrichtsgange voraus. Dem kaum geahnten innern Drange daher folgend, ſuchte er ſich in freier Selbſtthätigkeit auf jede Weiſe zu beſchäftigen, und dieß um ſo ungehinderter, als wohl die Mutter den Bedürfniſſen des Herzens, aber nicht dem Wiſſensdurſte ſeines Geiſtes genügen konnte und ihn weislich ſich ſelbſt überließ, und ſie, die ſein treuſter Schutzengel war, ihm und ſeiner Leitung viel zu früh noch durch den Tod entnommen wurde. „Weil mir meine Aeltern," ſagt er, „zeitlich geſtorben und ich faſt ohne einige Direction meiner Studien geweſen, habe ich das Glück gehabt, für mich über Bücher von allerhand Sprachen, Religion und Scientien (Wiſſenſchaften), wiewohl ohne gebührende Ordnung, zu kommen und ſolche Anfangs nur aus Trieb der Delectation zu leſen, davon ich aber unempfindlich den Nutzen geſchöpft, daß ich von meinen Präjudicien (Vorurtheilen) befreit worden und auf viele Dinge gekommen, deren ich ſonſt nimmermehr gedacht hätte." Und in der That, wie konnte ein Leibnitz, der berufen war, den Zündſtoff ſeiner Zeit zu einer Welt voll Licht und Leben zu entfalten, anders als durch ſich ſelbſt und durch ein wunderſames Zuſammentreffen von Umſtänden, die den Reichthum ſeiner Anlagen ohne Beeinträchtigung in ein freies Spiel ſetzten, geleitet und gebildet werden. Bei dieſem immer neu ſich regenden Triebe nach Erweiterung ſeiner Kenntniſſe, neben dem ſich ſteigernden Bewußtſeyn der glücklichen Fortſchritte, die er machte, war er weit entfernt, die Bemühungen ſeiner Lehrer und den Einfluß des mündlichen Unterrichts und ihres perſönlichen Umganges zu verkennen, mit dem anſpruchloſen, beſcheidenen Weſen, das ein bleibender, nicht genug

Digitized by Google

hervor zu hebender Charakterzug ſeines ganzen Lebens war, ſich treu und innig ihnen anſchließend, obwohl in Allem, was ſeine Aufmerkſamkeit einmal feſſelte, er nur zu bald, wie von Sonnenblicken getragen, ſich über ſie erhob und eignen neuen Anſichten unermüdlich weiter nachforſchte. Zu den vorzüglichſten ſeiner Lehrer, ſowohl auf der Schule, als während ſeiner Univerſitätzeit, rechnet mit ihm die dankbare Nachwelt den Profeſſor der Philoſophie Jacob Thomaſius, den Vater des durch glückliche Bekämpfung des Aberglaubens berühmten Chr. Thomaſius. Mit der Kenntniß der alten und neuern Literatur vertraut und damit eine gereifte Beurtheilungskraft, geläuterten Geſchmack und geübten Scharfſinn verbindend, wußte er, wie kein Anderer, den jungen Leibnitz ſeinen ungewöhnlichen Fähigkeiten nach zu würdigen und ſein Streben auf die höchſten Aufgaben geiſtiger Thätigkeit, auf die Erforſchung des Wahren und Ewigen, das unermeßliche Gebiet der Wiſſenſchaftlichkeit, entſcheidend zu lenken. — Mit derſelben Leichtigkeit übrigens, womit Leibnitz auffaßte und das Aufgefaßte verarbeitete, entwickelte ſich ſeine erzeugende, ſchaffende Thätigkeit. So, erzählt er ſelbſt, hatte er, noch nicht vierzehn Jahr alt, ein über 300 Verſe langes lateiniſches Gedicht zur Feier des Pfingſtfeſtes noch an demſelben Tage niedergeſchrieben, wo er von dem Lehrer dazu aufgefordert war, da Einer der Mitſchüler, den eigentlich die Reihe getroffen hatte, nach herkömmlicher Sitte bei hohen Feſttagen zur Feier derſelben öffentlich ein Gedicht zu recitiren, den Tag zuvor dieſer Obliegenheit nicht nachkommen zu können erklärte, Niemand aber außer Leibnitz die Lücke auszufüllen vermochte. —

(Fortſetzung folgt.)

Der Marktplatz zu Schneeberg.

Die freie Bergſtadt Schneeberg, welche durch die faſt fabelhafte Ergiebigkeit der innerhalb ihres Weichbildes in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts entdeckten reichen Silbergruben bis gegen den Schluß des folgenden Jahrhunderts in der Geſchichte des ſächſiſchen Bergbaues eine Epoche machende Wichtigkeit behauptet, verräth gleich beim erſten Anblick jedem Beſucher durch das moderne Anſehen der Häuſer ihr geringes Alter, und durch das Unregelmäßige und Planloſe in ihrer Bauart den leicht zu erkennenden Charakter der Bergſtadt. Auch vom Marktplatz läßt ſich dieß ſagen. Die dieſen Blättern beiliegende lithographirte Anſicht zeigt denſelben vom nordöſtlichen Standpunkte aus ſeiner Länge, nicht ſeinem ganzen Umfange nach, indem durch das Rathhaus die Anſicht von einem Theile der Häuſer an der Seite rechts von demſelben verdeckt bleiben mußte, wenn nicht der ſchönſte Punkt, die im Hintergrunde als ein mächtiges Bauwerk hervorragende herrliche Stadtkirche, dem Auge verloren gehen ſollte. — Hinſichtlich ſeiner Länge findet der Schneeberger Marktplatz in Sachſen nicht ſeines Gleichen, denn dieſelbe beträgt mehr als 1000 Schritte, weshalb er auch mehr das Anſehen einer Gaſſe von ungleicher Breite hat. Obgleich dieſe da, wo dem Rathhauſe gegenüber die Griesbächer Gaſſe einmündet, über 200 Schritte beträgt, ſo ſteht dieſes Breitenmaß doch um ſo weniger in einem paſſenden Verhältniſſe zur Länge des Marktplatzes, als derſelbe in ſüdöſtlicher Richtung nicht einmal in gleicher Breite fortgeht, ſondern nach einer Krümmung und allmählich bergan laufend, in der Geſtalt einer Gaſſe von unbedeutender Breite am Frauenmarkt endigt. Die Häuſer auf beiden Seiten ſind durchgängig maſſiv, eine Etage, meiſtens aber mehre hoch und bringen Den, der von Schneeberg nur den Marktplatz geſehen hat, auf die Vermuthung, daß er ſich in einer ſehr bedeutenden und ſehr hübſchen Mittelſtadt befindet. — Der nordöſtlich gelegene, große freie Platz hinter dem Rathhauſe, auf welchem die königliche Hauptwache liegt, führt von dem links unter mehren anderen anſehnlichen Gebäuden ſich auszeichnenden Fürſtenhauſe den Namen „Fürſtengaſſe“, ob er gleich eigentlich nur eine Fortſetzung des Marktplatzes iſt. — Das ganz frei ſtehende Rathhaus mit einem 140 Fuß hohen ſteinernen Thurme iſt ein anſehnliches Gebäude, und hat die Geſtalt eines etwas länglichen Viereckes, welches durch das Vorder- und Hintergebäude, welche beide durch zwei Flügel mit einander verbunden ſind, gebildet wird und einen Hof in ſich ſchließt. Es enthält zu öffentlichen Vergnügungen einen großen, gut eingerichteten Saal mit einer Reihe von Nebenzimmern, außerdem die Expeditionszimmer des Stadtgerichts und Stadtrathes und noch mehre andere zu communlichen Zwecken benutzte Räume. — Das Pflaſter des Marktplatzes wird mit Recht ſehr getadelt, indem es, holperig und uneben wie es iſt, das Gehen ſehr erſchwert und bei Jedem den Wunſch hervorruft, daß die bekannte Anecdote von einem gewiſſen Kegler, der im Jahre 1493 zur Strafe für ſeine frevelhafte Prahlerei, „er wolle alle ehrbaren Frauen Schneebergs auf einen Karren laden,“ den Platz, wo jetzt das Rathhaus ſteht, auf ſeine Koſten pflaſtern laſſen mußte (weshalb dieſe Stelle auch jetzt noch Keglers Pflaſter heißt), zur Verbeſſerung des Schneeberger Pflaſters ſich bald wiederholen möchte. — Die im Hintergrunde der Anſicht von dem Schneeberger Marktplatze hervortretende Stadtkirche ſteht auf dem höchſten Punkte der Stadt, 1541 Fuß über der Meeresfläche. Sie wurde in den Jahren 1516—1540 erbaut, alſo zur Zeit der Blüthe des Schneeberger Bergbaues, was auch ſchon die Größe und Koſtſpieligkeit des Baues vermuthen läßt. Denn bei einer äußeren Größe von 118 Ellen in der Länge, 51¼ in der Breite und 63¼ in der Höhe, mit einem ſchlanken Thurme von einer Höhe von nicht weniger als 135 Ellen, hat ſie in Sachſen nicht mehr ihres Gleichen. Ganz maſſiv aus Sandſtein in einem gemiſchten Style gebaut, iſt ſie bei ihrer Größe auch noch hinſichtlich des gleich maſſiven Deckengewölbes, welches ſich auf 10 ſchmale Säulen ſtützt, und hinſichtlich ihres inneren Ausbaues ſehenswerth. — Kr.

Hierzu als Beilagen:

1) Schloß Remiſſa. 2) G. W. Freiherr v. Leibnitz. 3) Der Marktplatz in Schneeberg.

Verlag von Eduard Pietzſch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Digitized by Google

IV 16 — Nach der Natur gez. von Arrigoni, lith. von C. W. Arldt — B. III

Der Marktplatz in Schneeberg.

Digitized by Google

N. 17 Nach der Natur gez. und lith. von C. W. Arldt B. I

Geithain.

SAXONIA.

Museum für ſächſiſche Vaterlandskunde.

№ 17. Jeden Monat erſcheinen 2 Lieferungen. IV. Bd.

Die Stadt Geithain

hat in ihrer Anlage viel Aehnlichkeit mit ihrer Nachbarſtadt Rochlitz; doch auch nur hierin, denn in Bezug auf Eleganz von Innen und Anmuth von Außen ſteht ſie letztrer weit nach.

Wie ein alter, in der Umgegend bekannter Reim beſagt, beſteht ſie aus 2 langen Seiten, hat in der Mitte einen Plan, doch vorn und hinten nichts daran. Sie hat ſich größtentheils in ihre Ringmauer eingeſchränkt, innerhalb welcher ſie als eine Doppelreihe von Häuſern auf einer gegen S.W. geneigten Fläche aufgeſtellt iſt. Dieſe Doppelreihe ſchließt ſich oben und unten mit einem Thore. Eine kleine Vorſtadt, Neumarkt, befindet ſich blos vor dem obern oder Rochlitzer Thore, welche in unmittelbarem Zuſammenhange mit dem Dorfe Wickershain ſteht, ſowie man am entgegengeſetzten Ende, vor dem Unterthore, den Fuß ſofort auf Grund und Boden des Dörfchens Altdorf ſetzt.

Nach unzähligen Bränden, welche ſie im Laufe der Zeiten heimgeſucht, iſt ſie jetzt faſt durchaus neu und maſſiv, auch zuſammenhängend gebaut, wenn auch nicht durchaus gerade, ſondern vom Markte aus abwärts nach dem Altdorfer Thore zu in einer etwas gekrümmten, paraboliſchen Linie.

Der Markt iſt ziemlich regelmäßig und in ſeiner Mitte mit dem Rathhauſe geziert. Wie in Rochlitz, ſchließt ſich demſelben von hinten noch eine Reihe Häuſer an, durch welche Mittelreihe der innere längliche Raum der Stadt in 2 beſondere Gaſſen, die Sommer- und Winterſeite geſchieden wird. Oeſtlich ſteht der Marktplatz noch mit 2 andern Gaſſen, der Vorder- und Hintergaſſe in Verbindung, von welchen die erſtere nach dem Rochlitzer Thore führt.

Außerhalb der beiden Thore befinden ſich nur wenige Wohnhäuſer und die Scheunen, ſowie insbeſondere vor dem Altdorfer eine der Stadt gehörige Waſſer- und am Wege nach Frohburg eine Windmühle. Erſtere wird durch einen Teich, welcher den Wickershainer Bach aufnimmt, nothdürftig mit Waſſer verſehen. Es liegen überhaupt 2 Teiche, der Ober- und Niederteich vor dieſem Thore und zu beiden Seiten deſſelben. Sie beſpülen den Hügel, auf dem ſich die Stadtmauer erhebt, ſo daß Geithain auf dieſer Seite vor einem feindlichen Anlaufe früher wohl ſicher geweſen ſeyn mag.

Unter ſeinen 409 Häuſern, in welchen zu Ende des Jahres 1834 2975 Menſchen lebten, giebt es zwar einige anſehnliche Privathäuſer, doch, außer der alten Nicolaikirche, kein beſonders ausgezeichnetes und merkwürdiges Gebäude.

Dieſe Kirche, obgleich am unterſten Ende der Stadt, hat doch einen ſchönen, freien und erhabenen Standpunkt auf einem baſtionartigen Vorſprunge der Stadtmauer ſeitwärts vom Altdorfer Thore, und nur nach Morgen und Mitternacht iſt ſie durch die nahe gelegenen Gebäude etwas verbaut.

Sie iſt ein hohes, alterthümliches und düſtres Bauwerk altteutſchen Styls mit 2 vierſeitigen und mit ſpitzen Hauben bedeckten Thürmen.

Die andere, in älteren Geographien erwähnte Stadtkirche zu St. Katharinen unfern des Marktes, hat ihrer Baufälligkeit halber ſchon vor längerer Zeit abgetragen werden müſſen. Jetzt iſt keine Spur mehr von ihr vorhanden. In ihrer Grundform ſehen wir an der erſtern zwar daſſelbe Schema, wie an der Rochlitzer Kunigundenkirche; aber in der Ausführung kommt ſie dieſer bei weitem nicht gleich, ihr Aeußeres iſt viel einfacher.

Die religiöſen Vorträge und Gebräuche an dieſer Kirche beſorgen ein Oberpfarrer und ein Diaconus, welcher letztere zugleich Pfarrer in Wickershain iſt. Denn die daſige Kirche, in welche auch die Vorſtadt Neumarkt eingepfarrt, iſt Tochterkirche von Geithain.

An der Knaben- und Mädchenſchule ſind 5 Lehrer angeſtellt. Ihre Stellen hat der Stadtrath zu beſetzen. Dieſem ſtehen auch die Erbgerichte über die Stadt und deren Fluren zu, ſowie die Verwaltung der ſogenannten geiſtl. Vorſteherei, d. h. derjenigen Einkünfte, welche die hieſige Geiſtlichkeit vor der Reformation von ihren Pfarrdotalen und liegenden Gründen bezog und welche ſie nach der Zeit, mit Vorbehalt einer feſten jährlichen Beſoldung, an den Stadtrath abtrat. Es gehören hierzu die anſehnlichen Erbzinſen und Nutzungen von mehren Gütern, Häuſern, Gärten und Feldgrundſtücken zu Geithain, Altdorf, Bruchheim und einigen andern Dörfern.

Die Hauptnahrung der Stadt beſteht in Ackerbau, Viehzucht und Weberei. Auch eine bei der Stadt gelegene Ziegelei, beſonders aber die Kalkbrüche und Oefen, nach dem Vorwerke Ottenhain zu, ſind für hieſigen Ort eine unverſiegbare Quelle reichlichen Verdienſtes. Denn der hieſige Kalkſtein (Zechſtein) giebt nicht nur einen trefflichen Mörtel (Graukalk), ſondern wird auch mit Vortheil zur Düngung der Felder verwendet. Er wird daher weit und breit verfahren und es iſt gewiß, daß die Felder der Geithainer Stadtflur, welche ihres ſchweren, undurchlaſſenden Thonbodens halber früher in ſo ſchlechtem Credit ſtanden, durch fortgeſetzte Kalkdüngung ſo verbeſſert worden ſind, daß ſie gegenwärtig einen weit höhern Ertrag gewähren und denen der benachbarten Ortſchaften nicht mehr nachſtehen, manchen wohl auch noch vorgehen. Der größere Theil der Hausbeſitzer beſchäftigt ſich daher dermalen mit Feld- und Viehwirthſchaft, und wer es immer möglich machen kann, weiß ſein Hausweſen nicht anders zu erweitern, als durch Ankauf einiger Ruthen (= Scheffel) Feldes. Denn unter Ruthe darf man ſich hier keineswegs das gewöhnliche Flächenmaß einer rhein. Ru-

Digitized by Google

the denken. Vor dem Rochlitzer Thore giebt es auch eine Menge obſtreicher Gärten. Deshalb iſt von hier aus der Eingang in die Stadt weit freundlicher, als am andern Ende vor dem Altdorfer Thore der Ausgang.

Im Ganzen genommen aber iſt ihre Lage immitten kahler und langgeſtreckter Anhöhen, welche ſich als die nördliche Abdachung des Rochlitzer Waldes unmerklich in die Sandhügel von Borna und Lauſigk verlaufen, höchſt einförmig und reizlos, und die flache ſchwarz gelockte Koppe des letztern und die Grenzlinien ſeiner Thalgründe ſind allenfalls noch die einzigen vorſtehenden Partien in den weiten Saatgefilden.

Sie iſt übrigens 2 Stunden von Rochlitz, Kohren, Frohburg und Wechſelburg und 3 St. von Colditz und Lauſigk entfernt, ihre Polhöhe aber bei 30° 22′ 51° 3½′.

In literariſcher Hinſicht iſt ſie als Geburtsort des zu ſeiner Zeit als Philolog berühmten fleißigen Schulmannes, Benj. Hederichs merkwürdig.

Balduin.

Ebersbach.

In der Oberlauſitz giebt es einige Dörfer von ſeltener Größe. Sie liegen im gebirgigen Theile der Provinz, in der Gegend von Zittau und Löbau, während ihr mittler und nördlicher Theil mit einer großen Zahl deſto kleinerer Ortſchaften wie beſät iſt. Der Ackerbau der von den Wenden cultivirten Gegenden veranlaßte eine Zerſtreuung der Wohnungen; aber im Zittauer Gebiet drängte ſich Haus an Haus in Folge der ſeit ein Paar Jahrhunderten wachſenden Fabrikthätigkeit, welche mehr Bewohner nährt, als der Ackerbau allein thun würde. Jene kleinen Ortſchaften in den Ebenen der Oberlauſitz ſind älter, die großen zwiſchen den Bergen und Hügeln des ſüdlichen Theiles derſelben jünger. Bei den Dörfern der Ebene findet man häufig Urnen mit Gebeinen, welche auf das Vorhandenſeyn dieſer Orte vor Einführung des Chriſtenthums hinweiſen, aber nicht bei den Dörfern des Hügellandes, obgleich die Erde wegen des ſo häufigen Grundgrabens weit mehr als dort durchwühlt iſt. Die größten Fabrikdörfer der Zittauer Gegend ſind Großſchönau, Oderwitz, Eibau, Reichenau, Seifhennersdorf, Ebersbach. Letztres iſt das größte und eines der größten Dörfer Teutſchlands.

Wenn auch das Dorf nicht ſchon in der heidniſchen Zeit beſtand, ſo mag doch ſein Urſprung wohl über ein halbes Jahrtauſend zurückgehen. Da der Ort im 15. Jahrhundert Wüſt-Ebersbach genannt wird, ſo ergiebt ſich daraus, daß damals dort kein Dorf mehr oder nur ein ſehr geringes noch, zugleich aber die Erinnerung an ein geweſenes Dorf vorhanden war, wie es mit dem benachbarten Gersdorf auch der Fall geweſen iſt. Zwiſchen dem ältern und dem neuern Ackerbau haben die Verwüſtungen des Huſſitenkriegs gelegen.

Der Name, der auch bei Döbeln, Colditz, Großenhayn, Görlitz, Waldenburg vorkommt, verräth teutſchen Urſprung. Ob ein Eber, den das Dorf im Siegel führt, Veranlaſſung zum Namen gegeben, iſt nicht mehr bekannt.

Was die Lage von Ebersbach anbelangt, ſo iſt es, nebſt Oberoderwitz, Eibau, Walddorf und Oberfriedersdorf, im Ganzen hochgelegen, und Boden und Lage ſind für den Ackerbau nicht die Günſtigſten. Der anſehnlichſte Berg in dieſer Gegend iſt der Kottmar. Anhöhen ſind der Schlechtberg und der Gutberg nebſt dem Raumbuſche (Raufenbuſche) gegen Mittag und Mitternacht, der Haynberg gegen Abend, die Klunſt auch gegen Mitternacht. Mehr Hügel am Dorfe geben einen trefflichen Granit, der zu Säulen, Thür- und Fenſterſtöcken benutzt wird. Die Gewäſſer ſind der Oberbach (von dem vermuthlich der Name des Dorfs herkommt), welcher am Rabenbrunnen im löbauer Walde entſpringt und bald in die hier ſehr nahe, noch ganz junge Spree fällt, und die hier entſpringende Pließnitz und das Landwaſſer.

Ebersbach grenzt öſtlich an Eibau und Walddorf, weſtlich an Oberfriedersdorf und an das böhmiſche Georgswalde, ſüdlich an Wieſenthal, Philippsdorf und Altgersdorf, nördlich an Kottmarsdorf und den Kottmarberg. Seine Entfernung von Zittau (welcher Stadt es angehört) beträgt zwei Meilen, von Bautzen 2½ Meile, von Löbau und Herrnhut 1½ Meile. Nahe liegt es auch böhmiſchen Städten, Rumburg iſt ¾ M., Schluckenau 1 M. entfernt. Seit zwei Jahren geht durch die Länge des Dorfs die zwiſchen Zittau und Neuſalz neu erbaute, nach Neuſtadt, Stolpen und Dresden führende Chauſſee, die nie belebter und geſchmückter war, als im October 1838, wo unſer edles Königspaar hier reiſete, und die ungeheure Bevölkerung dieſer Fabrikdörfer freudig die Bahn umſtand.

Außer dem eigentlichen Ebersbach, oder der alten Gemeinde, giebt es hier folgende beſonders benannte Dorftheile: 1) die eibauſche Seite oder die Halankshäuſer, auch Hübelhäuſer genannt, grenzend an die Felder des oberſten Bauerguts, auf deſſen Boden 1717 17 Bauſtellen gemacht wurden; 2) Spreedorf, etwa ſeit 1708 an die Anfänge der Spree gebaut, nebſt Neuſpreedorf; 3) die Hayne (Vorder- und Hinterhayne) auf den ehemaligen, ſpäter zu einem Hayne gewordnen herrſchaftl. Feldern, ſeit 1704 bebaut. Hier liegen auch die ſogenannten Schützenhäuſer und der Keſſelrand; 4) der Hempel (Vorder- und Hinterhempel), ſeit dem Anfange des vorigen Jahrh. hinter den Haynbergen ausgebaut; der Name ſtammt von einem Bauer her; 5) der Gersdorfer Antheil; 6) die Buſchmühlhäuſer. Einige Stücke von Ebersbach ſind jedoch nicht in die Kirche dieſes Dorfs, ſondern nach Gersdorf und Oberfriedersdorf eingepfarrt. Es wurden nämlich einſt die Achthäuſer (jetzt eigentlich 35 Häuſer, auch die Hutungshäuſer genannt) nach Gersdorf eingepfarrt und heißen nun die Alt-Gersdorf-Ebersbacher Seite. So wurden auch 1801 vier Bauern und fünf Häusler auf dem niederen Hempel unter die Gerichte zu Oberfriedersdorf gehörig, in die Kirche des zuletzt genannten Dorfs gewieſen. Zwei Fußſteige heißen, aus unbekannten Urſachen, die Strümpfe.

Was die Bauart anbelangt, ſo haben Selbſtſtändigkeit und Wohlſtand auch anſehnliche und ſchöne Gebäude möglich gemacht. Die ſogenannten Fabrikdörfer (oder vielmehr Manufacturdörfer) dieſer Gegend zeichnen ſich ſehr durch ſolche aus; es giebt viele Gebäude, die nicht blos aus dem Erdgeſchoß beſtehen, ſondern groß und ſchön gebaut, nicht blos mit Strohdächern, ſondern mit Ziegeln gedeckt, und mit regelmäßigen Gartenzäunen, ſteinernen Thürgewänden und Stufen, und überhaupt mit reinlichen Umgebungen, auch zum Theil mit Blitzableitern verſehen ſind.

Digitized by Google

II. 17

B II

Ebersbach bei Loebau.

Daß die Stuben des Erdgeſchoſſes meiſt nicht maſſiv ſind, kommt daher, daß zu der Weberarbeit die hölzernen Stuben die paſſendſten ſind. Von Zeit zu Zeit werden die Fabrikdörfer volk- und häuſerreicher; ſo war es auch mit Ebersbach der Fall. Nach ſeiner Zerſtörung im Huſſitenkriege war der Ort faſt zur Wüſte geworden, 1486 hatte er nur 7 Häuſer, 1656 waren daſelbſt 35 Bauergüter, 9 Gärtnernahrungen und 179 einfache Häuſer. 1724 waren 44 Bauern, 18 Gärtner, 277 Häuſer, wobei jedoch die nicht mit gerechnet waren, die man auf Bauergüter oder auf's Dominialgut gebaut hatte. Um 1733 waren überhaupt 500, 1772 565, und 1790 613 Hausnummern. 1826 waren 882 Nummern, darunter 49 Bauergüter und 32 Gärtnernahrungen. Auf dem ſogenannten Mundgute gab es über 600 Häusler, 250 waren Auehäusler; 1838 zählte man 952 Hausnummern. Das Areal wird nach 36 Hufen oder 486 Ruthen berechnet, wovon 415 auf die Bauergüter kommen.

Die Bewohnerzahl, die dieſe Häuſervermehrung zum Bedürfniß machte, war immer im Steigen. 1772 zählte man 3069 Menſchen, 1790 gab man 4032 an, 1834 fanden ſich 5622 Bewohner, nämlich 2676 männliche und 2946 weibliche Bewohner. Haushaltungen waren 1394. Wie ſchnell die Bevölkerung, ſelbſt ohne dazu kommende Fremde, wächſt, iſt z. B. daraus zu erſehen, daß von 1767 bis 1803 1392 Perſonen mehr geboren worden als geſtorben ſind.

Die Beſitzer des Dorfes Ebersbach waren ſonſt adelige Familien. Nach und nach hat die Stadt Zittau faſt alle Rittergüter in ihren Umgebungen angekauft, weßhalb in dieſer Gegend faſt gar kein Landadel wohnt. Ebersbach gehörte den Familien von Gersdorf und von Schleinitz; 1596 findet man als Beſitzer Friedrich von Schleinitz und ſeine Gemahlinn Eliſabeth geb. von Schlick auf Warnsdorf. Dieſe verkauften im Febr. 1597 Ebersbach an die Stadt Zittau für 15,000 Thlr., wovon 11,192 Thlr. ſogleich bezahlt wurden. Von der Verbindung mit Schluckenau ſtammt noch eine jährliche Abgabe an das dortige Rentamt von 3 Thlr. 18 Gr., welche Zittau zu geben hat. Das Lehngut ward ſpäter vom Zittauer Rathe verpachtet und zwar 1720 an Chriſtoph Bitterlich, ſeit 1735 aber einzeln, ſcheffelweiſe verpachtet. Zinsgetraide wurde nach Zittau abgeſchüttet, auch Acker-, Wieſen- und Hofegeld dahin abgegeben. Das Forſtareal zu Ebersbach bildet in den Zittauer Forſten ein beſonderes Revier, das nach den neueſten kunſtgerechten Vermeſſungen 149 Acker und 174 □Ruthen faßte. Mit der Herrſchaft gewann Zittau auch die Collatur der Pfarr- und Schulämter, welche nun ſchon ins dritte Jahrhundert vom Zittauer Rathe ausgeübt wird. Einer der Stadträthe iſt dem Dorfe als Specialinſpector vorgeſetzt.

Ein Kirchlein hat Ebersbach ſchon vor ſeiner Verwüſtung im Huſſitenkriege beſeſſen. Seine Ruine iſt 1486 noch ſichtbar und mit Geſträuch maleriſch durchwachſen geweſen. In Unterordnung hat daſſelbe zu dem erzprieſterlichen Stuhle zu Löbau und weiter zu dem Biſchofe v. Meißen geſtanden; denn man weiß noch, daß Ebersbach an die Nicolaikirche zu Löbau Abgaben für Kerzen, auch Altar- und Weihezeichen zu geben hatte, und daß um 1346 eine halbe Mark Kirchenzins an den Biſchof zu geben war. Die jetzige Kirche, entweder die zweite oder dritte, iſt, ohne daß die Umſtände ihrer Erbauung oder Reformation bekannt wären, nachdem 1664 Kanzel und Altar neu gebaut wurden, 1682 in Folge der Mehrung der Gemeinde, erweitert, und mit einem Thurme verſehen worden, während früher nur ein Glockenhäuschen vorhanden war. Nach und nach ward die Kirche zweckmäßiger eingerichtet, verbeſſert und verſchönert, auch 1719 der Kirchhof erweitert und ummauert. Die Glocken ſind von 1582 und 1724. Eine abermalige Vergrößerung durch einen rund gehaltenen, 31 Ellen breiten Anbau gegen Oſten wurde 1726—33 ausgeführt, worauf am Michaelistage 1733 eine neue Kirchweihe ſtattfand. Die Länge der Kirche beträgt 67 Ellen. Verbeſſerungen in Anſehung der Emporkirchen und Leuchter, der Kanzel und Orgel u. ſ. w. wurden von Zeit zu Zeit unternommen. Das jetzige Altar bekam die Kirche 1787, die jetzige Kanzel 1728, die Orgel 1738 und zwar aus der Johanniskirche zu Zittau. 1822 wurde die Kirche von außen nebſt dem Thurme, der jedoch nur geringe Höhe hat, verbeſſert. Von Zeit zu Zeit bekam ſie auch Geſchenke von einzelnen wohldenkenden Gemeindegliedern. Noch hat ſie nur ein Schindeldach, ohne Vermögen iſt ſie jedoch nicht.

Unter den Gebäuden Ebersbachs zeichnet ſich ein hohes, freiſtehendes, ſteinernes Haus aus, welches das Schlößchen genannt wird, deſſen Urſprung jedoch nicht recht bekannt iſt. Es wird nicht früher als 1700 erbaut worden ſeyn, ward 1762 und 1763 von einem hierher geflüchteten Herrn von Hund bewohnt, 1800 vom Rathe an den Richter Israel verkauft, und iſt jetzt von Miethsleuten bewohnt. Gut und neu ſind die Kretſchamgebäude, auch giebt es hier einige Schmieden, 4 Waſſermühlen, eine Windmühle und ein Mandelgebäude.

Die Thätigkeit der Bewohner dieſes ausgezeichneten Dorfs iſt vorzugsweiſe der Manufactur des Webens zugewendet. Zwar wird auch Ackerbau getrieben, ja die Zahl der Bauern iſt nicht gering. Jedoch die höhere Lage, der ſteinige Boden, das bergige Terrain iſt dem Feldbau nicht ſehr günſtig, doch iſt das Land wohl und fleißig urbar gemacht und angebaut; allein das Bedürfniß der Bewohner kann nicht erzeugt werden, und oft, wenn die Weberei gut geht, fehlt es an Händen zum Ackerbau, weil dann die jungen Leute lieber am Webſtuhle ihre eignen Herrn bleiben, als daß ſie in Bauerdienſte ſich begäben. Das Weben, ſonſt von Leinwand, jetzt vorzüglich von kunſtreicheren Baumwollenwaaren, iſt das hier blühende Hauptgeſchäft, der Vertrieb dieſer Waaren der Hauptnahrungszweig. In frühern Jahrhunderten war freilich die Weberei nur ein ſtädtiſches Gewerbe. Die Stadt Zittau wehrte der Dorfweberei ſo lange ſie konnte, und erlaubte endlich das Stühleſetzen auf den Dörfern nur gegen einen zur Stadtkaſſe fließenden Stuhlzins. Im vorigen Jahrhunderte war das Leinwandweben auf den Dorfſchaften Zittaus allgemein. Man brachte ungebleichte Leinwand oder rohe Schocke, auch weißgarnige Leinwand (um deren Willen 1720 auch in Ebersbach eine Bleiche angelegt worden war) nach Zittau, wo ſolide Handelshäuſer die Waaren, von Leinwandſammlern oder Factoren eingeliefert, nach Nürnberg, Italien, Spanien u. ſ. f. verſandten und die Weber unmittelbar ſogleich baar bezahlten. In guten Jahren gingen wohl 1700 Stühle, die über 50,000 Stück Leinwand (zu 108 Ellen Länge und $\frac{7}{4}$ Breite) machten. Doch unternehmende Köpfe ſuchten dieſen Handel unmittelbar treiben zu können, gingen daher auf

Digitized by Google

Reiſen, nach Hamburg, Amſterdam, Trieſt, London u. ſ. f., um Beſtellungen zu Verſendungen zu ſammeln. So bildeten ſich reiche und angeſehne Landfactoren, deren Blüthe beſonders in die Zeit vor den napoleoniſchen Kriegen fällt, wo manchmal alle Hände vollauf mit der Weberei zu thun hatten. Für Anſtalten zum Appretiren der feinen Leinenwaaren ward auch durch Errichtung von Mangel oder Mandeln (jetzt 3 Kaſten- und 3 holländiſche Mandeln) geſorgt. Die Anlegung von Webereien und der Mißcredit unſerer ſpäter durch falſche chemiſche Bleiche verdorbnen Linnenwaaren in Amerika trugen viel dazu bei, die einſt ſo blühenden Leinwandgeſchäfte zum Sinken zu bringen. In gegenwärtiger Zeit iſt das Leinweben vom Baumwolleweben ſehr verdrängt worden. Die Zahl der Stühle mag jetzt wohl 1500 betragen. Es liefert Ebersbach jetzt von Leinwand feinere Sorten für die Märkte des Inlandes und der Zollvereinsſtaaten. Man kauft daſelbſt auch von denachbarten Ortſchaften viel Leinwand und halbleinene Waare verſchiedener Art und nimmt ſie mit nach Hamburg und Bremen, verſendet ſie auch nach Amerika, beſonders nach Mexico. In größerer Menge werden Baumwollenwaaren in Ebersbach gefertigt, am häufigſten griechiſcher Köper, mit bunten Streifen, in echten und unechten Farben. Dieſe Waare geht nach Wien und Trieſt, auch von da in die Türkei und die angrenzenden Länder. Nächſt dem webt man am meiſten rohe Kattune von guter Qualität und verſchiedener Breite. Ein Theil derſelben kommt ins Ausland, die meiſten bleiben im Inlande, oder gehen in die Zollvereinsſtaaten, vorzüglich nach Berlin. In geringerer Zahl werden bunte Tücher und quadrillirte Zeuge, dem Inlande beſtimmt, gewebt. Endlich beſchäftigt man ſich auch mit Mancheſter, mit allerlei Beinkleiderzeugen, wovon jedoch das meiſte in benachbarten Dörfern gefertigt, und in Ebersbach nur gekauft und von da auf inländiſche Märkte gebracht wird. Von Ebersbacher Fabrikaten werden ins Inland an 1000 Centner und ins Ausland an 3000 Centner jährlich verſendet.

Da nun viele Bewohner dieſes Dorfs durch Handelsreiſen gebildet ſind, verbeſſerter Schulunterricht und Bücherleſen überall Kenntniſſe verbreitet haben und Wohlſtand viele ſtädtiſche Sitten hat aufkommen laſſen: ſo ſind die Bewohner ſolcher Fabrikdörfer, wie Ebersbach, von den Bewohnern der Bauerſörfer verſchieden, die, ohne Reiſen und ohne Lectüre, nur dem Ackerbau und der Viehzucht leben. Daß in ſo anſehnlichen Dörfern auch Aerzte, ſowie Profeſſioniſten faſt aller Art wohnen, iſt bei ihrer großen Volkszahl und deren Bedürfniſſen natürlich.

Wie faſt alle Orte der Lauſitz hat Ebersbach durch Peſt, Waſſerfluthen, Brände und Hungersnoth, namentlich auch durch die Huſſiten und in dem dreißigjährigen und ſiebenjährigen Kriege gelitten. Schöppenbücher hat Ebersbach ſeit 1650. Ein dortiger Landmann, Gottlob Paul, hat 1826 ſich durch Bearbeitung einer Chronik von Ebersbach ſehr verdient gemacht. P.

Schloß Poſterſtein.

Das alte Schloß Poſterſtein liegt in dem Bezirke des Herzoglich-Altenburgiſchen Amtes Ronneburg, von dieſer Stadt 1½ Stunde, von Altenburg 3 Stunden, von Gera eben ſo weit entfernt. In ſeinen nächſten Umgebungen finden ſich mehre romantiſche Partien; die Ausſicht von der Höhe herab, auf welcher das Schloß erbaut iſt, gehört unter die ſchönſten der dortigen Umgegend und läßt einen großen Theil des ſogenannten Oſterlandes überſehen. — Der bei dem Schloſſe gelegene Ort Poſterſtein, in welchem jährlich zwei von der Nachbarſchaft ſehr beſuchte Jahrmärkte gehalten werden, zählt 57 Güter und Häuſer und wird von 366 Einwohnern bewohnt, welche größtentheils aus Bauern, Häuslern und Handarbeitern beſtehen. Das Rittergut daſelbſt hat die Collatur der Pfarrei und der Schule zu Nöbdewitz; in Poſterſtein befindet ſich eine Filialkirche von Nöbdewitz. — Die Geſchichte der eigentlichen alten Burg Poſterſtein, welche aber jetzt wegen ihrer Baufälligkeit nicht mehr bewohnt wird — die Nebengebäude derſelben ſind neueren Urſprungs — verliert ſich bis in das eilfte Jahrhundert. In den älteſten Urkunden kommt die Burg Poſterſtein unter dem Namen „der Stein bei Altenburg" vor. Im Jahre 1290 wurde Heinrich der Aeltere, Voigt von Plauen, welcher in der Reußiſchen Geſchichte, weil er im Jahr 1282 vom Kaiſer Rudolph von Habsburg über das kaiſerliche Kammer- und Oberhofgericht des Pleißnerlandes zu Altenburg geſetzt wurde, gewöhnlich Heinrich der Oberhofrichter genannt wird, von gedachtem Kaiſer mit dieſer Burg und mit den Dörfern Bilgersdorf und Radgersdorf belehnt. Als gegen das Jahr 1398 nach dem Abſterben einer Reußiſchen Linie der ganze Ronneburger Diſtrikt zugleich mit Werdau als ein heimgefallenes Lehn an Meißen überging, blieb nur noch Poſterſtein, als Böhmiſches Lehn, eine Zeit lang Reußiſche Beſitzung und wurde in der Folge Gegenſtand langer Streitigkeiten zwiſchen dem Burggrafen von Meißen und den Reußiſchen Häuſern. Poſterſtein erſcheint hierauf ſchon gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts als adeliges Rittergut; im Jahr 1485 kommt als Beſitzer Hans Puſter zum Stein vor. Von dieſer Familie Puſter oder Wuſter erhielt es erſt ſeinen ſpätern Namen Poſter- oder Puſterſtein, da es, wie ſchon bemerkt, früher der Stein bei Altenburg hieß. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts war es im Beſitz der Familie Pflugk, bis es Karl von Pflugk im Jahr 1718 an Die von Werther verkaufte; bald darauf im Jahr 1724 gelangte es an die Grafen von Flemming; in der neueſten Zeit iſt es im Beſitz der Herrmann'ſchen Familie. Es ſind in der alten baufälligen Burg keine beſonderen Merkwürdigkeiten zu finden. A—i.

Hierzu als Beilagen:

1) Geithain. 2) Ebersbach bei Löbau. 3) Schloß Poſterſtein.

Verlag von Eduard Pietzſch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Schloß Posterstein.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

IV 18 B.

Altenberg.

SAXONIA.

Muſeum für ſächſiſche Vaterlandskunde.

№ 18. Jeden Monat erſcheinen 2 Lieferungen. IV. Bd.

Altenberg.

Im Süden Sachſens, auf weit umſchauenden Höhen erhebt ſich von Bergen und Forſten umgeben die königl. freie Bergſtadt Altenberg, in alten Urkunden auch Geuſing, Geuſingsberg genannt.

Ihre Lage bedingt ein rauhes Klima, und oft nannte man dieſe Gegenden, eben ſo wie die bei Sebaſtiansberg, das ſächſiſche Sibirien. Dem iſt aber keineswegs ſo. Die nachbarlichen Berge, der Lugſtein, der Geiſingsberg und vor allen der kahle Berg, 2827 Pariſer Fuß über der Meeresfläche, geben ihren Umgebungen ein romantiſch pittoreskes Anſehen, und was der Fruchtbarkeit der Erde abgeht, das erſetzt ſie in ihrem Innern an Reichthum von Metallen und namentlich Zinn. Die Stadt iſt lang gebaut, und nimmt einen großen Raum der breiten Bergfläche ein; die Häuſer ſtehen weit auseinander, ſind größtentheils von Holz, mit Schindeln gedeckt. Die Kirche iſt ein ſchönes, ſtattliches Gebäude, und das Rathhaus, das Bergamtshaus, die Zwitterſtocks-Factorie-Gebäude, die Apotheke und die Gaſthöfe zum goldnen Löwen und zum alten Amthauſe, ſo wie noch einige andere, ſind Zierden des Orts, welcher dermalen überhaupt 2000 Einwohner enthält, die ſich vom Bergbau, von ſtädtiſchen Gewerben, Waldarbeiten und Strohflechten nähren und einige Geſchäfte im Grenzhandel machen. Die Stadt iſt jetzt der Sitz eines königlichen Bergamts, eines königl. Juſtiziars, ſo wie eines königl. Oberförſters.

Ihre frühere Geſchichte anlangend, gehörte ſonſt dieſe Gegend, welche auch Geuſing hieß, der reichen Familie von Bärenſtein (Bernſtein), welche, die Wichtigkeit des Bergbaues dieſer Gegenden erkennend, hier die Stadt angelegt haben ſoll.

Dies geſchah bereits im 15. Jahrhunderte, da nämlich, der Tradition zufolge, im Jahre 1458 ein hier im Walde arbeitender Köhler geſchmolzenes Zinn unter ſeinem Meiler gefunden haben ſoll. Schon im Jahre 1465 war das Bergwerk auf Zinn im blühendſten Umſchwung. Es begründete ſich hauptſächlich auf gegenſeitige Unterſtützung und wurde von einer Art von Actienverein betrieben. Die bauenden Gewerken beſtanden anfänglich vorzüglich aus Freyberger und Graupner Bürgern, zu welchen die reichen Patricierfamilien Münzer und Allnpeck, Buchführer, Schönleben ꝛc. gehörten, hatten außer den Bergwerken Grundeigenthum und nannten ſich Ziener oder Zinnherren.

Herzog Albert der Beherzte kaufte Altenberg nebſt ſeinen Forſten von Denen von Bärenſtein. So blieb es bei der regierenden Familie. Kurfürſt Auguſt kaufte noch mehre Waldungen dazu. Im Jahre 1613 überließ Joh. Georg II. das Vorwerk Bärenburg, welches er den Bernſteiniſchen Erben abgekauft hatte, nebſt den dazu gehörenden Waldungen an die Gewerke des Zwitterſtocks. So nannte man das Zinnbergwerk. Das Zinnerz, Zwitter genannt, liegt hier in großen Maſſen oder Klumpen, ſogenannten Stockwerken. Es gehört zu den beſten Teutſchlands und das Zinn wetteifert im Glanze ſelbſt mit dem engliſchen. Durch den Bergbau entſtand die Stadt und er war bis jetzt die Hauptnahrungsquelle derſelben. In alten Zeiten baute man nicht ſo tief unter Tage, alſo bei weitem nicht ſo koſtſpielig, als jetzt, aber auch nicht ſo nachhaltig und umſichtig. Dies war die Urſache furchtbarer Unglücksfälle, die vor allen Bergſtädten vorzugsweiſe Altenberg trafen. Schon am 13. November 1545 war ein großer Tagebruch (Bergeinfall), wodurch 10 verſchiedene Zechen verſchüttet und zerſtört wurden. Im Jahre 1578 den 28. April folgten 2 Zechen (Gruben), nach, und am ewig denkwürdigen 24. Januar 1624 ſtürzte durch einen ungeheuern Tagebruch das ganze unmittelbar vor der Stadt liegende große Zinnbergwerk zuſammen. Schon früher hatte man, den nachläſſigen Bau bemerkend, mehre Bergbeamte ihres Dienſtes entſetzt; aber die Folgenden bauten nicht minder unvorſichtig, was nicht ſowohl ihnen ſelbſt, ſondern vielmehr der Eigenthümlichkeit der Lagerſtätte und der Unvollkommenheit der damaligen Markſcheidekunſt zuzuſchreiben war, und ſo wurde das große Unglück vorbereitet. Es war eine ſtürmiſche Nacht, in Maſſen lag der Schnee auf den unwirthbaren Gebirgen. Ruhig arbeitete der Bergmann in den Teufen. Eben ſchlug die Glocke früh 4 Uhr, da krachte es wie Donnerſchläge, die Erde zitterte und im Nu ſtürzten mit entſetzlichem Getöſe 4 Göpel mit ihren Zechen, als: Rietzſchelszeche, Herrenzeche, Schellenzeche, Graupner Zeche, Rathsſchacht, Biermaul und noch andere Zechen in die Tiefe. Alle Häuſer der Stadt bebten, aber blos 24 Bergleute waren in der Grube, wovon 19 gerettet, 4 todt und der eine gar nicht wieder gefunden wurden.

Obgleich dieſes Unglück anfangs unermeßlich ſchien, ſo war es doch in der Folge der Grund zu dem fernern blühenden, und bis jetzt beſtehenden Flor des Bergbaues im Stockwerk. Die verſchiedenen Gewerkſchaften vereinigten ſich in eine einzige, die noch beſtehende Stockgewerkſchaft, und bauen ſeitdem die Zwitter meiſtens durch Bruchbaue ab, was im ganzen Geſtein viel zu koſtſpielig ſeyn und das Aufhören des Bergbaues längſt herbeigeführt haben würde.

Dieſer Bergfall iſt unter dem Namen der Pinge bekannt, und noch zeigt eine 120 Lachter weite, 52 Lachter tiefe und große Grube, die einem Bergthale gleicht, die Merkmale deſſelben. Sie iſt ſehenswerth. Seitdem wird der Bergbau unter Aufſicht des Bergamts mit größter wiſſenſchaftlicher Vorſicht und Genauigkeit betrieben, und Nichts geſpart, wenn es reellen und nachhaltigen Nutzen bringen kann. Noch iſt das Zinnausbringen ſehr bedeutend, 2400 Cntr. jährlich im Stockwerk und in den daneben liegenden Gruben, und man ſtrengt alle Kräfte an, mit Eng-

Digitized by Google

land zu wetteifern, welches durch Einführung des wohlfeilen engliſchen und oſtindiſchen Zinnes die Preiſe des ſächſiſchen herabdrückt.

Altenberg liegt von Dresden 7, von Teplitz 3, vom nächſten böhmiſchen Gränzort Zinnwald eine Stunde. Im Sommer iſt der Fußweg von Dresden höchſt intereſſant. Er führt über Lockwitz, durch das ſchöne Kreiſchaer Thal, Kreiſcha, am hohen Wiliſch vorüber, läßt Dippoldiswalde rechts liegen, und leitet durch mehre freundliche Dörfer und ſchöne Forſten, auf weit umſchauende Höhen. Würde, wie es heißt, die Kunſt dieſe Straße beſſern, und Böhmen die Straße des Zinnwaldes bis zum Eichwald gangbarer machen, ſo wären 4 Stunden Wegs nach Teplitz erſpart und der ſehr beſchwerliche Nollendorfer Berg umgangen.

Reiſende, welche Altenberg beſuchen, werden im Gaſthofe zum Löwen und in dem Rathhauſe ein freundliches Unterkommen finden, und im Sommer wird namentlich der Freund der Berg- und Pflanzenkunde ſeine Erwartungen erfüllt, ja ſelbſt übertroffen ſehen. Der Weg von hier nach Teplitz über Zinnwald iſt für den Fußreiſenden höchſt angenehm, und bietet namentlich auf den Höhen oberhalb Eichwald die überraſchendſten Ausſichten dar. C. D.

Paul Gerhardt.

Zu den großen Verdienſten, welche ſich die Reformation um die öffentliche Gottesverehrung erworben hat, gehört ganz vorzüglich die Einführung der Landesſprache bei derſelben und die Abfaſſung religiöſer Lieder, an welcher, ſtatt daß die früher dabei gebräuchlichen lateiniſchen Pſalmen oft nicht einmal von der Geiſtlichkeit, geſchweige von dem gemeinen Manne verſtanden wurden, nun die ganze Gemeinde erbaulichen Antheil nehmen konnte. Luther ſelbſt hatte zu dieſem Endzweck acht ſolcher Lieder gedichtet und ſchon im Jahre 1524 zu Wittenberg bekannt gemacht. Sie erſchienen 1545 in vermehrter Anzahl zu Leipzig, und zeichnen ſich ſämmtlich durch Wärme des Gefühls und Kraft der Sprache aus. Dem Beiſpiel des Reformators folgten bald mehre geiſtvolle Dichter, wie Simon Dach, Paul Flemming, Keymann, Neumark, Olearius, Poliander, Ringhardt, Johann Rüſt, Rodigaſt, Verfaſſer des Liedes: „Was Gott thut, das iſt wohlgethan" ꝛc. Selnecker und ſpäter beſonders Johann Andreas Cramer, Gellert, Klopſtock, Mudre, Münter, Neander, Niemeyer, Novalis, Eliſe von der Recke und Andere, rühmlich nach. Durch ſie erhielt die proteſtantiſche Kirche Teutſchlands einen reichen Schatz trefflicher Geſänge, aus dem die Sammlungen geiſtlicher Lieder, welche bis in die neueſte Zeit für den evangeliſchen Gottesdienſt unſeres Volks veranſtaltet wurden, mehr oder weniger geſchöpft worden ſind.

In dieſer Reihe frommer Sänger glänzt ſeit zweihundert Jahren auch der Name und das Verdienſt des ehrwürdigen Mannes, deſſen Bildniß hier beigefügt iſt. Paul Gerhardt, oder, wie der Dichter ſich ſelbſt ſchrieb: Paulus Gerhardt, ward im Jahre 1606 oder 1607 zu Gräfenhainichen, im ehemaligen ſächſiſchen Kurkreiſe, geboren. Sein Vater war Chriſtian Gerhardt, und bekleidete dort das Amt eines Bürgermeiſters. Ueber ſeine früheſte Erziehung und Bildung, ſo wie über ſeine Vorbereitung auf das akademiſche Leben und die Verhältniſſe, in denen er ſich bis zu ſeinem 44. Lebensjahre befunden, ſind keine Nachrichten vorhanden. Im Jahre 1651 finden wir ihn in Berlin als Candidaten des Predigtamts. Wahrſcheinlich erwarb ſich Gerhardt hier ſeinen Unterhalt durch Privatunterricht, muß aber auch fleißig und mit Beifall gepredigt haben. Denn als ſich der Stadtrath zu Mittenwalde, nach dem am 13. März 1651 erfolgten Tode des daſigen Propſtes Kaspar Göde, an das Miniſterium zu Berlin mit dem Geſuch wandte, ihm zu dieſer Stelle einen würdigen Mann vorzuſchlagen, antwortete daſſelbe hierauf folgender Maaßen: „Wir ſind hierüber einmüthig zu Rath gegangen, wiewohl wider ſein Bewußt, welches wir daher auch für den aufrichtigſten und beſten Dienſt halten, den ehrenfeſten, vorachtbaren und wohlgelehrten Herrn Paulum Gerhardt, S. S. Theol. Cand., welcher ſich allhier bei uns in des Churfürſtl. Brandenburgſchen Kammergerichts-Advocati Herrn Andreas Barthels Hauſe befindet, beſter Maaßen Unſeren Herren zu ſolchem Amte anzutragen; in der Verſicherung, daß wir in dieſem wohlgemeinten Vorſchlag, ihrer chriſtlichen Gemeinde eine ſolche Perſon fürhalten, deren Fleiß und Erudition bekannt, die eines guten Geiſtes und ungefälſchter Lehre, dabei auch eines ehr-friedliebenden Gemüthes und chriſtlich untadelhaften Lebens iſt, daher er auch bei hohen und niedrigen unſeres Orts lieb und werth gehalten und von Uns alle Zeit das Zeugniß erhalten wird, daß er auf unſer freundliches Anſinnen zu vielen Malen mit ſeinen von Gott empfangenen werthen Gaben, um unſere Kirche ſich beliebt und wohlverdient gemacht hat."

Auf dieſe ehrenvolle Empfehlung ward Gerhardt von dem Magiſtrat zu Mittenwalde zum Propſt daſelbſt berufen und trat dieſe Stelle gegen Ende des Jahres 1651 an. Hier war es, wo er ſich mit Anna Maria Barthel, der Tochter des bereits erwähnten Kammergerichts-Advokaten Barthels oder Bertholdts, vermählte; aber auch ſeine erſtgeborne Tochter, Maria Eliſabeth, ſchon nach ſieben Monaten durch den Tod verlor. So treu übrigens Gerhardt die Pflichten ſeines Amtes erfüllte und ſo groß auch die Achtung und Liebe war, die er ſich dadurch bei ſeiner Gemeinde erwarb, ward ihm ſein Aufenthalt zu Mittenwalde doch theils durch die Anfeindungen, welche ihm von ſeinem Collegen, dem bei Beſetzung der Propſtſtelle übergangenen Diakonus Albborn, widerfuhren, theils durch die geringen Einkünfte derſelben und den Mangel an geiſtreichem Umgange ſehr verleidet, und eine Veränderung ſeiner Lage konnte ihm daher nur willkommen ſeyn. Die Gelegenheit dazu gab das am 10. October 1656 erfolgte Ableben des Propſts Peter Behr zu Berlin, indem durch das Aufrücken der Geiſtlichen das Diakonat an der Nikolaikirche daſelbſt erledigt wurde. Der Magiſtrat zu Berlin trug Gerhardt dieſe Stelle an, und mit innigem Dank gegen die Vorſehung folgte der fromme Mann einem Rufe, der ihn in die Vaterſtadt ſeiner Gattinn und in frühere angenehme Verbindungen zurückverſetzte.

Digitized by Google

Paul Gerhardt.

Digitized by Google

Digitized by Google

IV. 18 B III.

Ruinen des Schloſses Lauterstein.

Noch vor dem Ende des Jahres 1657 ging Gerhardt nach Berlin. Auch hier ärndtete ſeine Amtstreue und ſein Talent die ungetheilte Liebe und Verehrung der ihm anvertrauten Gemeinde und aller Bewohner dieſer Hauptſtadt. Später wurden jedoch dieſe glücklichen Verhältniſſe, ohne ſein Verſchulden, durch die Streitigkeiten zwiſchen Lutheranern und Reformirten getrübt. Beide Parteien erlaubten ſich, wie zu Crells Zeiten in Sachſen, die bitterſten Schmähungen gegen einander. Dieſe Kämpfe hatten bereits vor Gerhardts Amtsantritt in Berlin begonnen, und die Bemühungen der Landesfürſten, ihnen zu ſteuern, waren vergebens geweſen. Da erließ Kurfürſt Friedrich Wilhelm der Große am 2. Januar 1662 und 16. Septbr. 1664 Edicte, in welchen er beiden Theilen ſich aller Anzüglichkeiten zu enthalten, die Taufhandlung, wenn die Aeltern es verlangten, ohne Exorcismus zu verrichten anbefahl und allen Predigern, welche dieſen Befehlen nicht gehorchen würden, Amtsentſetzung und nach Befinden noch härtere Strafen androhte; auch ſollte jeder Geiſtliche ſich zu Befolgung dieſer Vorſchrift durch Unterzeichnung eines Reverſes verbindlich machen. Gerhardt hatte ſich nie beleidigender Ausfälle gegen die Reformirten ſchuldig gemacht, konnte ſich aber zur Unterſchrift eines ſolchen Reverſes, den er mit ſeiner Ueberzeugung für unverträglich hielt, nicht entſchließen. Das Conſiſtorium zu Berlin erklärte ihm daher, daß man ihn, wenn er ſich der Unterzeichnung weigere, werde entlaſſen müſſen, und kündigte ihm, da er, nach ihm bewilligter achttägiger Bedenkzeit zu erkennen gab: „er habe ſich ſchon längſt bedacht und werde ſich wohl nicht ändern," dieſe Entlaſſung wirklich an. Die nachdrückliche Verwendung ſämmtlicher Bevollmächtigten der Bürgerſchaft und mehrer Gewerken Berlins für den geliebten Lehrer, verbunden mit einem vortheilhaften Bericht des Stadtraths an den Kurfürſten, hatte zwar nicht ſogleich den gewünſchten Erfolg; als aber die Stände der Mark dem Kurfürſten unter dem 27. Juli 1666 vorſtellten: „Gerhardts Abdankung errege im ganzen Lande große Furcht der Religion halber, zumal da dieſer Mann von beiderſeits Confeſſionsverwandten für einen frommen, exemplariſchen und allerdings friedliebenden Theologen erkannt werde, man auch ſonſt gar nicht erfahre, daß er die Edicte übertrete, nahm dieſer ſeinen Beſchluß zurück und ließ dem Magiſtrat am 9. Januar 1667 durch den Oberpräſidenten Freiherrn von Schwerin eröffnen, „daß, weil er von Paul Gerhardts Perſon keine Klage vernommen, außer daß er den Edicten zu ſubſcribiren ſich entzogen, Sr. kurfürſtl. Durchlaucht aber dafür halten müßten, daß er die Meinung der Edicte nicht recht begriffen hätte: ſo wollten Sie ihn hiermit plene reſtituirt und ihm ſein Predigtamt nach wie vor zu treiben verſtattet haben." Gerhardt ſetzte zwar einige ſeiner Amtsgeſchäfte eine Zeit lang wieder fort, fand ſich aber bald bewogen, den Kurfürſten zu bitten: „ihm zu geſtatten, mit der Ausübung des Predigtamts anzuſtehen, bis er es, nach Gottes Willen und des Kurfürſten Zulaſſung, mit beſſerem Gewiſſen vertreten werde." Der Kurfürſt überließ es jetzt Gerhardts eigenem Gutdünken, ſein Amt ferner zu verwalten, oder es niederzulegen. Gerhardt entſagte ihm freiwillig und ward bis zu ſeinem, im Jahre 1669 erfolgten Antritt des ihm von dem Magiſtrat zu Lübben in der Niederlauſitz übertragenen Archidiakonats an der daſigen Hauptkirche, von ſeinen Freunden und Gönnern in Berlin edelmüthig unterſtützt. Hierdurch widerlegt ſich zugleich die Sage, als ſey Gerhardt von dem Kurfürſten Friedrich Wilhelm dem Großen aus dem Lande verwieſen worden, und die ſchöne Dichtung Schmidts von Lübeck von der Entſtehung des Gerhardtſchen Liedes: „Befiehl du deine Wege ꝛc." iſt daher ohne hiſtoriſchen Grund.

Gerhardt ſtarb am 27. Mai, nach Andern am 7. Juni 1676 im 70. Jahre ſeines Alters zu Lübben mit den Worten des 8. Verſes ſeines Liedes: Warum ſollt' ich mich denn grämen? — „Kann uns doch kein Tod nicht tödten ꝛc." Sein Bildniß in der daſigen Hauptkirche, die ſeine Aſche umſchließt, ward im Jahre 1831 auf Houwalds Veranlaſſung geſtochen und ſeitdem vielen proteſtantiſchen Geſangbüchern beigefügt.

Gerhardts geiſtliche Lieder gehören, ob ſie ſchon hier und da das Gepräge ihrer Zeit an ſich tragen, zu den trefflichſten Erzeugniſſen, welche die teutſche Dichtkunſt in dieſer Gattung aufzuweiſen hat. Die Lieder: „Befiehl du deine Wege ꝛc." „Ich hab' in Gottes Herz und Sinn ꝛc." „Ich ſinge Dir mit Herz und Mund ꝛc." (welches der berühmte Winckelmann ſich abſchriftlich nach Rom kommen ließ), „Iſt Gott für mich, ſo trete gleich alles wider mich" ꝛc. „Warum ſollt ich mich denn grämen?" u. a. m. werden ihren Werth nie verlieren und des frommen Sängers Gedächtniß ſtets in Segen erhalten.

H—dt.

Lauterſtein.

Daß wir faſt ſämmtliche Schlöſſer und Burgen des Erzgebirgs — nur Auguſtusburg, Frauenſtein und allenfalls Hartenſtein machen eine Ausnahme — nicht eben auf den höchſten dominirenden Gipfeln dieſes Gebirgs oder Hochlandes bemerken, ſondern in der Tiefe ſeiner Thäler, obwohl kühn über jähen Abgründen an ſteile Felskoppen geklebt, darf mit Rückſicht auf die vorzeitliche Methode der Belagerung und Vertheidigung feſter Plätze nicht im geringſten befremden; wohl aber muß es uns ſeltſam erſcheinen, wie ſich ein Rittersmann, als ſolcher ſicherlich kein Anachoret, in einem ſo ſchauerlichen, einſamen Grunde anſiedeln konnte, wie es der Thalgrund der Bockau unfern Zöblitz und Marienberg iſt, auf einer Felsbank, welche kaum einen Morgen Landes Flächenraum umfaßt, auf welcher man Nichts erblickt, als die gegenüberliegende zerklüftete, mit Schwarzwald bedeckte Thalwand, Nichts hört, als das Sauſen des Sturmes in den Wipfeln der Tannen und das Rauſchen der unten in der Tiefe über Geröll und Trümmergeſtein wild dahin ſchießenden Bockau. In Wahrheit ein melancholiſcher Aufenthalt, kaum erträglicher, als in dem düſtern, grauſigen Felſenſchlunde am Grimſelſpital, oder dort unten am trübſeligen, moorigen Ufer der Spree. Und dennoch hat die Ruine der alten Burg Lauterſtein ſolch eine abſchreckende Lage.

Digitized by Google

Darf man der Ueberlieferung trauen, ſo ward ſie im J. 1315 zur Sicherheit der hieſigen, häufig von Räubern durchzogenen Gegend von einem Leisniger Burggrafen angelegt, bald nachher aber mit der geſammten bedeutenden Herrſchaft Lauterſtein, von welcher allem Anſcheine nach früher ein Theil zu Böhmen gehörte, an den Ritter von Berbisdorf abgetreten. Dieſe Herrſchaft begriff die Städtchen Zöblitz und Olbernhau und die Rittergüter Forchheim, Mittel- und Niederſayda, ſowie die Dörfer Blumenau, Anſprung, Bockau und Sorgau.

In dem Zeitraume von 1430 bis 1639 wurde das Schloß dreimal durch Brand zerſtört, und zwar zuerſt durch die Huſſiten, welche es völlig ſchleiften; 100 Jahre ſpäter in Folge einer Verwahrloſung, welche dem damaligen Burgherrn George Grafen von Berbisdorf auf eine ſchauderhafte Weiſe das Leben koſtete. Ein gebrechlicher, ſchwerfälliger Greis war er nicht vermögend, ſich von ſeinem Lager zu erheben, geſchweige noch zeitig genug der Gefahr zu entrinnen. Reißend greift die Flamme um ſich, ſchon erfaßt ſie ſein Gemach, zu ſpät denkt man an ſeine Rettung, es bleibt kein Ausweg übrig, als ihn in ſeine Betten gehüllt aus dem Fenſter in die Tiefe des Thales hinabzulaſſen. Aber ach! es löſen ſich auf dieſer gefährlichen Fahrt die leicht geſchürzten Knoten und zerſchmettert ſtürzt der Unglückliche über die Felſen des Schoßbergs in die Bockau hinab. — Nach dieſem Brande erhob ſich die Burg noch einmal aus ihrer Aſche. Als ſie aber im Jahre 1639 von ſchwediſchen Streifzüglern, welche rings umher wüſteten, in Brand geſteckt zum dritten Male eingeäſchert wurde, ward ſie von den Beſitzern für immer verlaſſen und blieb ſeitdem in ihren Trümmern liegen. Ja, was nicht Feuer zerſtörte, verſuchten ſpäter noch Menſchenhände, von welchen wenigſtens einige Gewölbe und Nebengebäude durchwühlt und niedergeriſſen wurden.

Gegenwärtig ſtehen hauptſächlich noch 2 ſtarke Thürme, ein viereckiger und daneben ein runder, welcher bis zum Kranz noch ziemlich unverſehrt hoch über das geſammte verfallene Gemäuer ſeiner nachbarlichen Gebäude emporragt. Dieſe, zum Theil von wucherndem Strauchwerk, Wurzeln und Ranken umſtrickt, hängen auf einem ſenkrechten Felſen, deſſen Fuß die Bockau beſpült, ein ſtarker, von den Marienberger Erzwäſchen getrübter reißender Waldbach, der ſich 1 St. von hier in die Flöha ergießt. Unmittelbar unter der Ruine treibt er eine Mühle, zu deren Schutz die Burg auch wahrſcheinlich ganz beſonders erbaut war.

Die Höhe des Schloßbergs, oder vielmehr jener ſteilen und kahlen Felsklippe, welche die Ruine trägt, iſt kaum auf 150′ zu veranſchlagen, daher letztere nur ganz in der Nähe ſichtbar, ja von der gegenüberliegenden Thalwand ſelbſt unſcheinbar, in einiger Entfernung aber von den zu beiden Seiten weit höher aufſteigenden Waldbergen völlig verdeckt iſt. Dagegen gewährt ſie von der Abendſeite her, oder wenn man auf der Straße von Niederlauterſtein thalabwärts zur Schloßmühle herabſteigt, einen romantiſchen Anblick.

Gegenüber ſieht man den Katzenſtein, eine mehrfach zerſpaltene und zerriſſene Felspartie, auf welcher früher ebenfalls eine Burg geſtanden haben ſoll. Ob es die erſte Anlage zum Lauterſtein geweſen ſey, iſt zweifelhaft, wohl aber gewiß, daß ſchon vor dieſem ein älteres, der Sage nach von einem böhmiſchen Ritter angelegtes Schloß hier exiſtirte. Auch erhielt das Juſtiz- und Rentamt Lauterſtein, jetzt im Städtchen Zöblitz, nachdem ein Theil der vormaligen Herrſchaft durch Kauf an den Landesherrn gekommen war, von dieſem Schloſſe ſeinen Namen.

Balduin z. E.

Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibnitz

(Fortſetzung.)

So für jedes Fach des Wiſſens empfänglich und mit den nöthigen Vorkenntniſſen, wie Keiner, ausgerüſtet, ging er ſchon im 15. Jahre zu den höhern academiſchen Studien über, ohne ſich ausſchließlich für ein beſtimmtes Bereich der Wiſſenſchaften entſchieden zu haben. Nächſt der Philoſophie indeß, in ihrem ganzen hiſtoriſchen und dogmatiſchen Umfange, feſſelten ihn am meiſten Mathematik und Geſchichte, ſo wie die Rechtswiſſenſchaft es war, die er ſpäter zur Sicherſtellung eines äußern Berufs erwählt zu haben ſchien und gleichzeitig in den Plan ſeiner Studien aufnahm. Vielleicht beſtimmte ihn in letztrer Beziehung auch ein gewiſſer, von Geſchlecht zu Geſchlecht in der Familie vererbter Zug, da ſein Vater, ſein Groß- und Urgroßvater der Themis zugethan geweſen waren. — Wie ſich zu Leipzig in der Philoſophie Jac. Thomaſius auszeichnete, ſo ſtand zu Jena an der Spitze der teutſchen Mathematiker der öffentliche Profeſſor derſelben Erh. Weigel, der, die Schranken der Gewöhnlichkeit überſchreitend, ein neues Syſtem in ſeiner Wiſſenſchaft, das der Tetraktik (Vierzahl), aufgeſtellt und die Aufmerkſamkeit der gelehrten Welt auf ſich gezogen hatte. Leibnitz, den perſönlichen Umgang vorzüglicher Lehrer wohl zu ſchätzen wiſſend, wendete ſich daher nach einem Jahre von Leipzig nach Jena und ſetzte hier ſeine Studien mit gleichem Eifer fort. Indeß konnte ſich ſein reger Geiſt auch hier nicht lange gefeſſelt ſehen. Im Verlauf eines Jahres war er wieder in Leipzig und faßte auf Veranlaſſung des Thomaſius den Entſchluß, außer der Rechtswiſſenſchaft ausſchließlich der Philoſophie ſich zu widmen und die academiſche Laufbahn daſelbſt zu betreten. Mit den Forſchungen der Vorzeit vertraut, wie mit den wichtigſten wiſſenſchaftlichen Zeitfragen, die ſich, nach der obigen Andeutung, in einem Kampfe der mittelalterlichen und der aus dem Studium der Alten neu geſtalteten Anſicht der Dinge ankündigte, konnte ſich Leibnitz für keine von beiden beſtimmen. Es kam hinzu, daß von den Niederlanden und Frankreich aus durch Des-Cartes, einem gefeierten verwandten Denker, eine andre, eigenthümliche Denkweiſe auch in Teutſchland Anklang fand und namentlich Leibnitzens ganzes Intereſſe gewann. Da war es, wo er, ein Jüngling von noch nicht ſiebenzehn Jahren, mit ſich und den herrſchenden Anſichten entzweit, ganze Tage und Nächte die höchſten Probleme des Denkens zu löſen ſuchte, bis er einen Punkt gefunden hatte, von dem aus eine glückliche Löſung möglich ſchien. Nach mehren Entwürfen zu einem größern literariſchen Werke, die Reſultate ſeiner Unterſuchungen niederzulegen, trat er noch in dem J. 1664 zuerſt in der oben erwähnten gelehrten Streitſchrift zu Erlangung der philoſophiſchen Doc-

Digitized by Google

torwürde öffentlich auf und beurkundete dadurch, wie durch deren Vertheidigung unter dem Vorſitze von Thomaſius, mit allgemeiner Anerkennung einen nicht gewöhnlichen Beruf ſeines nach Selbſtſtändigkeit ringenden Geiſtes. Ohne in den Inhalt dieſer Schrift (de principio individuationis) weiter einzugehen, erwähnen wir nur, daß ſie um ſo denkwürdiger iſt, als ſie die erſten Grundzüge enthält, aus welchen er ſpäter ſein ſo genanntes Syſtem der präſtabilirten Harmonie entwickelte, das bald ſeinen Ruhm die engen Grenzen des Vaterlandes überſchreiten ließ, und beſonders in Frankreich und England die Aufmerkſamkeit der größten Denker erregte. In Teutſchland aber ging von dieſem Punkte aus, wie mit einem elektriſchen Schlage, eine Bewegung der Geiſter hervor, durch welche erſt die wahre wiſſenſchaftliche Forſchung geweckt und genährt wurde, auf die höchſten Intereſſen der Menſchheit gerichtet, während man ſich zuvor mit leeren Spitzfindigkeiten abmühte und eines freien Aufſchwunges der Gedanken unfähig war.

Eine zweite ähnliche Streitſchrift (specimen quaestionum philosophicarum ex jure collectarum), in welcher er ſeine philoſophiſche Anſicht auf die poſitive Rechtswiſſenſchaft anwendete, erwarb ihm in eben dem Jahre das Recht, öffentliche Vorleſungen zu halten. Doch es lebte in Leibnitz nicht blos ein betrachtender, ſondern auch ein für das praktiſche Leben thätiger Genius, ganz wie in ſeinem Vater, nur in größerem Umfange und Grade der Energie. Er beabſichtigte daher mit dem Amte eines akademiſchen Lehrers in den philoſophiſchen Wiſſenſchaften zugleich die höhere praktiſche Laufbahn eines Rechtsgelehrten zu verbinden, und zwar zunächſt in der Juriſtenfacultät zu Leipzig Sitz und Stimme zu gewinnen. Schon in dem folgenden Jahre 1665 beſtand er mit rühmlichſter Auszeichnung das juriſtiſche Examen, erwarb er ſich durch zwei gelehrte Streitſchriften die Baccalaureatswürde und nachdem er ſich 1666 bei der Disputation pro loco, zur Erwerbung des Rechtes, als Privatdocent aufzutreten, als erprobten Kämpfer gezeigt hatte, (ohne der gleichfalls höchſt denkwürdigen Disputationsſchrift zu erwähnen, die einen ſprechenden Beweis ſeiner ſtaunenswerthen vielſeitigen Bildung und Forſchergabe gewährte) war ihm nur noch übrig, die Würde eines Doctors der Rechte zu erlangen, mit welcher, nach der damaligen Verfaſſung, die Anwartſchaft auf eine Stelle in der Juriſtenfacultät zuſammenhing. Allein wenn ſich bisher ſeinem kühn vorwärts ſtrebenden Geiſte, bei der glücklichſten Entwickelung ſeiner mannichfachen Anlagen, kein äußeres Hinderniß entgegengeſtellt hatte, und er ſchon nahe daran war, den letzten Schritt zu thun, welcher die Vorbereitungen zu einem dem Vaterlande und der Menſchheit geweihten Berufe abſchließen ſollte, traf ihn jetzt, wie aus klarem Himmel, ein unerwarteter, ſein ganzes Leben entſcheidender Schlag. Aller der glänzenden Beweiſe ungeachtet, die er bisher von dem Umfange und der Gründlichkeit ſeiner Kenntniſſe, wie von der Reife und Gediegenheit ſeines Urtheils zu allgemeiner Anerkennung öffentlich abgelegt hatte, verſagte ihm dennoch die Juriſtenfacultät zu Leipzig, wie es heißt, wegen ſeiner Minderjährigkeit, denn er war noch nicht zwanzig Jahre alt, den erbetenen Doctorhut, und beſtimmte ihn dadurch, ſein Vaterland auf immer zu verlaſſen und einer fremden Welt ſich anzuvertrauen. Der wahre Grund dieſes, ſelbſt von Leipzigs eignen gelehrten Koryphäen, ſpäter aber beſonders im Auslande hart angeklagten Verfahrens iſt nur erſt in neueſter Zeit durch ein aufgefundenes eigenhändiges Fragment einer Selbſtbiographie Leibnitzens an den Tag gebracht worden. Die verſchiedenen Muthmaßungen und Anecdoten, die man ſich über den Hergang der Sache erſonnen hat, widerlegen ſich darnach von ſelbſt, namentlich die, daß den feurigen Candidaten des Doctorhutes, als er ſich mit ſeinem Anhalteſchreiben bei dem befugten Dekan gemeldet, die junge Frau deſſelben, die ihm juſt zuerſt entgegengetreten ſey, mit der ſchnippiſchen Antwort abgewieſen habe: Er ſolle ſich erſt den Bart wachſen laſſen, und dann wiederkommen! Nach jenem Bruchſtücke nun, in welchem ſich Leibnitz über dieſen Gegenſtand ausſpricht, war damals in der Facultät über die Zulaſſung von jüngern und ältern Bewerbern ein Streit entſtanden, und die Partei, welche die Letztern begünſtigte, hatte die Oberhand behauptet. „Doch, fährt er fort, ich hatte nicht ſobald den Kunſtgriff meiner Mitbewerber gemerkt, als ich meinen Entſchluß änderte, und mir vornahm, in die Welt zu gehen, weil ich es für unwürdig hielt, daß ein junger Mann an der Scholle, wo er geboren, kleben bleiben ſollte. Denn ſchon lange brannte mir das Herz nach höherer Erkenntniß und nach höherem Ruhme in den Wiſſenſchaften.“

So geſchah es denn, daß Leibnitz bald darauf im Frühjahre 1666 von ſeinen Geſchwiſtern und Verwandten und einem großen Kreiſe von Freunden und Verehrern in Leipzig Abſchied nahm, um nach der Univerſität Altdorf, unweit der alten Reichsſtadt Nürnberg, zu gehen.

Wie aus mahnenden Träumen der innen noch ſchlummernden Welt erwacht, hatten ſeine ganzen Seelenkräfte ſich jetzt, mehr als je, zu einem Brennpunkte geſammelt, um das Höchſte zu erſtreben, was noch unbewußt, in welchen Kreiſen des äußern Berufes, ihn bewegte. Eine Menge wiſſenſchaftlicher Gegenſtände ſchwebten ihm vor, um in Altdorf mit einer gelehrten Streitſchrift auf dem neuen Kampfplatze hervorzutreten. Schon während ſeiner Reiſe dahin, die er im Frühjahr 1666 antrat, hatte er, ohne alle literariſche Hilfsmittel, den größten Theil einer Abhandlung zu dieſem Zwecke verfaßt, worin er dem geſammten Rechtsſtudium einen neuen Weg vorzeichnete und auf die Lücken und Mängel in der Rechtswiſſenſchaft aufmerkſam machte. Doch wie er, auch ſpäter, leicht von einem Gegenſtande zum andern geführt wurde, verwarf er nach ſeiner Ankunft in Altdorf dieſe Arbeit wieder, faßte eine andre kleine academiſche Schrift ab, und trug damit, ſo wie in ſeinen mündlichen Prüfungen und in der Disputation, den glänzendſten Sieg davon. Nicht nur erhielt er auf die rühmlichſte Weiſe von der Univerſität die Doctorwürde, ſie rechnete es ſich auch zur Ehre, ihm ſogleich eine außerordentliche Lehrerſtelle in der Rechtswiſſenſchaft zu übertragen. Allein Leibnitz, noch nicht zwanzig Jahre alt, führte, wie er ſagte, ganz Anderes jetzt im Sinne und lehnte dieſe Auszeichnung dankbar ab. Nürnberg, damals eine der berühmteſten Städte in Teutſchland gleich ſehr in Anſehung auf Kunſt und wiſſenſchaftliche Bildung, als auf gewerbliches und bürgerlichthätiges Leben, Nürnberg mußte dem jungen Leibnitz einen vielſeitigern Anziehungspunkt gewähren, als das unbedeutendere Altdorf. Einmal feſt entſchloſſen, die breite Heerſtraße der Gewöhnlichkeit zu verlaſ-

Digitized by Google

ſen, wendete er ſich daher, einem guten Glücke vertrauend, nach Nürnberg, um frei und unabhängig ſeiner weitern Fortbildung daſelbſt zu leben. Mit dem Freibriefe ſeines Genius ausgeſtattet, fand er, wie in Altdorf, auch hier bald Freunde und Gönner, wie er ſelbſt in einem Schreiben an den Herzog von Hannover ſagt: „habe ich doch meiſtens das Glück gehabt, an ſteinfremden Orten, ſobald ich mich zu expliciren Gelegenheit gefunden, in einige Conſideration (Betrachtung), auch ohne alle Recommandationes, gezogen zu werden.“ Es iſt dieß aber um ſo merkwürdiger, als Leibnitzens perſönliches Auftreten an ſich nicht geeignet war, viel Erwartungen zu erregen. Denn nach den vorhandenen Zeugniſſen haben wir ihn uns als eine zwar zarte, aber unanſehnliche, mittelmäßige Geſtalt zu denken, mit einem Worte, als eine Erſcheinung, die nicht leicht den außerordentlichen Geiſt dahinter ahnen ließ. Doch eben jenes edle Selbſtvertrauen mit der Kraft, den Bedrängniſſen des Lebens und Wirkens ſtets einen verklärenden Durchgangspunkt abzugewinnen und die höhern Zwecke, auf welche ſich ein ſolches Vertrauen ſtützt, in nie gekannten, gleichſam urgeſchaffnen Weiſen beharrlich zu verfolgen, iſt ein weſentlicher Charakterzug des Genies, der es den vorurtheilsfreien Blicken, erhoben über der Alltagswelt, wie ein bedeutungsvolles Schweifgeſtirn, offenbart und mit Vertrauen und Theilnahme erfüllt. So wußte ſich Leibnitz zunächſt, und dieß war gewiß ein entſcheidender Beſtimmungsgrund, nach Nürnberg zu gehen, auf eine höchſt originelle Weiſe Zutritt zu einer geheimen Geſellſchaft von Alchymiſten und Adepten daſelbſt zu verſchaffen, die vor Allem ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Wie alles höhere wiſſenſchaftliche Leben beſonders in Teutſchland aus dem dunkeln Schooſe dieſer Zeit ſich langſam zu entfalten begann, bei dem überſchwenglichen Aufſchwunge einer ungeregelten Phantaſie jedoch ſich in mannichfache Abirrungen verlor, ſo namentlich die Naturwiſſenſchaften, die, durch das Aufblühen der höhern und techniſchen Künſte gefördert, in Nürnberg eine vorzügliche Pflege fanden. Sehr angeſehene Perſonen, ſelbſt die erſten Geiſtlichen der Stadt, huldigten dieſer Neigung, nur daß ſie ihr faſt abenteuerliches Weſen in geheimen Verbindungen trieben und nach einem Etwas ſtrebten, was ihnen ſelbſt eine unbekannte Größe war, nach dem ſogenannten Stein der Weiſen, d. h. eben einem unbekannten Etwas, mittelſt deſſen ſich nicht nur die Geheimniſſe der Schöpfung offenbaren, ſondern auch allerlei Wunderdinge verrichten laſſen ſollten, wie die Bereitung der Unſterblichkeitseſſenz, des Goldes u. dergl. Nur eine Liſt konnte dem wißbegierigen Leibnitz die Thore des Heiligthums öffnen. Er machte ſich daher mit den Schriften der berühmteſten Alchymiſten, die er ſchon vorher kannte, von neuem vertraut, ſammelte die abenteuerlichſten und geheimnißvollſten Sprachweiſen, womit ſie ihre phantaſtiſchen Aufgaben bezeichneten, faßte einen, ihm faſt ſelbſt nicht ganz verſtändlichen Brief an den Vorſteher der Geſellſchaft ab und bat um Aufnahme. Voll Staunen über die Weisheit des jungen Doctors erhielt er alsbald den gewünſchten Zutritt, und dieß ſogleich mit einem ſolchen Vertrauen, daß man ihm die Sekretairſtelle übertrug und dafür auch einen kleinen Gehalt zuſicherte. Die Führung des Protocolls über die gemachten Verſuche, das Excerpiren alchymiſtiſcher Schriften und andre dergl. Dinge waren ſein Geſchäft. Gewann er auf dieſe Weiſe die nöthigen Mittel zu einer ſparſamen Exiſtenz, denn er bezog von einem kleinen Erbtheil nur einige wenige Intereſſen aus der Heimath und dieß ſehr unbeſtimmt, ſo wurde er auch durch jenen Verkehr auf den wahren, wiſſenſchaftlichen Geſichtspunkt geführt, von dem aus er ſpäter auch dieſe Seite der Naturforſchung förderte. Doch nicht lange ſollte Leibnitz in einer ſo myſteriöſen und unſichern Sphäre verbleiben. Eine höhere Hand führte ihn, nach Verlauf von etwa dreiviertel Jahren, mit einem der größten Männer ſeines Zeitalters zuſammen, mit dem Freiherrn von *Boineburg*. Nicht, wie man gewöhnlich annimmt, war er mehr Kur-Mainziſcher Miniſter, ſondern er hatte ſeit einigen Jahren, mit dem Hofe zerfallen, dieſer Stelle entſagt, und ſuchte, nach einer langen, von bittern Erfahrungen getrübten, aber ruhmvollen Laufbahn als Staatsmann und Diplomat in den Privatſtand zurückgekehrt, eine früher ſchon liebgewonnene Freiſtätte der Erholung in wiſſenſchaftlichen Studien. Auf einer Reiſe nach ſeinem Wohnorte Frankfurt a. M. begriffen, die ihn über Nürnberg führte, zu Anfang des Monat März 1667, wollte es das Glück, daß er mit Leibnitz zu Mittag an einer und derſelben Wirthstafel zuſammentraf und nach einem ſich leicht anknüpfenden Geſpräche das regſte Intereſſe für ihn gewann, ja den entſcheidendſten, glücklichſten Wendepunkt ſeines Lebens unerwartet herbeiführte. Wie zwei verwandte Geiſter ſich begegnend, ſchloß ſich von dieſem Augenblicke an das edelſte, innigſte Freundſchaftsverhältniß unter ihnen, und ſo ungleich auch an Jahren und äußerer Stellung, war es doch, als verjünge ſich an dem glühenden, hochaufſtrebenden Jugendfeuer Leibnitzens der betagte, erfahrne Staatsmann von Boineburg zu *einer* Empfindung und *einem* Streben. Auf ſeinen Rath machte Leibnitz jetzt die Rechtswiſſenſchaft und die Geſchichte zum Hauptgegenſtand ſeiner Studien, begab ſich alsbald nach Frankfurt, um in ſeiner Nähe zu ſeyn, und ging in dem folgenden Jahre 1668 mit ihm nach Mainz, indem Boineburg ſich dem Kurfürſten, *Johann Philipp von Schönborn*, wieder zu nähern ſuchte, ohne jedoch in eine amtliche Stellung zu treten. Nicht daher von dieſem, wie ebenfalls fälſchlich angenommen wird, wurde Leibnitz dem Kurfürſten empfohlen, vielmehr empfahl er ſich ihm ſelbſt, indem er ihm die bereits auf ſeiner Reiſe nach Altdorf angefangene Schrift über die Umgeſtaltung der Rechtswiſſenſchaft, die er hier vollendete, dedicirte und im Druck erſcheinen ließ. Ueberaus huldvoll aufgenommen, wurde er von dem edlen Fürſten, der bereits eine Reform des Juſtizweſens beabſichtigte, nach einer längern Beſprechung, zur Ausführung ſeiner reformatoriſchen Entwürfe für die Rechtswiſſenſchaft und die Geſetzgebung ermuntert. Zugleich trat er mit den ausgezeichnetſten Staatsmännern zu dieſem Zweck in nähere Verbindung, fand öftern Zutritt bei dem Kurfürſten und bezog auch eine wöchentliche Beſoldung aus der öffentlichen Schatzkammer. Die erſten Früchte ſeiner Arbeiten waren ein Entwurf zu einer neuen Anordnung des geltenden römiſchen Geſetzbuches (ratio corporis juris reconcinandi), ein Gutachten oder „Bedenken, wie den Mängeln des Juſtizweſens in Theoria abzuhelfen“ und mehre ausführliche Privatſchreiben über dieſen Gegenſtand, namentlich an den Herzog von Braunſchweig, *Johann Friedrich*, einen gleichfalls hochgebildeten, über die Gewöhnlichkeit hervorragenden Fürſten, mit

Digitized by Google

dem wir Leibnitz in thätigen Briefwechſel finden. Erinnert man ſich hierbei, daß Leibnitz, noch nicht 22 Jahr alt, mit den erfahrenſten und gebildeteſten Staatsmännern und Rechtsgelehrten ſich berathend, in dieſer hochwichtigen Angelegenheit die kühnſten und weiſeſten Entwürfe machte, Entwürfe, die mehr als ein Jahrhundert ſpäter erſt zur eigentlichen Durchführung gelangten, (wie denn die geſammte neuere Rechtswiſſenſchaft und Geſetzgebung ihren Grundzügen oder philoſophiſchen Principien nach von Leibnitz ausgegangen iſt,) ſo bleibt man zweifelhaft, ob man mehr ihn ſelbſt oder mehr diejenigen bewundern ſoll, die einen ſo ungewöhnlichen Geiſt verſtanden und ihm den rechten Wirkungskreis gewährten. Und dennoch war dieß nur eine Seite ſeiner Alles umfaſſenden Vermögenheit. Mit derſelben Umſicht und Sachkenntniß verſuchte er ſich auch um dieſelbe Zeit auf dem höhern politiſchen Felde, wozu ihm die Wahl eines neuen Königs von Polen, nachdem Johann Caſimir, dieſes Purpurs müde, 1668 demſelben freiwillig entſagt hatte, die Veranlaſſung gab. Bei der großen Bedeutung, welche der polniſchen Republik in der Waagſchale der europäiſchen Staaten zukam, war ein ſolches Ereigniß von nicht wenigem Intereſſe. Unter mehrern Mitbewerbern um die Krone glaubte keiner gegründetere Anſprüche darauf zu haben, als Philipp Wilhelm, Pfalzgraf von Neuburg. Doch die einflußreichſten Mächte wirkten ihm im Geheimen entgegen und er bedurfte eines tüchtigen Wortführers. Der Freiherr von Boineburg, in der diplomatiſchen Sphäre mehrfach bewährt, ließ ſich zu dieſer Rolle gewinnen und ging 1669 als Geſandter des Pfalzgrafen zur Königswahl nach Warſchau. Von dieſem nun aufgefordert unternahm es Leibnitz, der ſeinen edlen Freund bereits bei den mannichfachen Vorarbeiten weſentlich unterſtützt hatte, die Anſichten bei der bevorſtehenden Wahl in einer Schrift vor der größern Welt zu berichtigen und auf den beabſichtigten Endpunkt hinzulenken. Sie erſchien unter einem erdichteten Namen in lateiniſcher Sprache und auszugsweiſe unter einem andern Titel zugleich in franzöſiſcher Sprache, und obwohl ſie allgemeines Aufſehen erregte und ſo zu ſagen einen europäiſchen Ruf erweckte, ſo ſchlugen doch die glänzendſten Hoffnungen fehl, wie die Bemühungen Boineburgs unbelohnt blieben. Denn bekanntlich wurde wider Erwarten und gegen die herkömmlichen Grundſätze ein Piaſt, unter dem heftigſten Tumulte, zum König ausgerufen. Leibnitz aber hatte, da er, von edler, ſeltener Geſinnung wie er war, ſeine Autorſchaft jener Schrift, ein Meiſterwerk ihrer Art, ſelbſt gegen den Pfalzgrafen verſchwieg, weder von dieſem eine Anerkennung erhalten, noch von Boineburg „für die ihm geleiſteten Dienſte eine wirkliche Vergeltung" verlangt, indem er ſich durch das Bewußtſeyn „in eines ſolchen Mannes Achtung zu ſtehen, belohnt genug gefunden habe".

Wie die große Natur ſelbſt, wo es ungewöhnlichen, höheren Zwecken gilt, mit ihren Gaben nicht kargt, und ſich gleichſam ſelbſt zu vergeſſen ſcheint, ſo auch Leibnitz, der es vermochte, in Allem, was er unternahm, mit den näheren die ferner gelegenen Intereſſen, mit den perſönlichen die der Menſchheit zugleich aufzufaſſen und zu verfolgen. Und hierin beſtand ſeine wahre Größe, hierin lag der geheime Talisman, der ihn von nun an mit immer ſiegenderer Gewalt in der allgemeinen Anerkennung von Stufe zu Stufe höher führte, bis zum Range einer rieſenhaften Großmacht der Intelligenz, der nur eine einzige vielleicht — der Engländer Newton — unter den Zeitgenoſſen die Alleinherrſchaft ſtreitig machte, obwohl allein auf dem Felde der mathematiſchen Naturwiſſenſchaft, nicht in ſo univerſeller Richtung. — Faſt zu gleicher Zeit (1670) von dem ſchon erwähnten Herzog Friedrich zu einem hohen Staatsamte beſtimmt, ſo wie an den Hof des genannten Pfalzgrafen von Neuburg berufen, wurde er zuerſt von dem Kurfürſten Philipp Schönborn zum Canzlei-Reviſionsrath zu Mainz ernannt, und er unterzog ſich dieſer Stellung, als der umfangreichſten, die mit ſeinen reformatoriſchen Entwürfen im Juſtizweſen am meiſten übereinſtimmte. Dieſe hatten ihn auch zu den philoſophiſchen Studien wieder zurückgeführt. Nur gewöhnt, von den Forſchungen der Vorzeit auszugehen, hatte er ein älteres Werk, das ein Jahrhundert vorher in Italien gegen die einſeitige und engherzige Zeitphiloſophie erſchienen war, aus dem Staube der Bücherwelt wieder hervorgeſucht. Von gleichen Zwecken, wie der Verfaſſer (Marius Nizolius in Bologna), geleitet, überarbeitete er daſſelbe, fügte Anmerkungen und eine Vorrede über die philoſophiſche Schreibart hinzu und gab es mit einer Dedicationsſchrift an den Freiherrn v. Boineburg (1670) heraus, jedoch ohne ſich zu nennen, obwohl es vier Jahre ſpäter eine zweite Ausgabe erlebte. Zwei kleinere Schriften zu einer neuen Begründung der höhern Naturwiſſenſchaft folgten bald darauf nach (1671), von denen er die eine der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris, die andere der zu London auf Veranlaſſung Boineburgs übergab und damit zum erſten Male ſeine Wirkſamkeit, wie ſeinen Namen die vaterländiſchen Gränzen nicht bedeutungslos überſchreiten ließ. Ueberhaupt beginnt jetzt auch ſein außerordentlicher brieflicher Verkehr mit den ausgezeichnetſten Männern und ſelbſt Frauen der gebildeten Welt, ein Verkehr zum Austauſch von Ideen, der zuletzt ſogar bis China ging und nach allen Seiten hin, in alle Gebiete des Strebens die Lichtgedanken ſeines Geiſtes ausſtrahlen ließ. Denn wir dürfen uns Leibnitz nicht als einen Solchen vorſtellen, der es ſich zur Aufgabe machte, mit Bücherſchreiben gleichſam die glänzenden Höhen der Unſterblichkeit zu ſtürmen, oder wohl gar um einer leidigen Buchhändlerſpeculation willen, vielmehr war ſeine ganze Wirkſamkeit, und deßhalb iſt ſie unermeßlich, ein thätiges, energiſches Ergreifen alles Deſſen, wozu die Entwickelung ſeines Geiſtes und äußere Anläſſe ihn wie von ſelbſt führten. So nahm er, um dieſelbe Zeit (1671) an einer gelehrten theologiſchen Fehde, in welche ſich eigentlich der Freiherr v. Boineburg verwickelt hatte, den lebhafteſten Antheil, und wendete zuerſt in einer dadurch veranlaßten Schrift ſeine philoſophiſche Anſicht auch auf die Theologie an, wie er ſpäter, mit bewundernswürdiger Ausdauer und Umſicht, den großen Plan zehn Jahre hindurch verfolgte, die katholiſche und proteſtantiſche Kirche, in ihrer damals noch ſchroffer und feindlicher hervortretenden Entzweiung, zu vereinigen. — Eben ſo ſchloß ſich ihm, ohne ſein Zuthun, unerwartet eine neue Welt auf, wo er dem ganzen Drange ſeines Weſens folgen konnte, von jeder beengenden Schranke frei. Es war zunächſt die Hauptſtadt der civiliſirten Welt, Paris, wohin ſein guter Genius ihn führte, Paris, auf dem

Digitized by Google

Höhepunkte ſeiner Blüthe und ſeines Glanzes unter Ludwig XIV., wo Literatur und Kunſt, wie das Leben ſelbſt, zumal in Vergleich zu Teutſchland, wie mit Götterhänden gepflegt wurde, obwohl mehr äußerlich, als innen in der ſchöpferiſchen Selbſtthätigkeit des Nationalgeiſtes. Von Boineburg zum Führer und Gefährten ſeines Sohnes erſehen, der zu einer künftigen diplomatiſchen Laufbahn die letzte Bildung erhalten ſollte, wurde ihm auch Seiten des Kurfürſtens dieſe Reiſe nach Frankreich auf unbeſtimmte Zeit vergönnt. Schon war kein gewöhnlicher Ruf ihm vorangegangen und die vollgiltigſten Empfehlungen bahnten ihm den Weg zu Allem, wozu es ihn trieb. Sogleich mit dem erſten entſcheidenden Schritte, den er in Paris unternimmt, erkennen wir Leibnitz. Die Zurüſtungen zu dem Kriege mit Holland (1672) nehmen vor Allem ſeine Theilnahme in Anſpruch, und, ſey es aus politiſchen oder rein menſchlichen Beweggründen, er ſinnt darauf, den König davon abzuwenden. Ruhmdürſtig nach Heldenthaten, wie dieſer war, entwirft er einen weiter gehenden Plan: den zur Eroberung und Coloniſirung Aegyptens, und wendete ſich damit in einem Privatſchreiben an den Miniſter Arnauld de Pomponne. Zwar ging man auf den Plan nicht ein, allein abgeſehen, daß er allgemeines Intereſſe anregte, und Leibnitz ein höchſt verbindliches Antwortſchreiben von demſelben Miniſter erhielt, indem er ſich dem franzöſiſchen Hofe auf eine Weiſe empfohlen, wie eben nur ein Leibnitz es vermöchte, ſo bleibt es um ſo denkwürdiger, daß hundert Jahre ſpäter der abenteuerliche Zug Napoleons nach den Pyramiden Aegyptens unverkennbar auf einer und derſelben Grundidee beruht. Uebrigens ſetzen dieſes vielleicht noch ſeltſamere Abenteuer Leibnitzens die noch vorhandnen Ueberreſte von den Originalſchriften, namentlich von dem Entwurfe, der über 50 enggeſchriebene Folioblätter ſtark war, außer allen Zweifel. — Unter den wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen war der Hauptgegenſtand, der ihn hier anzog, die höhere reine Mathematik und ihre Anwendung auf Naturwiſſenſchaft und Mechanik, worin er nur die erſten Anfangsgründe mitgebracht zu haben meinte. Welche Reform er indeß auch auf dieſem Felde wenige Jahre nachher hervorrief, das werden wir weiter unten andeuten. Wir erwähnen nur, daß er unter andern hier zuerſt die Idee zu einer Rechenmaſchine auffaßte und zum Theil auch ausführte, ja daß er ſich ſein ganzes Leben hindurch vielfach mit ihrer größern Vervollkommnung beſchäftigte. Noch jetzt wird eine ſolche in der königlichen Bibliothek zu Hannover aufbewahrt, und ſie beurkundet, ſo wenig ſie auch nach ſeinem Wunſche gelungen war, eben ſowohl ſeinen erfinderiſchen Scharfſinn, wie ſeine entſchiedene Richtung auf das Praktiſche. Denn jede Rechnung, ſchnell und ſicher, durch einen leichten Mechanismus ſich vorrechnen zu laſſen, Wem würde dies nicht erwünſcht ſeyn? — Doch wie ehrenvoll man auch Leibnitz von allen Seiten in Paris begegnete — unter andern trug man ihm die Herausgabe eines lateiniſchen Claſſikers für den Dauphin auf — ſo fühlte er ſich deſſenungeachtet nicht mehr gefeſſelt, die Höhen der Bildung daſelbſt mit den Adlerſchwingen ſeines Geiſtes weit überflügelnd. Da erhielt er unerwartet die Trauerkunde von dem Tode ſeines edelſten und treueſten Beförderers, des Freiherrn v. Boineburg, der ſich unvergängliche Verdienſte um Leibnitz erworben und mit Recht den großen Namen in dem größern ſeines Lieblings zur Unſterblichkeit vererbt hat. — In Folge dieſes Ereigniſſes von ſeinem urſprünglichen Auftrage entbunden, verließ Leibnitz alsbald Paris und wendete ſich nach England, wo er bereits von Teutſchland aus mit dem Präſidenten der Akademie der Wiſſenſchaften, Oldenburg, einem berühmten Mathematiker, in Correſpondenz geſtanden hatte. Doch ſo anregend auch vielleicht zu ſeinen mathematiſchen Studien der Aufenthalt in England war, es verfolgte ihn von hieraus ſpäter ein unfreundlicher Dämon, der einzige, der das Sonnenleben ſeines Geiſtes bis in die letzten Tage noch trübte. Iſaac Newton, deſſen Hauptſtudium von Kindheit an die Natur des Weltgebäudes war, wie er denn als erſter Auffinder des großen Weltgeſetzes der Gravitation unter den Sternen erſter Größe ewig ſtrahlen wird, hatte natürlich auch die Klippen und Sandbänke der höhern Mathematik kennen gelernt und kämpfte, wie Leibnitz, ihre Durchbrechung an. Zwei ſo verwandte Götterſöhne mußten ſich mit dem erſten Begegnen zu Mittheilung ihrer Anſichten befreunden und ſie ſetzten dieſen Austauſch ihrer gewonnenen Reſultate auch in der Folge ſchriftlich fort. Leibnitz, der meiſt nur auf dieſe Art und ſeit Begründung einer gelehrten Zeitſchrift in Leipzig (1684) in kleinen Abhandlungen für dieſelbe, die Ergebniſſe ſeiner Forſchungen niederlegte, hatte außer andern wichtigen Entdeckungen in der Mathematik auch die glücklichſte und wichtigſte von allen, die ſogenannte Differenzialrechnung — die Analytik des Unendlichen — zuerſt in dieſen Blättern (1684) bekannt gemacht und erregte dadurch in kurzer Zeit auf dem ganzen Continente allgemeines Aufſehen. Newton, dem er ſchon im Jahr 1676 gemeldet hatte, daß er auf einem neuen Wege ſey, das, was bisher oft nur ein glücklicher Augenblick nach unendlichen Abirrungen, und nur den tiefdenkendſten Mathematiker finden ließ, wiſſenſchaftlich und methodiſch zu begründen. Newton ſtellte (1687) in ſeinem großen Werke über die Grundgeſetze der Natur eine ähnliche Rechnungsart, unter dem Namen der Fluxionen, auf, mit der Andeutung, daß er dem teutſchen Geometer Leibnitz ſie vor langer Zeit ſchon mitgetheilt habe. Hierdurch nun war die Herausforderung zu einem der heftigſten Parteikämpfe über das Recht und die Ehre der erſten, wahren Erfindung jener neuen mathematiſchen Lehrweiſe von ſelbſt gegeben, und die Meiſter der Wiſſenſchaft nicht nur in Teutſchland und der brittiſchen Halbinſel, ſondern ſelbſt Frankreichs, Hollands und Italiens, nahmen den lebhafteſten Antheil daran und haben ihn noch jetzt daran genommen.

(Fortſetzung folgt.)

Hierzu als Beilagen:

1) Altenberg. 2) Paul Gerhardt. 3) Ruinen des Schloſſes Lauterſtein.

Verlag von Eduard Pietzſch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Digitized by Google

Digitized by Google

Meerana.

Digitized by Google

SAXONIA.

Muſeum für ſächſiſche Vaterlandskunde.

№ 19. Jeden Monat erſcheinen 2 Lieferungen. IV. Bd.

M e e r a n a,

in Urkunden Mer, Meer, zcu dem Meer, Mar, Mare, Mehr, Mehre, Mehrane, Meeraw, Meran, eine ſehr alte, ehemals zum Gau Zwikowe gehörende Stadt der ſächſiſchen Receßherrſchaft Schönburg-Glauchau, liegt auf einem niedrigen Gebirgs-Vorſprunge der Waſſerſcheide zwiſchen der Pleiße und Mulde, $1\frac{1}{2}$ Stunde nordweſtlich von Glauchau, 2 Stunden von Waldenburg, und an der von letztgenanntem Ort nach Crimmitzſchau führenden Straße. Der alte urkundliche Name Mera, Meraw ꝛc. mag dem ſlaviſchen mera, Maaß, Grenze, entlehnt ſeyn, und bedeutet entweder einen Handelsort oder Grenzort. Lächerlich genug hat man den ſlaviſchen Namen in Urkunden mit dem lateiniſchen mare in Verbindung gebracht.

Meerana zählt 4857 Einwohner in 520 Häuſern; das Aeußere der Stadt hat ſich ſeit 1787, wo ſie, nach manchem früheren Brandunglücke, durch eine Feuersbrunſt über 60 Häuſer verlor, verbeſſert, obſchon noch Manches zu wünſchen übrig iſt.

Meerana, das ſich vom nordöſtlichen Fuße des Hügels, auf dem die Kirche ſteht, in ſüdöſtlicher Richtung erhebt, hatte früher zwei Thore, das glauchauer und altenburger, und war mit einer Mauer umgeben, deren Steine ſchon 1572 zum Bau des hieſigen Rathhauſes verwendet wurden. Von den vormaligen 5 Vorſtädten iſt eigentlich nur noch das ſogenannte Roſenthal übrig, während von den übrigen, dem hohen Anger, ſüdöſtlich vor dem ehemaligen glauchauer Thore mit den Scheunen, dem alten Markt, weſtlich von dem Kirchhügel vor dem ehemaligen altenburger Thore, und vom niedern Anger, nördlich in der Aue, wo jetzt das Schießhaus erbaut iſt, nur noch einzelne Häuſer vorhanden ſind. — Nicht nur nach der Volksſage, welche die Stadt ſich bis Götzenthal erſtrecken läßt, ſondern ſogar nach der Erzählung eines böhmiſchen Hiſtorikers des 12. Jahrh. und nach ihm des pirnaiſchen Mönchs im 16. Jahrh., ſoll Meerana im Mittelalter ein bedeutender Ort, und ſogar das Mer, oder die nachmalige Reſidenz des böhmiſchen Königs Wladislaw und ſeiner Gemahlinn Jutta oder Judith, welche, nebſt ihrer Schwiegertochter Eliſabeth, vor ihrem tyranniſchen Sohne Sobieslaw i. J. 1174 flohen, geweſen ſein, wiewohl Adelung, Limmer und einige Andere das jetzige Melaune in der Oberlauſitz dafür angeſehen wiſſen wollen. —

Aus dieſer Zeit ſoll ſich auch außer mancherlei andern Freiheiten M's. das Recht, mit rothem Wachs ſiegeln zu dürfen, hergeſchrieben haben. — Daß die Angabe von der ehemaligen Größe M's., und nächſtdem von dem Aufenthalte der genannten fürſtlichen Perſonen einen hiſtoriſchen Grund hat, kann man ſogar noch aus den Spuren eines ſehr alten Baues erſehen, welcher einen ziemlichen Umfang gehabt haben muß, deſſen Ueberreſte im niedern Theile der Stadt ſelbſt ſich noch jetzt vorfinden, und als ungeheure dicke Mauern vielen Häuſern zum Unterbau dienten, die ſüdlich und ſüdöſtlich von der Kirche gelegen ſind; ja ſogar, nach der Volksſage, unter der Gaſſe beim ehemaligen altenburger Thore bis in die Gegend unterhalb der Kirche ſich hinziehen ſollen. — M. ſcheint im erſten Viertel des 14. Jahrh. an die Schönburge gekommen zu ſeyn: denn in einem Lehnsbriefe vom J. 1371 bekennen die Herren von Schönburg, Herrmann V., Bernhard I. und Sigismund I., welche gemeinſchaftlich zu Crimmitzſchau regierten, daß ſie die Stadt Mare von der Krone Böhmen in Lehn hatten, welche Reichs-Afterlehnsherrlichkeit auch erſt i. J. 1779 aufhörte. Ebenſo ſchloſſen i. J. 1372 die Markgrafen Friedrich III., Balthaſar und Wilhelm I. mit Kaiſer Karl IV. den ſogenannten pirnaiſchen Vertrag als eine Erbvereinigung mit Böhmen, wo ſie zu Gunſten Böhmens auf alle lehnsherrlichen Anſprüche auf Glauchau, Meerana, Lichtenſtein ꝛc. Verzicht leiſteten. — Als wahrſcheinlich mag auch die Angabe eines böhmiſchen Hiſtorikers gelten, welcher erzählt, daß M. als kaiſerliche Burgward mit des Kaiſers Tochter Gertrud an Wladislaw und von ihm als Morgengabe und Witthum an ſeine zweite Gemahlinn Jutta i. J. 1173 gekommen iſt.

Meerana ſoll Veranlaſſung zur erſten Schlacht bei Mülſen St. Jacob geweſen ſeyn, welche i. J. 1348 zwiſchen den Brüdern Friedrich und Herrmann von Schönburg vorfiel, ehe noch Markgraf Friedrich der Strenge ihren Streit dahin entſchied, daß die ſtreitige Herrſchaft zu Herrmanns Landesportion kommen ſolle. Nachdem nämlich Dietrich von Schönburg, Bruder Friedrichs und Herrmanns, der als Comthur zu Commotau in Böhmen ſeine Herrſchaft, welche Meerana geweſen ſeyn ſoll, und es wirklich auch geweſen zu ſeyn ſcheint, abgeben mußte, ſeinem Bruder Friedrich allein dieſelbe zugedacht hatte, ohne ſeinen Bruder Herrmann dabei nur im geringſten zu bedenken, fand ſich Letzterer deßhalb ſo ſehr gekränkt, daß er Friedrich den Fehdebrief zuſendete. — Im Jahre 1413, als Sigismund von Schönburg, der Letzte der Crimmitzſchauer Linie, bei der bis jetzt Meerana geweſen war, ſtarb, kamen mit den übrigen böhmiſchen Lehnen der Schönburg-Crimmitzſchauer Linie auch Meerana an Glauchau; doch blieben die Renten der Herrſchaft Meerana als Witthum und Leibgedinge für Sigismunds Wittwe, Margarethe von Dahme. — Veit II. von Schönburg auf Glauchau, ſowie Albrecht von Colditz ließen ſich auch in demſelben Jahre vom König Wenzel mit Meerana belehnen, und als Margarethe ſich an Heinrich Reuß von Plauen wieder vermählte, löſte Veit i. J. 1418 Meerana, oder vielmehr die Renten davon für ein Abfindungsquantum von 3400 Gulden von ihr, ſowie im folgenden Jahre von Albrecht von Colditz die

Digitized by Google

Mitbelehnung ein. — Im Jahre 1423 ließ ſich Friedrich von Schönburg, Veits II. Sohn, mit der „Veſte Mer" belehnen, und ſie ging, als er bei Auſig gegen die Huſſiten i. J. 1426 blieb, an ſeine Söhne Veit, Friedrich und Dietrich über. — Im Jahre 1439 war Meerana das Leibgedinge der Wittwe Veits III., Anna, Tochter des Burggrafen von Meißen aus Hartenſteiniſcher Linie, die es nach ihrem Tode i. J. 1464 auf ihre Schweſter Margarethe, verwittwete von Swanberg, und dieſe i. J. 1465 auf ihren Sohn Bohuslav von Swanberg vererbte, während dem Die von Schönburg fortwährend den Lehnbeſitz behielten, und nur die Renten cedirt hatten. Nach dem Jahre 1439 ſcheint M. bereits völlig dem Schönburgſchen Lande angehört zu haben, und vor dem Jahre 1524 ſogar ſchon ein unabtrennbarer Theil der Herrſchaft Glauchau geworden zu ſeyn; wenigſtens wird es in der Theilung dieſes Jahres nicht beſonders erwähnt, was überdies auch ſeyn konnte, obſchon noch i. J. 1526 die Renten an das Georgenſtift zu Altenburg verpfändet waren.

Seit den früheſten Zeiten ſeiner Blüthe hatte Meerana als Herrſchaft ſeinen eigenen Dingſtuhl, d. h. die Ober- und Erbgerichte, und es hieß ſtets „Stadt"; doch wird es ſchon in einer Urkunde vom Jahre 1459 „Markt" genannt, was für das Sinken ſeines Anſehns bereits ſpricht. Im Jahre 1505 verſcherzte der hieſige Stadtrath ſeine Obergerichtsbarkeit dadurch, daß er ſich aus Geldmangel gefallen laſſen mußte, daß Gräfinn Anna Gratioſa von Schönburg, Wittwe und Vormünderinn ihrer Kinder, die Koſten bei der Enthauptung eines gewiſſen Simon Schmidt bezahlte, von welcher Zeit an der Magiſtrat M's. unter dem jedesmaligen Directorialamte, das, wie bekannt, aller 2 Jahre unter den beiden Aemtern zu Glauchau wechſelt, ſteht. Vor dem Jahre 1564 hatte der hieſige Stadtrath auch die niedere Jagd; doch im genannten Jahre vertauſchte derſelbe dieſe gegen die Erledigung der Pflicht, jährlich graues Tuch und eine Tonne Häringe in das Spital zu Glauchau zu liefern. — Das hieſige Rathhaus, das 1572 von den alten Feſtungsmauern neu erbaut wurde, iſt nicht ganz ſchlecht gebaut, und ſein Thurm ganz mit Schiefer gedeckt. — Im Bauernkriege verhielten ſich die Bürger M's. beiſpiellos ruhig, trotz dem, daß in dem ganzen ſchönburgiſchen Lande der durch Münzer geweckte Geiſt des Aufruhrs i. J. 1525 ziemlich laut war, weßhalb auch der Graf Ernſt von Schönburg bei ſeiner Rückkehr aus der Schlacht bei Frankenhauſen außerdem, daß er ſie mit einem Faß Bier beſchenkte, das er ihnen mit leeren half, ihnen nebſt den Lichtenſteinern ihr bisheriges niedriges Lehngeld zuſicherte, während er es an allen Orten ſeines Landes erhöhte.

(Beſchluß folgt.)

Die Pfarrkirche zu St. Thekla bei Leipzig.

In der großen Ebene um Leipzig iſt es ein wahrhaft wohlthuender Anblick, hinter den Dörfern Mogkau und Abtnaundorf einen Hügel zu ſehen, deſſen Meereshöhe 460 Par. F. beträgt, auf welchem ein ſchon dem Aeußern nach alterthümliches Kirchlein mit verhältnißmäßig hohem Thurme ſich erhebet. Dieſes antike Heiligthum, das weit in die mit freundlichen Dörfern und lachenden Fluren überſäete Ebene Leipzigs, und in die mit Wieſen und Holzung geſchmückte Aue der Parthe blickt, heißt in der Volksſprache die Tiegelkirche, war vor der Reformation der heiligen Thekla geweiht, und wurde nach der Inſchrift ihrer großen Glocke, vom Jahre 1538, „zu der hohen Digen," etwas ſpätern Urkunden zu Folge „die hohe Tichel," und nach dem Proclamations-Regiſter der Nicolaikirche zu Leipzig, unter dem Jahre 1642, „zum hohen Tigel" genannt. In neuern Zeiten kam ihr alter Name „zu St. Thekla" wieder in Gebrauch, und die Parochie dieſer Pfarrkirche, welche über 1200 Seelen in den Dörfern Cleuden, Neutzſch und Plöſen und den beiden Filialen zu Mogkau und Paunsdorf zählt, führt den Namen „Hohenthekla." Die Sage, daß das urſprüngliche Kirchdorf irgend zu einer Zeit zerſtört worden, iſt nicht zu erweiſen. Auf dem die Kirche umſchließenden, mit Grabſteinen überdeckten Gottesacker, deſſen Mauern jetzt faſt gänzlich verfallen ſind, genießt man eine der ſchönſten Ausſichten auf das Parthethal, in welchem ſich von Leipzig aus bis Taucha Dorf an Dorf reiht, zwiſchen denen Eichen-, Buchen-, Birken- und Rüſterholzungen, ſo wie üppige Wieſen die Landſchaft beleben, — und auf die durch die Völkerſchlacht vom Jahre 1813 hiſtoriſch merkwürdige Ebene dieſſeits und jenſeits der Leipzig-Wurzener Straße und der Leipzig-Dresdner Eiſenbahn.

Die Kirche, ein hinſichtlich des Thurmes und Schiffes ſehr altes Bauwerk des Rundbogenſtyls, hat ungemein ſtarke und feſte Mauern, und ſcheint ſchon in den erſten Zeiten der Anwendung des Spitzbogenſtyls eine Erweiterung erhalten zu haben: denn das an der Morgenſeite angebaute hohe Chor, durch das die Kirche, ohne alles Verhältniß zur Breite, verlängert wurde, ſcheint bereits in der erſten Periode der gothiſchen Baukunſt ausgeführt worden zu ſeyn, während Thurm und Schiff aus der Zeit des Gebrauchs der byzantiniſchen Baukunſt ſtammen. Der innere Raum der Kirche vom Thurm bis zum hohen Chor iſt ſehr düſter, indem die niedrigen faſt unmittelbar in der Höhe des Simſes angebrachten Fenſter, welche mehr Schießſcharten oder Luken gleichen, nicht geeignet ſind, hinlänglich Licht dem mit Emporkirchen überladenen Schiffe zu ſpenden.

Ueber die Zeit der Erbauung der Kirche iſt keine Nachricht vorhanden; doch der Bauſtyl, ſowie der Umſtand, daß auf dem Gottesacker viele Spuren einer ſorbiſchen Opfer- und Begräbnißſtätte aufgefunden wurden, läßt vermuthen, daß die St. Theklakirche aus der früheſten Zeit der Einführung der chriſtlichen Religion in dieſen Gegenden ſtamme, indem die erſten chriſtlichen Kirchen des 10. und 11. Jahrhunderts meiſt auf den heidniſchen Opferſtätten und Begräbnißplätzen aufgerichtet, und als gemeinſames Heiligthum einer großen Landſchaft gewöhnlich auf Höhen erbaut wurden, um anfänglich als Parochial-, und ſpäter, nachdem die Kirchen in den Städten und Dörfern ſich mehrten, als Wallfahrtskirchen zu dienen.

St. Thekla ſcheint eine der älteſten Parochialkirchen des Leipziger Kreiſes zu ſeyn, mag vielleicht als Wallfahrtskirche gedient und, wie aus dem mittelſten Altarbilde hervorzugehen ſcheint, ein wunder-

Digitized by Google

IV 19 Nach der Natur gez. von ... lith. von C. Müller B II

Die St. Thekla-Kirche bei Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

IV 19 — Nach der Natur gez. von Ludw. Richter, lithogr. von C. W. Arldt. — B m

Schloſs Rauenstein.

Digitized by Google

thätiges Marienbild beſeſſen haben. — Der Proſpect des Altars iſt nämlich mit fünf ganz vergoldeten Figuren verziert, deren mittelſte eine Madonna als Himmelsköniginn darſtellt. Die übrigen vier ſie umſchließenden Figuren erſcheinen in biſchöflichem Ornate. Der enge Raum hinter dem Altare iſt zur Sacriſtei beſtimmt, an die zur Rechten der Beichtſtuhl angrenzt. Die Emporkirchen, welche mit nicht eben künſtleriſch ausgeführten bibliſchen Hiſtorienmalereien geſchmückt ſind, ſcheinen erſt um die Mitte des 17. Jahrhunderts erbaut worden zu ſeyn, wenigſtens trägt eine Säule unter dem Orgelchor die Jahrzahl 1662. — Neben der alterthümlichen Kanzel befindet ſich Luthers Bruſtbild auf Leder gemalt, und auf der entgegengeſetzten Seite ſieht man ein von Scheffer, Beſitzer der ehemaligen Mohrenapotheke zu Leipzig, im Jahre 1654 der Kirche verehrtes Bildniß, den Leipziger Superintendenten Vincenz Schmuck im Sarge liegend und von Engeln umgeben darſtellend. —

Um die Reſtauration und Verſchönerung dieſer alten Kirche hat ſich ganz beſonders der Zittauer Handelsherr Ernſt Sigismund Haupt, ein Sohn des ehemaligen hieſigen Schulmeiſters Johann Ernſt Haupt, dadurch verdient gemacht, daß er einen mit Silber beſetzten blau-damaſtenen Schmuck für Altar und Kanzel fertigen und vom Orgelbauer Maurer in Leipzig ein ganz neues Werk von 10 Regiſtern mit 7 klingenden Stimmen erbauen ließ, welches am Michaelistage 1776 feierlichſt eingeweiht wurde. —

Der faſt keilförmige Thurm enthält drei Glocken, deren mittelſte, nach der Form der bis jetzt noch unentzifferten Umſchrift zu urtheilen, aus dem Ende des 11. oder Anfange des 12. Jahrhunderts zu ſeyn ſcheint; die größte führt die Umſchrift: Herr Severin Brinstorf, Pfarer zu der Hohen Digen MDXXXVIII etc., und die kleinſte iſt: Jesus, Maria, sancta Anna, sanctus Nicolaus, sanctus Jacobus, sancta Ursula, Ao. Dom. MCCCCCII umſchrieben. — Das Siegel der Kirche, deſſen Stempel nicht zu alt iſt, enthält eine Abbildung der Kirche mit der Umſchrift: Siegel der Kirche zu Hohen Thecia. — Die Collatur hat ſeit dem Jahre 1543 der Stadtrath zu Leipzig, ſeit 1325 hatte ſie dem Thomaskloſter zu Leipzig angehört. Zur Erleichterung des Pfarramtes, das zwei Filiale von ziemlicher Entfernung zu beſorgen hat, wurde ſchon vor 200 Jahren die noch jetzt beſtehende Einrichtung getroffen, daß ein Candidat der Theologie, anfänglich unter dem Namen eines Subſtituten, jetzt Catecheten, vom Rathe zu Leipzig als Gehilfe für Paunsdorf ernannt wird. Als Pfarrer vor der Reformation werden 1465—72 Johann Braun, 1505—14 Martin Faber, 1515 u. ff. Mag. Ehrhardt Ellinger aus Dillingen, und F. Schott, welcher am Oſterabende 1533 ſtarb, genannt. Ein großer viereckiger, mit einem Kelche in der Mitte verzierter Leichenſtein, deſſen Umſchrift noch ſehr gut zu leſen iſt, vor dem Altare, bedeckt des Letztern Grab. — Uebrigens hat dieſe Kirche eine ziemliche Anzahl von Grabmälern und Denktafeln aus dem 15., 16. und 17. Jahrhundert aufzuweiſen. Der erſte evangeliſche Prediger war Severin Braunsdorff aus einer alten patriziſchen Familie Leipzigs ſtammend: er wird ſeit 1538 Pfarrer zu der Hohen Digen, und ſeit 1541 Pfarrer zu Gleuden genannt, hieß zuvor Pleban zu St. Thekla, und ſtarb in dieſem Amte. Die Kirchenbücher der Parochie zu Hohen Thekla gehen bis zum Jahre 1588 zurück. Das Kirchenvermögen von St. Thekla iſt nicht bedeutend. Der Begräbnißplatz liegt an der Mittag- und Abendſeite der Kirche, und hat ziemlich moderne Grabſteine aufzuweiſen. An der Morgen- und Mitternachtsſeite, wo der Hügel am höchſten und ſteilſten iſt, ſieht man einige Spuren von im 7jährigen Kriege von der Reichsarmee angelegten Schanzen, welche man ſogar für aus dem 30jährigen Kriege ſtammende Lagerbefeſtigungen ausgegeben hat. — Am 17. Oktbr. 1813 war das 6. und 3. Armeecorps unter Marmont und Souham längs der Parthe von Schönfeld bis zur Anhöhe von St. Thekla unter dem Oberbefehle des Marſchalls Ney aufgeſtellt. Auch am 18. October d. J. ſtand das 3. Armeecorps unter Souhams Commando noch hier und hatte, als Blücher auf dem linken Ufer der Parthe in der Gegend von Abtnaundorf die Befehle des Kronprinzen von Schweden erwartete, bei Neutzſch und an der Kirche zu St. Thekla ſelbſt eine Batterie zur Vertheidigung des Parthe-Überganges errichtet, welche erſt durch 36 ruſſiſche Zwölfpfünder zum Schweigen gebracht werden mußte, wobei die Kirche merkwürdiger Weiſe nur wenig beſchädigt wurde.

Die am Fuße des Hügels, auf dem an Sonn- und Feſttagen Hunderte von Leipzigern und Umwohnenden ſich zu vergnügen pflegen, erbaute Schenke, eigentlich urſprünglich eine Schmiede, bietet mancherlei Erfriſchungen für die Wallfahrer nach St. Thekla dar, und heißt die Thekla- oder Tiegelſchenke, hat auch ſeit 1833 durch einen großen und ſchönen Salon noch beſſer als früher ſich empfohlen.

Dr. Sch.

Schloß Rauenſtein.

Während die Zſchopau auf ihrem raſchen Laufe von Wolkenſtein bis zur Einmündung in die Freiberger Mulde ein Thal durchwindet, in welchem ſich allenthalben romantiſche Wildheit mit reizender Anmuth und Milde paart, und ſo einen Wechſel maleriſcher Anſichten entfaltet, der es dem Freunde ſchöner Natur gewiß nicht weniger empfiehlt, als die geprieſenſten Partieen unſeres meißner Hochlandes, charakteriſirt das enge Thal der Flöha, ihres rechten Nebenfluſſes, meiſt eine ernſte Melancholie, ein ſchauerliches, geheimnißvolles Düſter, das nur bei Purſchenſtein, Olbernhau und Plaue in einen Zug lächelnder Heiterkeit und zumal in dem weiten Becken bei Plaue und Flöha in eine lebensvolle, reich gruppirte Scenerie übergeht. Der ganze übrige Thalweg aber erſcheint als eine, wer weiß, durch welche Naturkräfte, weit aufgeriſſene Spalte, die ſich in gedrängter Schlangenwindung durch die Grundveſten des Gebirgs hinabzieht, als ein tiefausgeſpültes Felsgerinne, zu beiden Seiten dicht von ſchwarzem Tannenwald verhüllt, den der einſame Wand'rer, im Labyrinth unſcheinbarer Pfade, mit Zagen durchirrt. Selten leuchtet ihm das lichtere, beſonnte Grün eines Wieſenſtreifs und der ſpiegelnde Faden des klaren Bergſtroms aus der Tiefe herauf. Verborgen unter überhangendem Strauchwerk, unter den langarmigen ſchwankenden Zweigen hoher Tannen und Fichten, rauſcht er über graues Steingeröll in ſeinem ſchmalen Klippenbett dahin. Zahlloſe Quellen verjüngen ſein kryſtallenes Blut, denn aus jeder Schlucht,

Digitized by Google

die ſich mit dem Thalgrunde verzweigt, rieſelt ihm ein Bächlein entgegen.

Vergebens iſt der Verſuch, ſeinen Lauf dem Ufer entlang zu verfolgen. Bald ſieht man ſich durch einen ſchäumenden Waldbach aufgehalten, bald durch eine ſteile Felswand, die trotzig aus den Wellen emporſteigt, bald iſt es ein entwurzelter Stamm, bald wildverwachſenes Geſtripp, welche dem kühnen Forſcher jeden weitern Fortſchritt verleiden. Wo irgend noch ein gebahnter Weg ſich zeigt, da führt er nur zu einer einſam gelegenen Mühle, oder zu eines Dörfleins zerſtreuten Hütten, die hier, im Schooße verborgener Schluchten, fern und abgeſchieden vom ſtädtiſchen bunten und rauſchenden Leben und Treiben, Genügſamkeit und ländliche Einfalt ſich baute.

In ſolcher Abgeſchiedenheit liegt denn auch das alte Schloß **Rauenſtein**, ſeine Umgebung iſt keine andere, als das hier gegebene Relief des Flöha-Ufers.

Am linken Gehänge deſſelben, auf einem mäßigen Hügel, rings von hoher Waldung umſchloſſen, iſt es nur in geringer Entfernung von dieſem Ufer aus ſichtbar. Beſcheiden birgt ſich ſein niederes Gemäuer in den umſtehenden Buchen, kaum ragen das Thürmlein und die geſchwärzten hölzernen Giebel über ihre Wipfel hinaus, kaum ahnet man in dieſem ärmlichen Bauwerk einen vormaligen Ritterſitz; mehr ſcheint es ein halbverfallenes Jagdſchloß, oder eines Bernhardinermönchs verlaſſene Klauſe.

Doch ſeine Lage iſt jedenfalls der frühern Beſtimmung gemäß und ſein Anblick bei der ſcheinbar geſuchten Unregelmäßigkeit und Planloſigkeit der Anlage durchaus frappant. Denn ſchwerlich ſieht man anderwärts ein ähnliches Gebäude alter Zeit, eine ſo ſeltſame Architectur, ohne allen Sinn für Schönheit und Ebenmaaß, für Ordnung und Regel, hier eine maſſige Felſenmauer, dort hölzernes Fachwerk, hier hoch, dort niedrig, kantig und eckig, recht- und ſchiefwinklig, gleich als wäre jedes einzelne Stück nach blinder Wahl auf- und durcheinander geſtellt.

Steigen wir den Schloßberg hinauf, ſo gelangen wir zu einem finſtern Gewölbe. Ein ſchneidender Zugwind weht uns daraus entgegen. Es iſt die 70 Ellen lange, theilweiſe in den Fels geſprengte und gewölbte Einfahrt in den Schloßhof. Auch dieſer iſt meiſt nackter Fels und von unbedeutendem Umfange. Rechts begränzt ihn das groteske Hauptgebäude, links eine felſige Terraſſe des von hier aus immer höher aufſteigenden Thalgewändes. Auf der entgegengeſetzten Seite jener finſtern, unterirdiſchen Einfahrt iſt ein zweites Thor, durch welches der Weg nach dem nahen Dorfe und Städtchen Lengefeld führt, deſſen Umgebungen ſich wieder als waldfreie, mit Saatfeldern bedeckte Anhöhen darſtellen.

Auch auf der Thalſeite iſt die Ausſicht vom Schloſſe zwar ſehr beſchränkt, aber überraſchend und anziehend. Ein Wieſenhang, mit Fruchtbäumen bepflanzt, zieht ſich bis an's Ufer der Flöha hinab. An dieſen Hang gelehnt, zeigen ſich einzelne Häuſer, im hellen Abſtich mit dem friſchen Wieſengrün, und dieſes mit dem dunkeln Saume des Nadelgehölzes, das die gegenüberliegende Thalwand umflort. Am hellſten aber glänzt, obwohl verſtohlen durch die Bäume, an dieſem dunkeln Saume, wie ein Brillant bei Nacht, der Silberblick der Nymphe, welche das ſtille Thal durchwallt.

Die Erbauung des Rauenſteins, ſonſt Ravenſteins, ſchreibt man dem Ritter Rave = Rau zu, und ſie fällt aller Wahrſcheinlichkeit nach in dieſelbe Zeit, in welcher auch die nachbarlichen Burgen Schellenberg (die jetzige Auguſtusburg), Lauterſtein, Purſchenſtein, Scharfenſtein, Wolkenſtein, Wildeneck und Sayda entſtanden.

Daß er zu jener Zeit, in welcher es nirgends einen geſicherten Rechtszuſtand gab, ſondern nur das Recht des Stärkern galt, zu gleichem Zwecke, wie mehre dieſer Burgen gedient habe, iſt, bei ſeiner verſteckten Lage, nicht zu verkennen, auch der Sage nach wohl anzunehmen.

Wie zum Theil noch jetzt, war damals die hieſige Gegend eine meilenweite dichte Waldung. Hier, in dieſem undurchdringlichen Verhau, fanden die edlen Ritter, nach der Rückkehr von ihren blutigen Streifereien, eine ſichere Zufluchtsſtätte, wo ſie, wenn es draußen ſtürmte, im warmen Gemach, beim Wildpretſchmauß, ſich gütlich thun und raſten konnten vom ſchwerbeſtandenen Strauß, bis Ueberdruß und Kampfesluſt ſie wieder hinaustrieb auf die Hirſch- und Bärenjagd, oder auf die Straße nach dem Böhmer- und Frankenland, um die Stärke ihres Helbenarmes zu erproben und von neuem mit Beute beladen nach Hauſe zu kehren.

Mit dem allmäligen Anbau der umliegenden Gegend erweiterten die ſpäteren Beſitzer, da des Pulvers Erfindung den früheren ritterlichen Speculationen ein Ende machte und ihnen eine andere Richtung anwies, ihr Gebiet zu einer bedeutenden Herrſchaft, welche im Jahre 1576 Kurfürſt Auguſt durch Kauf an ſich brachte und als ein beſonderes Amt durch einen Amtſchöſſer verwalten ließ, ſein Nachfolger Chriſtian aber mit dem Amte Wolkenſtein vereinigte.

Nach der Zeit kam das Schloß Rauenſtein mit dem Städtchen Lengefeld und mehren Dörfern, Mühlen und einzelnen Häuſern zwar wieder in Privatbeſitz, die beträchtlichen Waldungen aber, ſein größter Werth, ſind, einige Parcellen ausgenommen, Staatseigenthum geblieben.

Gegenwärtig iſt Rauenſtein ein ſchriftſäſſiges Rittergut, welches über Stadt und Dorf Lengefeld, Reifland, Niederrauenſtein und ſeine übrigen Zubehörungen Ober- und Erbgerichte hat. Von Zſchopau, der nächſten Marktſtadt, iſt es 2¼ Stunde, eben ſo weit von Marienberg und 3 Stunden von Sayda entfernt. Uebrigens verbindet die hieſige Brücke die Straße von Freiberg nach Annaberg, beide 6 St. von hier entlegen.

Balduin.

Hierzu als Beilagen:

1) Meerana. 2) Die Pfarrkirche zu St. Thekla bei Leipzig. 3) Schloß Rauenſtein.

Verlag von Eduard Pietzſch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Digitized by Google

N° 20 Nach der Natur gez. von J. Fleischmann. lith. von C. W. Arldt. B 1

Scheibenberg.

Digitized by Google

SAXONIA.

Muſeum für ſächſiſche Vaterlandskunde.

№ 20. Jeden Monat erſcheinen 2 Lieferungen. IV. Bd.

Scheibenberg.

Wenn man von den Niederungen unſeres Vaterlandes aus ſich dem Obererzgebirge nähert, begegnet der Blick auf faſt allen Höhen dem mit ſeinem Nachbar, dem Keilberge, hoch hervorragenden Fichtelberge. Man erblickt aber auch drei mit dieſen wetteifernde Berg-Rieſen, — den Bärenſtein, den Bielberg und den Scheiben- oder Orgelberg, welche wie auf dem Piedeſtale einer ſchon ſehr hohen Bergfläche Baſaltaufſätzen gleich ſich ſteil erhebend, nicht wie die meiſten Berge in einer mehr oder minder ſpitzigen Form endigen, ſondern in einem Plateau von bedeutendem Flächeninhalt, welches dem Auge keinen erhabenen Gegenſtand der Vegatation zeigt. Es bilden dieſe Berge eine intereſſante Erſcheinung, welche durch den Kontraſt mit den übrigen reich bewachſenen Bergen, an dem nackten und kahlen Ausſehen und der weißgrauen Färbung der Bergwände eine die Aufmerkſamkeit erregende Eigenthümlichkeit erhält, welche ſich beſonders bei dem Anblicke des Scheibenbergs, an deſſen Vorderwand, Orgelpfeifen gleich, ſich eine Reihe theils ganz entblößter, theils nur ſchwach bedeckter hoher Baſaltſäulen dem Auge zeigt, zu einem hohen Grade ſteigert.

Gleichſam zum Erſatze des ihnen mangelnden Schmuckes der Natur, haben Menſchenhände dem Biel- und Scheibenberge durch die hoch auf ihren Abhängen erbauten netten und hübſchen beiden Städte Annaberg und Scheibenberg die Reize menſchlicher Cultur verliehen.

Denn einen ebenſo heiteren und freundlichen Anblick als Annaberg, gewährt das dieſem an Größe und Wichtigkeit allerdings weit nachſtehende, etwas höher liegende Bergſtädtchen Scheibenberg.

Es liegt auf dem weſtlichen Abhange des gleichnamigen Berges, im Kreisamte Schwarzenberg, eine Meile ſüdlich von Annaberg und ebenſo weit öſtlich von Schwarzenberg, an der, von jenem Orte nach dieſem führenden Dresdener Hauptſtraße, 2000 und einige Fuß hoch über der Meeresfläche, mit Ausnahme der öſtlichen Richtung, in welcher es den Gipfel oder vielmehr Baſaltaufſatz des Scheibenbergs hinter ſich hat, nach allen Seiten hin frei, deshalb auch etwas kalt und rauh, faſt allen Winden und Wettern offen, doch ziemlich geſund.

Seine Entſtehung verdankt es der Entdeckung von Erzgruben. Denn als im Jahre 1515 im Scheibenberge durch Kaspar Klinger aus Elterlein, einen reichen Fundgrübner, mächtige Silbergänge entdeckt worden waren, und es den, vorzüglich aus dem nahen Annaberg, das, obſchon erſt etwa dreißig Jahre vorher zur Stadt erhoben, mit reißender Schnelligkeit übervölkert worden war, herzugeſtrömten Bergleuten in dem ½ Stunde entfernten Dorf Scheibe gar zu enge ward, ließen die beiden Brüder Ernſt und Wolfgang, Grafen von Schönburg, die damaligen Herren dieſer Gegend, mitten im Walde den Platz zu einer regelmäßigen Stadt abſtecken und den Bau derſelben nach einem für eine dereinſtige große Bevölkerung berechneten Plane beginnen. Graf Ernſt ſchenkte 1534 der Stadt die ſogenannte Heide, einen mehr als 100 Scheffel Fläche enthaltenden Wald mit bedeutenden Torflagern.

Die weitere Geſchichte Scheibenbergs iſt vor der anderer obererzgebirgiſcher Bergſtädte durch merkwürdige Begebenheiten nicht ausgezeichnet. Als unglückliche Ereigniſſe hat es die großen Drangſale des 30jährigen Kriegs mit dem ganzen Erzgebirge gemein; auch von epidemiſchen Krankheiten iſt es, doch nicht ſo heftig wie andere obererzgebirgiſche Orte heimgeſucht worden, von Feuersbrünſten aber deſto öfterer, namentlich ſchon 1529, wo bis auf die Pfarr- und Schulgebäude faſt die ganze übrige Stadt, welche damals gewiß nur wenige maſſive Gebäude zählte, und 1710, wo das Rathhaus nebſt 52 Häuſern abbrannte, ſeit welcher Zeit Scheibenberg wieder von mehren, doch nicht bedeutenden Bränden betroffen worden iſt. Von dem erſten Hauptbrande wurde auch die alte Kirche verſchont, welche nur aus Holz und Lehm gebaut war, und im Ganzen nicht mehr als 227 Thlr. zu bauen gekoſtet hatte. Doch ſchon im Jahre 1559 wurde dieſelbe abgetragen, um an ihrem Platze die jetzige ſteinerne zu bauen.

Dieß war übrigens das nämliche Jahr, in welchem von den 3 Brüdern, Georg, Hugo und Wolf, Grafen von Schönburg, dem Churfürſten Auguſt von Sachſen der oberwäldiſche Antheil der Herrſchaft Hartenſtein ſammt den Grünhainer Kloſtergütern um die Summe von 307,082 Fl. 20½ Gr. verkauft wurde, von welcher Zeit an mithin auch Scheibenberg zu Sachſen gehört.

Nach einigen Chroniken-Nachrichten wurde die Kirchenverbeſſerung in Scheibenberg jedenfalls auch erſt im Jahre 1539 eingeführt.

Noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts machten wilde Thiere, namentlich Bäre und Wölfe die Gegend unſicher, von welchen der gelehrte Scheibenberger Pfarrer, M. Chriſt. Lehmann († 1688) in ſeinem, 11. Jahre ſpäter herausgekommenen „hiſtoriſchen Schauplatze im Obergebirge" gar erſchreckliche, aber auch ergötzliche Geſchichten erzählt.

Auch durch ſtrenge und ſchneereiche Winter hat Scheibenberg viel gelitten. So mußte im Winter 1647 ein langer Stollen durch die 18 Fuß hohe Schneedecke getrieben werden, um zur Kirche zu gelangen, und 1694 wurde die ganze Ernte verſchneit.

Nichts deſto weniger zeigt Scheibenberg eine ſehr freundliche Phyſiognomie, welche ihren Grund allerdings auch mit in der Bauart der Stadt hat. Denn dieſe iſt mit nur wenigen Ausnahmen regelmäßig, was namentlich auch vom Marktplatze gilt, der ein regelmäßiges Viereck bildend, ei-

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Digitized by Google

nen Flächeninhalt von 37,675 Quadrat=Ellen hat, ſo daß er an Größe den Dresdener Altmarkt noch übertrifft. Es münden auch auf ihm ſymmetriſch 8 Gaſſen aus. Ungepflaſtert aber, wie derſelbe bis auf die Gänge an den Häuſern iſt, zeigt er zuweilen dem Auge ein recht erfriſchendes Grün, welches mit der Baumreihe, welche in gleichem Abſtande von den Häuſern dem Marktplatze gewiſſermaßen zur zweiten Umſchließung dient, recht wohl harmonirt. Man würde einen ländlichen freien Platz vor ſich zu haben glauben, wenn nicht die reinlichen und lichten Vorderſeiten ganz maſſiver, obſchon nur einſtöckiger Häuſer, welche durch die ungleichen und beträchtlichen Zwiſchenräume der Bäume hervortreten, daran erinnerten, daß man ſich auf dem allerdings nicht ebenen, ſondern öſtlich bedeutend abhängigen Marktplatze einer recht hübſchen Stadt befindet.

Scheibenberg zeichnet überhaupt, ſelbſt vor vielen Mittelſtädten, eine beträchtliche Anzahl maſſiv und geſchmackvoll gebauter Häuſer aus, zum Theile von anſehnlicher Größe, die faſt durchgängig mit Schiefer gedeckt und wegen der hier ſehr häufigen und heftigen Gewitter mit Blitzableitern verſehen ſind.

An bemerkenswerthen öffentlichen Gebäuden iſt nach der, im höheren Stadttheile nach dem Scheibenberge zu, gelegenen Stadtkirche, welche ſich mit ihrem weißen Thurme in weiter Ferne zeigt, das dem Markte nicht mit ſeiner ganzen Fronte zugekehrte Rathhaus zu nennen, ein hübſches Gebäude mit einem Thurme, in welchem ſich eine Uhr mit kupfernen Zifferblatte befindet. Ein anderes öffentliches Gebäude iſt das auf der unteren breiten Gaſſe gelegene Schulhaus, welches 1805 mit einem Koſtenaufwande von 20,000 Thlr. von einem Privatmann erbaut, in gutem Zuſtande vor drei Jahren von der Stadtgemeinde für 3425 Thlr. erkauft und zum Schulhauſe eingerichtet wurde. Unter die communlichen Gebäude gehört auch das vor der Stadt gelegene neue Armenhaus. Auch ein modern, doch nicht maſſiv gebautes Schützenhaus findet man in Scheibenberg, das nahe bei der Stadt ſehr hoch nach dem Scheibenberge zu gelegen, im Jahre 1818 von einer Actiengeſellſchaft erbaut wurde, jetzt nur einen einzigen Beſitzer hat und der Scheibenberger gut uniformirten Schützengeſellſchaft zum Vergnügungs= und Uebungsorte dient.

Nicht weit davon erblickt man das anſehnliche Gebäude, in welchem ſich die von Schönbalz und Kunz errichtete Papier-maché=Fabrik befindet. Der Bau deſſelben wurde erſt vor Kurzem an der Stelle des früheren Fabrikgebäudes vollendet, welches durch eine Feuersbrunſt am 9. Januar vor. J. gänzlich zerſtört wurde.

Scheibenberg zählt mit Inbegriff der öffentlichen Gebäude 169 Häuſer, und vergrößert ſich ſelten durch ein neues Haus: gleichwohl übertrifft der Umfang der Stadt die durch die Häuſerzahl erweckte Vorſtellung von ihrer Größe, was ſeinen Grund in den vielen Doppelhäuſern ſowie in den beträchtlichen Hofräumen und Gärten hat.

Auch hat Scheibenberg einen amtsſäſſigen, ſonſt landtagsfähigen Stadtrath, ſeit Einführung der Städteordnung am 22. Januar 1837 auch ein von dieſem unabhängig verwaltetes Stadtgericht, an deſſen Spitze ein Stadtrichter ſteht, der zugleich Protocollant iſt und nicht mehr, wie ſeine Amtsvorgänger bis zum Jahre 1763, den Organiſtendienſt mit auf ſich hat, ferner ein mit dem Annaberger vereinigtes Bergamt mit einem zu Scheibenberg wohnhaften Schichtmeiſter und Bergſteiger, ein Nebenzollamt mit einer Poſterpedition, ſowie eine Unterförſterei und 2 Gaſthöfe.

Die Zahl der Einwohner beträgt jetzt 1800, welche auch den, gegen die frühere Blüthezeit ſehr geſunkenen Bergbau nicht ausgenommen, die in dem Obererzgebirge gewöhnlichen mannigfachen Gewerbe treiben. Doch zeichnet Scheibenberg immer noch eine ziemliche, gegen die frühere allerdings ſehr verringerte Zahl von bedeutenden Handlungshäuſern aus, welche mit obererzgebirgiſchen Manufacturwaaren, Franzen, Spitzen, genähten und geſtickten Arbeiten einen beträchtlichen, ſelbſt überſeeiſchen Handel treiben; auch viele Nagelſchmiede (31 Meiſter) treiben dort ihr Gewerbe zum Theile fabrikmäßig.

In neuerer Zeit (ſeit 1818) iſt auch die ſchon erwähnte Papier-maché=Fabrik eine bedeutende Nahrungsquelle geworden. Sie liefert plaſtiſche Arbeiten, allerhand Thiere, Figuren u. ſ. w., welche ſich durch ihre Natürlichkeit in Form und Colorit in dem unbeſtrittenen Vorzuge vor allen ähnlichen Fabricaten befinden und ſich deshalb auch eines reichlichen Abſatzes erfreuen.

Auch ſtarke Viehzucht treibt Scheibenberg, welche der nahe, der Stadt von dem Grafen von Schönburg bis auf einen kleinen Theil, welcher Schlettau gehört, geſchenkte gleichnamige Berg durch die auf ihm, noch mehr aber auf ſeinen Abhängen, gelegenen Weideplätze und Wieſen ſehr erleichtert. Ueberhaupt iſt dieſer Berg gleichſam der Wohlthäter der Stadt, indem er dieſelbe nicht nur mit gutem Waſſer verſorgt, ſondern ihr auch von ſeinem ſüdöſtlichen Abhange etwas Brennholz liefert. Er enthält auch ein reiches Thon=, Torf= und Kalklager, in welcher Hinſicht er der Stadt ſehr große Vortheile verſchafft, indem er nicht nur, ſo weit er dieſelbe nicht ausreichend mit Brennholz verſorgt, dieſen Mangel durch das gedachte foſſile Brennmaterial ergänzt, ſondern auch eine Kalkbrennerei und Topfwaarenfabrik unterhält.

Lpld.

Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibnitz.

(Fortſetzung und Beſchluß.)

Um die Wichtigkeit der gemachten Entdeckung begreifen zu können, muß man wiſſen, und nur der Mathematiker von Fach kann es ermeſſen, was es heißt, dieſe Aufgabe gelöſt zu haben, und welcher Aufſchwung dadurch in alle höhere mathematiſche Unterſuchungen gekommen iſt. Und nachdem ein Jahrhundert vergangen, nachdem die Anwendung der Leibnitziſchen Methode, zuerſt von den berühmten Gebrüdern *Bernoulli* durchgeführt, den glücklichſten Fortgang auf dem Continente bewirkt hat, die Engländer aber, um Schritt zu halten, den Weg Newton's verlaſſen und ſich gleichfalls der teutſchen Weiſe bedienen mußten, ſo hat der Erfolg ſelbſt für den Vorrang Leibnitzens zu ſeinem unvergänglichen Ruhme und zur Ehre Teutſchlands völlig entſchieden. Denn gewiß nicht mit Unrecht wurde dieſe Angelegenheit von beiden Theilen als eine Nationalſache betrachtet,

Digitized by Google

und Leipzig, von wo aus der erſte Angriff auf Newton geſchah und die kräftigſte Vertheidigung Leibnitzens geführt wurde, ſchien die zuvor an ihm verübte Unbill dadurch ſühnen zu wollen. — Doch wir folgen nach dieſer Einſchaltung, die den chronologiſchen Gang der Erzählung unterbrechen mußte, jetzt Leibnitz wieder nach England. Auch hier fand er in kurzer Zeit die allgemeinſte Anerkennung. Der Akademie der Wiſſenſchaften zu London perſönlich vorgeſtellt, überreichte er derſelben einen Plan von ſeiner projectirten Rechnenmaſchine und würde ihr noch mehre ſeiner Arbeiten vorgelegt haben, wenn ihn nicht der Tod ſeines fürſtlichen Beſchützers, des Kurfürſten von Mainz, der noch in demſelben Jahre ſtarb, veranlaßt hätte, England wieder zu verlaſſen. Er kehrte noch einmal nach Paris zurück, und trat, von dem Herzog Johann Friedrich zum Hofrath und Bibliothekar in Hannover berufen, aus kurmainziſchem Staatsdienſte. Zugleich erhielt er die Erlaubniß, ſo lange, als es ſeine wiſſenſchaftlichen Zwecke erheiſchten, ſeinen Aufenthalt zu wählen, wo er wollte. In Paris galt er jetzt als ein Wundergeiſt (prodige d'esprit) und als das wunderſame Sachſenkind (merveilleux Saxon). Man überhäufte ihn mit Auszeichnungen, und ſelbſt Ludwig XIV. ſuchte ihn auf jede Weiſe für ſeinen Hof zu gewinnen, indem er ihm an der Akademie der Wiſſenſchaften einen Poſten überweiſen wollte, wo ihm alle Schätze der Bildung offen ſtanden. Seine Vaterlandsliebe jedoch, und weil man den Uebertritt zur katholiſchen Kirche zur Bedingung machte, ließ Leibnitz Alles ausſchlagen, und er beeilte ſich, ſeine neue amtliche Stellung anzutreten. Nachdem er das Journal des savans unter andern Abhandlungen auch mit einem Artikel über die Verbeſſerung der Taſchenuhren bereichert hatte, kehrte er über England und die Niederlande, wo er ſich jedoch länger aufhielt, als er urſprünglich beabſichtigt hatte, da er in dem Bürgermeiſter Hudden zu Amſterdam einen ausgezeichneten Mathematiker fand, im Jahre 1676 nach Teutſchland zurück. In London war er ſchon im Jahre 1674 zum Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften ernannt worden, deren Präſident nachher Newton ſelbſt war. Außer ſeinen amtlichen Arbeiten blieb jetzt die Mathematik ſeine Lieblingsbeſchäftigung, und, wie wir oben erwähnt haben, erweiterte ſich nun ſein Briefwechſel mehr und mehr, nachdem er im Auslande ſo viele perſönliche Bekanntſchaften gemacht hatte. Zugleich entging ſeiner Aufmerkſamkeit nichts, was die Zeit in irgend einem Gebiet der Wiſſenſchaften zu ihrer Erweiterung hervorrief, und wo er fördern und helfen konnte, war er bereit. So verſchaffte er einem Chemiker Brand in Hamburg, der ſein Vermögen in alchymiſtiſchen Verſuchen hingeopfert hatte, für die Erfindung einer Art phosphorus, die ihm dabei geglückt war, von dem Herzog eine jährliche lebenslängliche Penſion, und ſendete Proben von dem neuen Präparat an die Akademien nach Paris und London. Um dieſe Zeit machte er auch ſeine erſten Mittheilungen an Newton über die Differenzial-Rechnung, und wie fern auch Unterſuchungen dieſer Art von dem praktiſchen Leben ſtehen, ſo verlor er doch dieſes nie aus dem Auge, wie er denn z. B. zu eben der Zeit mit der Verbeſſerung der Wagen, namentlich mit der Erfindung eines Schnellwagens umging. Wie ſollten ihn nicht unſere Dampfwagen entzücken! — Im Jahre 1677 erſchien er wieder in der politiſchen Welt, wo der Nymwegner Friedenscongreß eine völkerrechtliche Streit-Frage hervorrief, die Leibnitz, auf Veranlaſſung des Herzogs, mit gewohnter Ueberlegenheit in einer beſondern Schrift entſchied (vom Oberhoheits- und Geſandtſchaftsrecht der teutſchen Fürſten), ohne ſich zu nennen. Indeß wurde ihm auch dieſer fürſtliche Gönner, der früheſte nächſt dem Kurfürſten von Mainz, durch den Tod (1679) entnommen und von ſeinem Nachfolger, Ernſt Auguſt, mit dem nachher das mit Braunſchweig und Lüneburg verbundene Herzogthum Hannover in den Rang eines Kurſtaates trat, zum Juſtizrath ernannt, ſah er ſich abermals, und zwar ganz gegen dieſe ſeine eigentliche amtliche Stellung, auf ein neues Feld gerufen, auf das der Geſchichte des Hauſes Braunſchweig-Lüneburg, die ihm zu ſchreiben ſein neuer Protector in der Folge auftrug. Leibnitz, den Adlerblick überall nach den weiteſten Fernſichten und auf die letzten Gründe richtend, konnte in der Abfaſſung einer Landesgeſchichte keinen ihn feſſelnden Gegenſtand finden. Nur in der Art und Weiſe, wie er die Aufgabe ſich ſtellte und zu löſen ſuchte, wußte er den Anforderungen ſeines Geiſtes zu genügen. Die Anfänge und Quellen vorerſt aufzufinden, unternahm er eine Reiſe durch Teutſchland und Italien, wo er alle öffentliche und Kloſterbibliotheken, ja ſelbſt die Grabmäler nach Urkunden und Denkwürdigkeiten durchſuchte, in den Jahren 1687, 88 und 89, nach Beendigung ſehr mühevoller Vorarbeiten. Eine Urgeſchichte der Erde, — und damit bahnte er den Weg zu den nachherigen weiteren geologiſchen Forſchungen, — eine Urgeſchichte der Völker und Sprachen, beſonders der teutſchen, in einzelnen Unterſuchungen — und dadurch gab er der Geſchichts- und Sprachforſchung eine höhere Richtung — und eine Sammlung europäiſcher völkerrechtlicher Verträge mit einer umfangreichen Abhandlung über die letzten Grundſätze alles natürlichen Rechts, namentlich des natürlichen Staatenrechts, womit er die ſchon früher begonnene Begründung der Rechtswiſſenſchaft weiter führte, — waren die Vorläufer zur Löſung ſeiner Aufgabe. Doch außer einem kurz entworfenen Plane zur Ueberſicht des Ganzen und einer in die geſammte Zeitgeſchichte eingreifenden Sammlung von ſeltenen aufgeſuchten kleinen Schriften, hat er an die Geſchichtſchreibung ſelbſt nicht Hand angelegt, ſondern ſie iſt mit Benutzung der geſammelten Materialien und Unterlagen von mehren Gelehrten, die unter Leibnitzen's Aufſicht gleichzeitig an dieſem Werk arbeiteten, erſt nach deſſen Tode zur Vollendung gekommen. Denn mit dem Höhepuncte ſeines Ruhmes, auf der Grenze des 17. und 18. Jahrhunderts, ſteigerte ſie nicht nur ſein Intereſſe für die Wiſſenſchaften überhaupt und das öffentliche Leben, ſondern es wurde auch ſeine Thätigkeit dadurch und nachdem er einmal, man kann ſagen, mit der ganzen wiſſenſchaftlich gebildeten Welt angeknüpft hatte, bis auf's Unglaubliche in Anſpruch genommen. —

Auf den Grenzſcheiden des 17. und 18. Jahrhunderts, in deren Wagſchalen Leibnitz, namentlich in Bezug auf die Richtung des teutſchen Forſchungsgeiſtes, ein ſo entſcheidendes Uebergewicht herbeiführte, hatte er mit dem äußerſten Höhepuncte ſeines Einflußes auch den Gipfel ſeines Ruhmes erreicht. Dieſer Einfluß auf die nahe und ferne gebildete Welt beruhte zwar vorzugsweiſe auf ſeiner

Digitized by Google

Perſönlichkeit, in der ſich mit dem gründlichen Gelehrten zugleich der feine Weltmann und mit beiden der edle, warme Menſchenfreund vereinigte. Allein wiefern das Mark und die Blüthe derſelben gleichſam als eine Verkörperung des geſammten teutſchen Nationalgeiſtes erſchien, vermöge der Tiefe und Innigkeit des Gemüths, und der Beſonnenheit und Klarheit des tiefdenkenden Geiſtes, womit Leibnitz die Welt und das Leben auffaßte und zum allgemeinen Bewußtſein als Norm und Endziel des Strebens ahnungreich hinſtellte, konnte ſein Einfluß keineswegs mit ſeiner Perſönlichkeit ſpurlos vorübergehen, vielmehr mußte derſelbe in den Lebensſtoff der Zeit eindringen und anregend und bildend auf Jahrhunderte fortwirken. Dies geſchah nun beſonders durch ſeine philoſophiſchen Beſtrebungen, denen er ſich in dieſer Lebensperiode hingab, jedoch immer nur, daß er ſich in kleinen gelegenheitlichen Schriften, in Briefen und in ſeinem perſönlichen Verkehre, namentlich mit mehren fürſtlichen Perſonen, ausſprach. Es iſt bereits bemerkt worden, wie ſich nach den langen Kämpfen um die Gewiſſensfreiheit in Teutſchland, das Werk des Proteſtantismus, ein höheres geiſtiges Leben zu entwickeln begann. Und wenn das, was man Philoſophiren heißt, jenes beſondre Anſtreben iſt, das innere Bewußtſein im Menſchen aufzuklären und mit ſeinen Anſprüchen an die möglichſte Befriedigung der höchſten Intereſſen des Daſeins in Harmonie und Einklang zu bringen, ſo iſt Philoſophie immer der innerſte Ausdruck unſrer heiligſten Ueberzeugungen und daher der eigentliche Hebel der Geſammtbildung wie des Einzelnen, ſo eines Volkes und der Menſchheit überhaupt. Zwei große Denker nun hatten zu Anfange des 17. Jahrhunderts in den Niederlanden zu einer neuen Anſicht der Dinge Bahn gebrochen, Des-Cartes und von ihm angeregt Spinoza, während man in Teutſchland wohl die Haltloſigkeit des mittelalterlichen Scholaſticismus einſah, auch durch das Studium der Claſſiker die ungetrübten Quellen des erſtern mehr und mehr kennen lernte, aber ebenſo unfähig, jene Denker wahrhaft zu würdigen, als etwas Eignes, Beſſeres aufzufinden. Zu dieſem Stande der Dinge geſellte ſich noch in Frankreich, wo zwar die Lehre des Des-Cartes Eingang fand, aber auch hart bekämpft wurde, eine unbezwingliche Zweifelſucht, welche die Gemüther ergriff, aus der bald darauf, unter dem Einfluſſe eines andern nicht minder berühmten Denkers, Locke's in England, eine arge, den Sinnen fröhnende, alles Heilige verſpottende Denkweiſe hervorging, woran Frankreich noch jetzt, wie an einem alten Krebsübel, hart darniederliegt und wovon es erſt in neueſter Zeit durch die Aufnahme teutſcher Philoſophie und Kunſt ſich zu läutern beginnt. Da war es denn Leibnitz, der in Teutſchland, wie ein Gott, in dieſe Erſchlaffung und Trägheit des Denkens Licht und Leben brachte. Aber nicht, wie es jetzt zu geſchehen pflegt, wagte er es, mit den erſten, beſten Einfällen auf dem großen Kampfplatze aufzutreten. Von den frühſten Jünglingsjahren an bis zur vollen Reife des Mannes kämpfte er mit ſich und nur nachdem er das Leben ſelbſt in ſeinen mannigfachen Anforderungen kennen gelernt, nachdem er die Anſichten der Vor- und Mitwelt vielfach erforſcht und geprüft und alle Kreiſe des Wiſſens durchlaufen und nach ihren letzten Grenzen abgemeſſen hatte, griff er in die Noth der Zeit thatkräftig ein. „Ich habe," ſagt er ſelbſt, „über alle dieſe wichtigen Materien nicht eher Partei genommen, als nachdem ich mehr als zehnmal darüber nachgedacht und wieder nachgedacht und nachdem ich noch außerdem die Gründe Andrer geprüft habe. Die meiſten meiner Meinungen habe ich endlich nach einer Ueberlegung von zwanzig Jahren zur Gewißheit gebracht." Denn wie er ſchon in Leipzig noch während ſeiner Univerſitätsjahre den Plan zu einer Vereinigung der Philoſophie des Plato und Ariſtoteles entwarf und ganze Tage und Nächte darüber nachdachte, ſo hat er dieſen immer von neuem aufgenommen, ſein ganzes Leben hindurch feſtgehalten und ſo in unverſiegter Schöpferkraft zur Vollendung gebracht. Doch wie er dieſe Aufgabe gelöſt, und welches die charakteriſtiſchen Grundzüge ſeiner Philoſophie waren, weiter zu entwickeln, würde die Grenzen dieſer Blätter überſchreiten. Wir bemerken nur, daß ein andrer weniger ſelbſtſchaffender als das Geſchaffne ſyſtematiſch geſtaltender Denker, Chriſtian Wolf, anfänglich Prof. der Mathematik, ſpäter des Natur- und Völkerrechts, Geheimer Rath, Vice-Canzler an der Univerſität zu Halle und in den Freiherrn-Stand erhoben, ihr die Form gab, in welcher ſie unter dem Namen der Leibnitz-Wolfiſchen Philoſophie, das Fegefeuer der Verketzerung glücklich beſtehend, die Wiege jenes gediegenen Geiſtes teutſcher Wiſſenſchaftlichkeit wurde, mit dem erſt die Morgenröthe unſrer höheren Nationalbildung, wie mit einem Zauberſchlage, hervorbrach. Jetzt erſt erwachte das Bewußtſein der den Jahrhunderten der Knechtſchaft abgerungenen Freiheit des Gedankens, und wie dieſer jetzt einen edlen, hocherhabenen Aufſchwung nahm, von den Lichtſchwingen des voranſchreitenden Genius Leibnitzen's beflügelt, ſo konnte auch die Sprache ſich zu ſeinem geiſtgeſchaffenen edlern Rüſtzeug ausbilden, und in Beiden die Forſchung, wie das Leben ſeine wahre Verklärung gewinnen. Und ſtrahlte unter den Vielen, die ſpäter aus der Leibnitz-Wolf'ſchen Schule hervorgingen, auch nur der eine Name Leſſing's hervor, und ihm zunächſt der Immanuel Kant's, ſo würde es genugſam Bürgſchaft ſein, daß eine gewöhnliche Saat nicht ſolche Aehren zu vollen Garben binden läßt. Darum ehrt wohl auch, und dies mit Recht, die dankbare Nachwelt in Leibnitz vorzugsweiſe den Philoſophen, ſo wie er auch in der That noch bei Lebzeiten, außer ſeinen mathematiſchen Entdeckungen, vielleicht am meiſten ſeiner philoſophiſchen Richtung die weithingehende Berühmtheit des Namens verdankte, namentlich in Frankreich und England, wo er die gewichtigſten Gegner fand und der einmal entſponnene Meinungskampf nur mit ſeinem Tode endigte. — Wie ſehr er aber, aller der Nebenbeſchäftigungen ungeachtet, ſeinem eigentlichen Berufe als Hofrath und Bibliothekar in Hannover treu war, beweiſt ſchon der eine Umſtand, daß er vom Herzog von Braunſchweig Wolfenbüttel Anton Ulrich (1691) in gleicher Eigenſchaft zur Aufſicht der Bibliothek in Wolfenbüttel ernannt wurde, ohne ſeinen Wohnſitz in Hannover zu verändern. Dabei trat er noch einmal auf dem diplomatiſch-politiſchen Felde für das Haus Hannover auf, und zwar in Betreff der Unterhandlungen über die neue Churwürde deſſelben, ſowie über das damit in Verbindung gebrachte Erzamt im teutſchen Reiche. Während er indeß die erſtre Angelegenheit (1692) zu Gunſten

Digitized by Google

N° 20 B. II

Moritz, Graf von Sachsen.

Digitized by Google

ſeines erlauchten Gönners, des Kurfürſten, zur glücklichen Entſcheidung brachte, gelang ihm nicht die letztre, die ſich bis zum Jahr 1696 hinzog, auf dieſelbe gewünſchte Weiſe zu beendigen. — Eine große, noch jetzt beſtehende Schöpfung ſeines Geiſtes war die Stiftung der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin (1701), wozu er nicht nur die erſte Anregung gegeben und den großartigen Plan entworfen, ſondern auch in finanzieller Hinſicht ſehr weſentliche Hilfsmittel ausfindig gemacht hatte. Zugleich zum erſten Präſidenten ernannt, obwohl er ſeine amtliche Stellung in Hannover nicht aufgab, führte er das Werk ſelbſt in's Leben, leitete, die häufigen, beſchwerlichen Reiſen deshalb nicht ſcheuend, das Ganze mit nie erkaltetem Eifer und bereicherte es mit den köſtlichen Gaben ſeines unerſchöpflichen Geiſtes. Es liegt außer den Grenzen der Möglichkeit, den überaus wohlthätigen Einfluß zu beſtimmen, welchen Leibnitz theils perſönlich, theils durch dieſe Anſtalt auf die Cultivirung des preußiſchen Staats geäußert habe. Aber gewiß haben wir es unendlich zu bedauern, daß ein gleicher Plan, den er bald darauf auch in Dresden auszuführen beabſichtigte, kein Gehör fand, und ſo, da man hier mit ganz andern Dingen beſchäftigt war, als an eine Akademie der Wiſſenſchaften zu denken, auch dies letzte Opfer, das er mit warmem Herzen dem Vaterlande bringen wollte, von ſich wies! — — So ſehr demnach ſeine Thätigkeit in Anſpruch genommen war, durch den ſich immer erweiternden Kreis ſeiner Berufsgeſchäfte, durch ſeine zahlreiche Correſpondenz, durch Vertheidigung ſeiner überall angegriffenen Lehrſätze, endlich durch ſeinen perſönlichen Verkehr mit mehrern fürſtlichen Perſonen, beſonders mit der Kurfürſtinn von Hannover Sophie und ſpäter mit der Königinn von Preußen Sophie Charlotte, ihrer Tochter, ſo raſtete er noch immer nicht und beabſichtigte, nachdem ſein Plan in Dresden geſcheitert war, dieſen in Wien auszuführen. Im Jahr 1713 an den kaiſerlichen Hof daſelbſt berufen, wo man ſich mit ihm über die Friedensverhandlungen zu Utrecht berathen wollte, trat er mit dem hochherzigen Prinzen Eugen, der für die Künſte des Kriegs wie des Friedens gleich begeiſtert war, in nähere Verbindung. Und da er ſchon im Jahr 1711, in demſelben Jahre, wo er mit dem ruſſiſchen Kaiſer Peter dem Großen zuſammentraf und für die ihm gegebenen Rathſchläge zur Cultivirung ſeines Reichs zum Geh. Juſtizrath ſich mit einem anſehnlichen Gehalte von demſelben ernannt ſah, auch von Kaiſer Karl VI. zum Reichshofrath mit 2000 Gulden Gehalt und in den Freiherrenſtand erhoben worden war, ſo glaubte er ihm kein würdigeres Denkmal ſeiner Dankbarkeit ſetzen zu können, als indem er ihm, von dem Prinzen Eugen unterſtützt, den Plan zu einer Akademie der Wiſſenſchaften vorlegte und ſich zur Einrichtung derſelben erbot. Allein unvorhergeſehene Hinderniſſe vereitelten die anfangs erweckten Hoffnungen. — So in jeder Weiſe das Leben und die Wiſſenſchaft mit dem Reichthum ſeines Geiſtes, wie mit den Gunſtbezeugungen ſeines Glückes fördernd und zu fördern bereitwillig, in raſtloſer, angeſtrengter Thätigkeit begriffen, daß er oftmals auch des Nachts ſich nicht zur Ruhe legte, ſondern auf ſeinem Arbeitsſeſſel nur wenige Stunden ſchlummerte, konnte allein die Macht, der Alles, was Sterblichkeit heißt, unterliegt, ihn endlich vom großen, langen Tagewerke zum ewigen Sabbate des Friedens abrufen. Bei vollen Geiſteskräften, nur wenige Tage zuvor erkrankt, obwohl er in den letztern Jahren an gichtiſchen Zufällen litt, vollendete er am 14. Nov. 1716 die ruhmgekrönte Laufbahn zu Hannover. Wenige Minuten vor ſeinem letzten Augenblicke ließ er ſich noch Feder und Papier geben, ſchrieb Etwas, hielt es gegen das Licht und, da er es nicht leſen konnte, legte er das müde Haupt auf die Seite und entſchlief, gedankenreich, wie er gewacht hatte. —

B.g.r.

Moritz, Graf von Sachſen.

Im Jahre 1694 kam die eben ſo ſchöne als geiſtreiche Gräfinn Marie Aurore von Königsmark, Tochter eines ſchwediſchen Generals, nach Dresden, um ſich hier in einer Erbſchaftsſache die Vermittelung des jungen Kurfürſten Friedrich Auguſt I. zu erbitten. Dieſer war erſt ſeit einem Jahre mit der tugendhaften Chriſtine Eberhardine vermählt, und ungeachtet gegenſeitige Liebe dieſes Bündniß geſchloſſen hatte, huldigte der Kurfürſt bald der ſiebenzehnjährigen Aurora, deren geſellige Talente und vielſeitig gebildeter Geiſt ihrer Schönheit noch einen höhern Zauber verliehen. Lang widerſtand die Gräfinn den leidenſchaftlichen Beſtrebungen des Fürſten, bis ſie, vom Glanze der ihr zu Ehren veranſtalteten Feſte geblendet, ihm ihre Unſchuld zum Opfer brachte. Sie zog ſich nun auf ein Dorf in der Nähe von Magdeburg zurück, und hier gebar ſie am 13. Octbr. 1696 — wenige Tage nach der Entbindung der Kurfürſtinn ſelbſt — einen Sohn, welcher zur Erinnerung an Moritzburg, wo Auguſt den erſten Sieg über ſeine Geliebte errungen hatte, Moritz genannt wurde, und deſſen Name unter den Helden der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einen ehrenvollen Platz behauptet.

Obgleich Auguſt, der im folgenden Jahre zur polniſchen Krone gelangte, ſeine Leidenſchaft bald einem andern Gegenſtande zuwendete, und die Königsmark nur die beklagenswerthe Ehre hatte, die lange Reihe der Liebſchaften dieſes veränderlichen Fürſten zu eröffnen: blieb ſie doch immer in den freundſchaftlichſten Verhältniſſen mit ihm, auch noch, nachdem ſie im J. 1700 zur Dechantinn des Stiftes Quedlinburg erhoben worden war, ſo daß der König, als Polen von Karl XII. bedroht wurde, die Friedensunterhandlungen in die Hände der Gräfinn legte und ſie (1702) dem jungen ſchwediſchen Helden entgegenſendete, der ſchon bis Litthauen vorgedrungen war. Aber Karl, — vielleicht den Geiſt und die Schönheit einer Dame fürchtend, die ihn ſelbſt in franzöſiſchen Verſen beſungen hatte, ließ ſie nicht vor ſich, und wandte, als ihm einſt der Zufall auf einem ſchmalen Wege die Gräfinn entgegen führte, ſchnell ſein Pferd um, ohne ſie auch nur eines Wortes zu würdigen.

Jene Hochachtung, mit welcher Auguſt ſeiner früheren Geliebten noch immer begegnete, hatte auch auf die Erziehung ihres Sohnes Einfluß. Der König ließ ihn, auf welchen mit dem feurigen Geiſte der Mutter zugleich die Leidenſchaftlichkeit und die Körperkraft des Vaters übergegangen war, erſt zu Berlin, dann zu Warſchau und zu Leipzig unter dem Namen eines Grafen von der Raute er-

Digitized by Google

ziehen, und Moritz entfaltete ſchon hier den ritterlichen Sinn, der ihn ſpäter in ſo hohem Grade auszeichnete. Seine Neigung zog ihn weit mehr zum Reiten, Fechten und andern Uebungen der körperlichen Kraft hin, ſo daß er zum Studiren gewöhnlich nur durch die Erlaubniß, nachher auszureiten zu dürfen, bewogen werden konnte. Nur die franzöſiſche Sprache erlernte er mit Vorliebe. Jene Ritterlichkeit veranlaßte ſeinen Vater, den zwölfjährigen Knaben (1709) nach Flandern mitzunehmen, wo 8000 Mann Sachſen unter Schulenburg, als Verbündete Oeſterreichs und Englands, gegen Frankreich kämpften. Hier war Moritz Zeuge, wie das von den Franzoſen 4 Monate lang vertheidigte Lille dem tapfern Prinzen Eugen ſeine Thore öffnete; er ſah Tournay (Dornik) und Mons (Bergen) fallen; er wohnte der blutigen Schlacht von Malplaquet bei, wo Marlborough und Eugen einen entſcheidenden Sieg erfochten. Am Abende der letztern Schlacht ſagte der junge Graf, dieſer Tag habe ihm außerordentlich gefallen. — So wurden die größten Feldherren jener Zeit und die heftigſten Gegner Frankreichs Lehrmeiſter deſſen, welchen die Vorſehung dazu beſtimmt hatte, eben dieſes Frankreich gegen mächtige Feinde zu ſchützen.

In den folgenden Jahren nahm Moritz an der Belagerung von Riga unter Peter dem Großen Antheil. Wahren Heldenmuth zeigte er ſchon vor Stralſund, wo er — unter dem Kugelregen des Feindes, welcher drei Offiziere und mehre Soldaten an ſeiner Seite tödtete — mit der Piſtole in der Hand durch einen Fluß ſchwamm. — Jetzt erhob der König, welcher nach dem frühen Tode Joſeph's I. Reichsvikar wurde, ſeinen natürlichen Sohn zum Range eines Reichsgrafen, unter dem Titel eines Grafen von Sachſen, und ernannte ihn zum Oberſten eines neuerrichteten Küraſſier-Regimentes. Um dieſelbe Zeit vermählte ihn ſeine Mutter mit der liebenswürdigen und reichen Gräfinn von Löben aus der Lauſitz, die er aber bei ſeinem Hange zu ſinnlichen Vergnügungen bald vernachläſſigte, wodurch nach wenigen Jahren eine Eheſcheidung herbeigeführt wurde.

Ein Aufſtand in Polen rief ihn von weichlichen Hoffeſten wieder auf den Kampfplatz. Die Polen wollten keine ſächſiſchen Truppen innerhalb ihres Landes dulden, überfielen ſie allenthalben und vernichteten ganze Regimenter. Graf Moritz wurde mit 3 neuen Regimentern hingeſendet, wäre aber, von ſeinem Korps abgeſchnitten, bald in Gefangenſchaft gerathen. Er wurde in einem polniſchen Wirthshauſe von 200 Dragonern und 600 polniſchen leichten Reitern belagert und vertheidigte ſich tapfer, ungeachtet er nur 5 Offiziere und 12 Bedienten bei ſich hatte. Die untern Thüren wurden verrammelt, und von oben herab auf die Belagerer geſchoſſen; dieſe drangen endlich durch die Fenſter ein, aber der Graf drängte ſie mit ſeiner kleinen Heldenſchaar wieder hinaus und hielt ſich bis zum Abende. In der Nacht gelang es ihm, mit den noch übrig gebliebenen 13 Mann ſich nach Sandomir durchzuſchlagen. — Der bald darauf erfolgte Friede führte ihn nach Dresden zurück; doch wurde ihm der Aufenthalt daſelbſt durch einen Zwiſt mit dem Feldmarſchall Flemming, dem Lieblinge ſeines Vaters, gar ſehr verleidet. Dies ſowohl, als ſeine kriegeriſche Neigung beſtimmte ihn, den Fahnen Eugens ſich anzuſchließen, der eben gegen die Türken zu Felde lag. Moritz nahm Theil an dem großen Siege bei Belgrad, welcher den Stolz der Pforte beugte.

Der Friede zu Paſſarowitz (1718) machte dieſem Kriege ein Ende und der Graf begab ſich nun nach Warſchau zu ſeinem Vater, der ihm hier den erneuerten weißen Adlerorden verlieh. Der unruhige Geiſt des jungen Grafen fand bei dem Frieden, deſſen Oelzweig jetzt auf kurze Zeit über das kampfesmüde Europa wehete, keine kriegeriſche Beſchäftigung; er wollte ſich durch ſinnliche Genüſſe entſchädigen, die ihm Frankreich im höhern Grade noch, als ſein Vaterland, zu verſprechen ſchien. Dorthin wandte er ſich alſo 1720 und gewann im Kurzen die Zuneigung des Herzogs v. Orleans, der für den noch unmündigen Ludwig XV. die Regentſchaft führte. In demſelben Jahre noch wurde der Graf zum Maréchal de Camp und zum Chef des königsmarkiſchen Regimentes ernannt. Bald aber ſtürzte ihn ſeine Verſchwendung in Schulden, die ihn nöthigten, nach Sachſen zurückzukehren, und der immer freigebige Auguſt, wiewohl er ſeinen Sohn nur ungern in franzöſiſchen Dienſten ſah, gewährte ihm Mittel ſich in Paris zu behaupten, wo er 1722 wieder auftrat.

Von jetzt an beſchloß er, ſeinem neuen Vaterlande all ſeine Talente zu widmen, und gab ſich deshalb dem Studium der Kriegswiſſenſchaften, die er bisher vernachläſſigt hatte, mit ſo großem Eifer hin, daß er auch darin viele gleichzeitige Feldherren überſtrahlte, und wohl den Namen eines Profeſſors der Kriegskunſt verdiente, mit welchem der große Friedrich ihn zu bezeichnen pflegte.

Ein unerwartetes Ereigniß rief ihn jetzt nach Norden: die Stände von Kurland hatten ihn (1726, 5. Juli) zu ihrem Herzoge erwählt. Moritz eilte nach Mitau, hatte das Glück, der verwittweten Herzoginn, Anna Iwanowna, (Tochter des blödſinnigen Iwan Alexiewitſch, die 1730 als Anna I. den ruſſiſchen Thron beſtieg), zu gefallen, und würde vielleicht mit ihrer Hand zugleich das Herzogthum Kurland erhalten haben, wenn er nicht durch eine mit einem Hoffräulein angeſponnene Liebesgeſchichte ihre Eiferſucht rege gemacht hätte. Ueberdieß gelüſtete auch den Menzikoff, der ſich vom Paſtetenbäckerjungen bis zum ruſſiſchen Fürſten emporgeſchwungen hatte, nach dem erledigten Herzogthume. Dieſer erſchien plötzlich in Mitau, belagerte mit 800 Ruſſen den Grafen in ſeinem Palaſte, hob aber die Belagerung bald wieder auf, weil er einen Aufruhr fürchtete. Doch die von Frankreich erwartete Unterſtützung blieb aus, und auch die 40,000 Livres, die des Grafen Geliebte, die berühmte Schauſpielerinn Lecouvreur, nach Verpfändung aller ihrer Kleinodien ihm ſenden konnte, waren fruchtloſe Hilfe, weil der polniſche Reichstag zu Grodno gegen ihn Partei nahm und ſogar den machtloſen König Auguſt zwang, eine Achtserklärung ſeines natürlichen Sohnes zu unterzeichnen.

Moritz verſchanzte ſich auf der Inſel Usmaiz; doch die Kurländer, durch Rußlands Drohungen geſchreckt, ſagten ſich von ihm los. Er wurde hier von 4000 Ruſſen überfallen; ſeine 300 Mann waren bald vernichtet; nur Kühnheit rettete ihn — er ſtürzte ſich mit ſeinem Pferde in's Waſſer und entging dadurch der Gefangenſchaft. Er kehrte 1729 nach Frankreich zurück; doch behielt er den Titel eines Herzogs von Kurland bis zu ſeinem Tode bei.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nach der Natur gez. von J. Fleischmann. lith. von C. Müller.

IV 20

Schloſs Siebeneichen.

Digitized by Google

Unterdeſſen (18. Febr. 1728) war ſeine Mutter geſtorben. Sie ward in der Stiftskirche zu Quedlinburg beigeſetzt, und ſelbſt der Tod vermochte die Spuren ihrer Schönheit nicht ganz zu verwiſchen. Fünf Jahre ſpäter ſtieg auch König Auguſt vom Throne in die Gruft. Sein rechtmäßiger Sohn, Kurfürſt Friedrich Auguſt II., prachtliebend wie ſein Vater und nicht durch deſſen traurige Erfahrungen gewitziget, verlangte ebenfalls nach Polens Krone, die er nicht ohne Blutvergießen gewinnen ſollte. Er bot ſeinem Bruder den Oberbefehl über die ſächſiſche Armee an, Moritz aber konnte ſich nicht entſchließen, die franzöſiſchen Kriegsdienſte zu verlaſſen, und kämpfte gegen die Sache ſeines Bruders: denn Stanislaus Leſczinsky, der Gegenkönig beider Auguſte, war Schwiegervater Ludwig's XV., und ungeachtet Frankreich die Vertreibung deſſelben aus Polen nicht verhindern konnte, war es doch entſchloſſen, ihn zu rächen. Dieſe Rache traf zunächſt den Kaiſer, der Auguſt's Partei genommen hatte.

Der Graf von Sachſen ging im Octbr. 1733 zur Armee des Marſchalls Berwick ab, zeichnete ſich in der Belagerung von Kehl aus, und entſchied durch ſeine Tapferkeit an der Spitze eines Grenadierregimentes den Sieg in der Schlacht von Etlingen. „Graf," hatte Berwick kurz vor der Schlacht zu ihm geſagt, „ich wollte eben 3000 Mann hierher rücken laſſen, aber Sie ſind mir allein ſo viel werth!" — Bald nachher fiel der tapfere Berwick, welcher 3 Monarchen gedient hatte, in den Laufgräben vor Philippsburg; aber dieſe Feſtung wurde dennoch von den Franzoſen erobert (18. Juli 1734), und Graf Moritz theilte die Ehre dieſes Tages. Die Ernennung zum Lieutnant-général war ſein Lohn. — Der Friede von 1736 ſicherte dem Kurfürſten von Sachſen die polniſche Krone und brachte Lothringen an Frankreich. Moritz kehrte nun nach Paris zurück, wo er ſich neuen Ausſchweifungen überließ, ohne das Ziel ſeiner militäriſchen Ausbildung aus den Augen zu verlieren.

(Beſchluß folgt.)

Meerana.

(Beſchluß.)

Die hieſige Pfarrkirche iſt laut einer Inſchrift, auf einer im J. 1701 eingeſetzten, meſſignen Tafel 1005 erbaut; doch verräth ſie ihr hohes Alterthum in Folge mehrfacher Reſtauration, (die letzte geſchah im J. 1701,) keinesweges. Sie hat einen 80 Ellen hohen Thurm, ſchönes Geläute und eine ſilbermanniſche Orgel, und war urſprünglich dem heiligen Martin geweiht. Im J. 1339 wird ein Pleban Johann in mari erwähnt, und 1363 der Pleban Heinrich. Die Kirche ſtand unter den Biſchöfen zu Naumburg, und das Einkommen derſelben war nicht unbedeutend, wozu die beiden der Kirche ertheilten Ablaßbriefe vom J. 1314 und 1362 Vieles beigetragen haben mögen, die auch im J. 1504 durch den Zeitzer Biſchof Johann III. (von Schönburg) erneuert wurden. Derſelbe Biſchof weihete auch im J. 1503 auf's Neue Kirche, Glocken und Kirchhof. — Nach einer in der Kirche zu M. aufbewahrten Urkunde der verwittweten Gräfinn Anna von Schönburg, gebornen Gräfinn von Reyneck, Wittwe Graf Ernſt des ältern von Schönburg, vom J. 1495 behielt ſich dieſe und ihre beiden Söhne und Erben, Wolfgang und Ernſt, die Beſetzung eines hieſigen Altars mit einem Meßprieſter vor, was vielleicht die Grundlage zum nachmaligen Diaconat geweſen ſein dürfte. — Der erſte evangeliſche Paſtor zu M. war Nicolaus Gebhardi, nachdem er ſchon ſieben Jahre katholiſcher Pleban geweſen, und im J. 1542 zur lutheriſchen Confeſſion übergetreten war. Die völlige Einführung der Reformation erfolgte im Jahre 1543. — An der Kirche fungirt ein Paſtor und ſeit 1603 auch ein Diaconus, der ſeit 1706 zugleich Paſtor des Filials Dennheritz iſt. Eingepfarrt ſind Dietrich, Seifertitz, Götzenthal und Grothenleithe. — Kirche und Schule ſtehen unter der Inſpection Glaucha. — Auch befand ſich bis zum Jahre 1549 eine Kapelle zum heiligen Kreuz neben der Pfarrkirche. — An der Schule fungiren ein Rector, Cantor und Collaborator. Das Patronat des Pfarramts hat der Graf von Vorderglaucha und das Diaconat der Graf von Hinterglaucha. Der Schulſtand wird gemeinſchaftlich beſetzt. Die in einem Reſcript vom J. 1594, welches Kurfürſt Auguſt an den Schöffen zu Zwickau erließ, erwähnte Vehmſtätte zu Meerana befand ſich an der jetzigen Zwickauer Chauſſee. —

Die Nahrung der Einwohner, welche ziemlich wohlhabend ſind, und in Glaucha, ſowie überhaupt im Schönburg'ſchen „Meeraneſen" genannt werden, fließt theils aus den ſtädtiſchen Gewerben, theils aus Ackerbau und Viehzucht. Die Fabrikation glatter wollener und halbwollener Zeuge (Thibets, Merino's) wird ſchwunghaft betrieben und die Zeugmacherzunft beſchäftigt nicht ſelten bei mehr denn 200 Meiſtern über 250 Geſellen. Das Steigen des Wohlſtandes ſeit dem Jahre 1820 hat auch den ſonſt nicht gepflaſterten Markt nebſt einigen Straßen mit Pflaſter verſehen, während die Hauptſtraßen chauſſirt wurden. — Zu dem Pflaſterbau werden ſeit dieſer Zeit von jedem der jährlichen 30 bis 40 Gebräude Bier 7 bis 8 Thlr. erhoben. Der bei Meerana vorbeifließende Bach heißt die Seifertitz, und erhält mit dem von Oſten herab durch das Dietrichholz und den Mörigengrund kommenden Bächlein den Namen „das Mörigen," — wiewohl ihn ältere Hiſtoriker zuweilen den „Mehrelt" oder die „Merage" nennen. —

Sch—r.

Schloß Siebeneichen.

Der Reiſende, welchen die bem Elbufer ſich bald nähernde bald von ihm mehr oder weniger entfernende Heerſtraße von Dresden nach Meißen führt, findet in dem abwechſelnden Anblicke der Rebenhügel und Felder des rechten und des üppigen Grüns des Laubholzes an den ſteilen Abhängen des linken Ufers eine ſehr angenehme Unterhaltung.

Etwa eine Stunde vor Meißen erhebt ſich aus den Wipfeln hoher Bäume auf dem Abhange jenſeits der Elbe, von der auf dem rechten Elbufer hinführenden Straße aus, ein Schloß, Siebeneichen genannt, deſſen lange Gebäude faſt parallel mit dem Strome zu liegen ſcheinen.

Es liegt auf der Spitze eines ſchmalen Bergrückens, den zur Rechten und zur Linken ein lieb-

Digitized by Google

licher Grund von dem höheren Sienitgebirge trennt, welches die Höhen des linken Elbufers zwiſchen Dresden und Meißen bildet.

Das dichte Gehölz, welches die Höhen in der Nähe des Schloſſes bedeckt, verbirgt in der Ferne die beiden kleinen Thäler dem Auge.

Der ältere Theil des Schloſſes, auf der nach der Elbe zu gelegenen Spitze des Bergrückens erbaut, beſteht in einem dreiſtockigen Gebäude, mit einem hohen teutſchen Dache, an deſſen ſchmäleren Seiten zwei unanſehnliche, den Forſt des Daches nicht erreichende Thürmchen ſich erheben, das eine thalwärts, das andere nach der Höhe zu.

Siebeneichen wurde von Ernſt von Miltitz in der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts erbaut, und die hohen Bäume, welche es umgeben, der Epheu und wilde Wein, der einige Wände berankt, verbergen dem Auge das Einförmige und Schmuckloſe des Baues.

Den Raum vor der ſchmalen Seite dieſes Schloſſes bergaufwärts umgiebt ein weitläufiges, in einem einfachen Style erbautes Gebäude mit einem hohen gebrochenen Dache, deſſen nach der Höhe zu gerichtete Fronte neun, die beiden Flügel funfzehn Fenſter zeigen. Dieſes neuere anſehnliche und geräumige Gebäude, deſſen beide Flügel ſich dem älteren anſchließen und mit dieſem den Schloßhof bilden, wurde 1748 erbaut. Von der Chauſſee aus geſehen ſcheinen beide Gebäude in einer Linie zu liegen, beide bilden gleichſam ein Gebäude mit einer langen Fronte; die Verſchiedenheit entdeckt ſich jedoch gleich dadurch dem Auge, daß der ältere Theil des Gebäudes den jüngeren weit überragt.

Der Eingang aus dem Schloßhof in den älteren Theil des Schloſſes iſt mit dem von Miltitziſchen Familienwappen geziert. An der rechten, vor den rauhen Winden geſchützten Seite des Schloſſes iſt ein Gewächshaus angelegt.

Das Plateau vor dem Schloſſe bildet einen mit hohen Baumreihen umgebenen, mit zierlichen Gartenanlagen geſchmückten Raſenplatz, der das Schloß von den weitläufigen, weiter bergaufwärts gelegenen Wirthſchaftsgebäuden, welche zwei große Höfe bilden, trennt.

Vor dem Schloſſe erinnern zwei verſteinerte Holzblöcke — der eine der einer Eiche — an eine durch die Geſchichte nicht bewährte, aber erſt neuerdings wieder dichteriſch bearbeitete Sage.

Als die Teutſchen erobernd in den fruchtbaren, durch die fleißigen Hände der Sorben in einen Garten umgeſchaffenen Gau eindrangen, ſoll ein zum Chriſtenthum übergetretener, dem teutſchen König ergebener Edle hier ein Schloß nach teutſcher Sitte erbaut, und vor demſelben zu Ehren ſeiner ſieben Söhne eben ſo viel Eichen gepflanzt haben.

Der Vater mit ſechs Söhnen fiel in den Kämpfen gegen ſeine Stammgenoſſen, der ſiebente aber, treu dem Glauben ſeiner Väter, fand den Tod im Kampf gegen die fremden Eroberer, ſein Schloß ward geſchleift, und nur der Name „Siebeneichen" blieb davon übrig.

Geſchichtliche Nachrichten von einer Burg Siebeneichen hat man nicht, die Burgwarten, durch welche das linke Elbufer hier von den Teutſchen unter Heinrich I. befeſtigt ward, waren auf dem Burgwartsberg bei Zaukerode, zu Niederwartha, Weißtropp und Scharfenberg und bildeten mit dem Schloß zu Meißen die Schutzwehren der gemachten Eroberungen. Der Name Siebeneichen kommt ſchon im zwölften Jahrhundert vor; von Hartmann von Siebeneichen, einem Begleiter Kaiſer Friedrich I., wird erzählt, er habe zu Suſa in Piemont, als man erfahren, daß Meuchelmörder den mit geringer Begleitung reiſenden Kaiſer im Bette zu ermorden beabſichtigten, ſich in das Bett gelegt, damit der Kaiſer unerkannt zu ſeinem Heere gelangen könne.

Ob aber dieſer Hartmann von Siebeneichen der Beſitzer eines freien Gutes, oder ein Dienſtmann war, iſt zweifelhaft, noch mehr aber, ob er den Namen von dem hier fraglichen Siebeneichen führte.

In Urkunden wird Siebeneichen ein Vorwerk genannt und wurde mit den dazu gehörigen Hufen Landes von Dietrich dem Bedrängten dem Kloſter zum heiligen Kreuz zu Meißen geſchenkt, in deſſen Beſitze es bis zur Aufhebung des Kloſters blieb.

Bei der allgemeinen Verſchleuderung der Kloſtergüter kaufte der Beſitzer des benachbarten Rittergutes Batzdorf Ernſt von Miltitz das Gut Siebeneichen nebſt Zubehörungen für 2700 meißniſche Gulden und erbaute ſich da einen Ritterſitz, wo ſich vorher nur die Wohnung eines Kloſterverwalters befunden haben mag. Wie viele andere ehemalige Kloſtergüter, die in den Beſitz von Adeligen kamen, ward es als Rittergut betrachtet. Die Zubehörungen, Lercha, Dobritz, Korbitz, Neudörfel, Antheile an Höfchen, Präbſchütz und Plänitz, ſowie Zeſchütz bei Döbeln, liegen zum Theil ziemlich zerſtreut, wie dies bei ehemaligen Kloſtergütern, die durch Schenkungen nach und nach angewachſen waren, ſo häufig der Fall iſt. Mehre bedeutende Weinberge auf dem rechten Elbufer gehören zu dem Rittergute, welches auch durch ſeine Schäferei und durch den Obſtbau ausgezeichnet iſt, und mit den demſelben Beſitzer zugehörigen Gütern Scharfenberg und Batzdorf (welche im Scherz das Miltitziſche Ländchen genannt werden) zu den bedeutendſten Privatbeſitzungen in Sachſen gehört.

Die Bewohner des Schloſſes ſind in die Meißner Stadtkirche, die Einwohner des naheliegenden Dörfchens Lercha in die Afrakirche eingepfarrt. Der jetzige Beſitzer, General von Miltitz, der fortwährend in Siebeneichen lebt, hat ſeit 1806 die Anhöhen um das Schloß zu einem reizenden Park umgeſchaffen, welcher von einigen höheren Punkten aus die entzückendſten Ausſichten in das Elbthal gewährt, und, wie die Höhen des linken Elbufers zwiſchen Dresden und Meißen überhaupt, häufiger beſucht zu werden verdiente.

Kr.

Hierzu als Beilagen:

1) Scheibenberg. 2) Moritz, Graf von Sachſen. 3) Schloß Siebeneichen.

Verlag von Eduard Pietzſch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Rahnis.

Digitized by Google

SAXONIA.

Muſeum für ſächſiſche Vaterlandskunde.

№ 21. Jeden Monat erſcheinen 2 Lieferungen. IV. Bd.

Ranis oder Rahnis,

ein freundliches Städtchen in dem ehemaligen Neuſtädter, jetzt in dem zum Regierungsbezirk Erfurt gehörigen Ziegenrücker Kreiſe, in einer romantiſchen Niederung ſüdöſtlich von dem hier beginnenden Orlagau, 2 St. von Ziegenrück, 2 Stunden von Neuſtadt an der Orla, 3 Stunden von Saalfeld, 5 Stunden von Schleiz gelegen, zählte im Jahre 1838 162 Wohnhäuſer, überhaupt aber mit Einſchluß der Kirche, der Scheuern und des Brauhauſes 195 Gebäude. Die Zahl der Einwohner betrug in gedachtem Jahre 1095. Obſchon ſich ſeit dem Jahre 1816 das Städtchen ſehr gehoben hat und die meiſten Handwerke daſelbſt getrieben werden, ſo findet ſich doch kein eigentlich vorherrſchendes Gewerbe. Die Mehrzahl der Einwohner betreibt Ackerbau, welcher bei der milden, fruchtbaren Lage des Städtchens nicht unbelohnend iſt, oder nährt ſich von Handarbeiten. Seit Anfang des Jahres 1839 iſt eine Stroh-, Binſen- und Weiden-Geflecht-Fabrik daſelbſt entſtanden, welche bei glücklichem Fortgange unter den armen Bewohnern Nahrung zu verbreiten verſpricht. Die Kirche zu Ranis iſt ein altes Gebäude, doch kann die Zeit ihrer Erbauung nicht ermittelt werden; im 30jährigen Kriege wurde der ſchöne Thurm, der ſie ehemals zierte, zerſtört und nicht wieder aufgebaut; auch die Kirche mag damals viel gelitten haben, an einem Pfeiler gegen Süden ſtehet: renovatum 1685. An dieſer Kirche arbeiten zwei Geiſtliche, ein Oberpfarrer und ein Diaconus, doch iſt der letztere meiſtens in den Filialkirchen beſchäftigt. Die hieſige Parochie gehört zur Ephorie Ziegenrück. Die Schule beſteht nur aus einer Knaben- und aus einer Mädchenklaſſe; da aber die Zahl der Schulkinder ſich bis auf 250 vermehrt hat, ſo wird jetzt ein neues Schulhaus erbaut, obgleich das bisherige erſt etwa ſeit 20 Jahren ſteht. Der für das Wohl ſeiner Unterthanen ſo väterlich ſorgende König hat zu dieſem Bau 1000 Rthlr. beigeſteuert.

Eine vorzügliche Zierde der Stadt und der Umgegend iſt die auf einer bedeutenden felſigen Anhöhe gegen Nordweſten ſich erhebende Burg Ranis. Sie iſt eine große, noch wohl erhaltene, jedoch in neuerer Zeit nicht mehr vollſtändig bewohnte Ritterburg mit Bauwerken aus den verſchiedenſten Zeitaltern. Merkwürdig in derſelben iſt das ſogenannte Sauf- oder Zechſtübchen, in welchem die Namen der zechenden Ritter nebſt mancherlei Emblemen auf die Wände gezeichnet und gemalt ſind. — Von der frühern Geſchichte dieſer ſchönen Burg, die von ihren Zinnen herab eine weite Ausſicht gewährt, iſt nur wenig bekannt; die noch vorhandenen Urkunden reichen nicht über das Ende des 12. Jahrhunderts zurück. Kaiſer Philipp belieh den Landgrafen Herrmann III. von Thüringen mit Ranis und Saalfeld, Friedrich II. aber den Grafen von Schwarzburg.

Namentlich hat der nachmalige Kaiſer Günther von Schwarzburg einige Zeit lang hier gehauſt. Einige Zeit darauf kam Ranis an die Landesherren aus dem Hauſe Wettin; als ſpätere Herren und Beſitzer finden ſich die Herren von Brandenſtein, nachdem Herzog Wilhelm es dem Bruder ſeiner Geliebten und nachmaligen Frau Katharina, Heinrich von Brandenſtein, 1465 geſchenkt hatte. Von dieſen kam Ranis an die jetzigen Beſitzer, die Herren von Breitenbauch. Mit der Burg iſt ein anſehnliches Rittergut verbunden. — Der große heidniſche Begräbnißplatz, dicht bei Ranis gelegen, ſowie ein Hertha-Heiligthum bei der ſogenannten Teufelskanzel zeugen für eine ſehr frühe Bedeutſamkeit des Orts und ſeiner Umgebungen. Der Voigtländiſche Alterthumsverein hat auf dem heidniſchen Begräbnißplatze häufige Nachgrabungen anſtellen laſſen und manches werthvolle Stück für ſein Cabinet daſelbſt aufgefunden. In den Zeiten des Fauſtrechts erhoben ſich in der Nähe von Ranis noch Burg Brandenſtein, Burg Stein, Burg Eps und Burg Könitz. Der gegenwärtige Beſitzer von Burg Ranis iſt im Erbau eines neuen Schloſſes mit allen zur Wirthſchaft nöthigen Nebengebäuden, ¼ Stunde unterhalb Ranis gegen Oſten, begriffen. Die Gebäude werden ſämmtlich mit Dorn'ſcher Bedachung verſehen. Schade, wenn dann die ſchöne Burg in Trümmern zerfallen ſollte. — A....i.

Moritz, Graf von Sachſen.

(Beſchluß.)

Den 20. Octbr. 1740 erloſch mit Kaiſer **Karl's** VI. Tode der habsburgiſche Mannsſtamm, und ungeachtet er durch die pragmatiſche Sanktion ſeiner Tochter Marie Thereſe den Thron geſichert zu haben glaubte, machte der Kurfürſt von Baiern **Karl Albert** mit den Waffen in der Hand ſeine Anſprüche auf die öſterreichiſche Monarchie geltend. Die Politik Frankreichs erklärte ſich für ihn; der Graf von Sachſen focht wieder auf teutſchem Boden und nahm in der Nacht des 26. Nov. 1741 **Prag** mit Sturm, dabei ſeltſamer Weiſe von drei andern natürlichen Söhnen des Königs Auguſt, (dem Grafen Rutowsky, dem Ritter von Sachſen und dem Grafen Coſel), unterſtützt. Die Folge dieſes Sieges war, daß ſich der Kurfürſt von Baiern (24. Januar 1742) zum Kaiſer von Deutſchland krönen ließ und den Namen **Karl** VII. annahm. — Doch das Kriegsglück wendete ſich: die franzöſiſchen Marſchälle **Belisle** und **Maillebois** konnten Böhmen nicht behaupten; auch **Broglio**, dem Maillebois das Commando übergeben mußte, wurde aus Baiern verdrängt. Frankreichs Lage war um ſo bedenklicher, da ſich auch England mit Oeſterreich verbündete.

Digitized by Google

Moritz verſchanzte ſich und hielt die Oeſterreicher vom Ueberſchreiten des Fluſſes ab.

Am Hofe zu Verſailles hatte man das Project gemacht, den Prätendenten von England, Eduard, zu unterſtützen und deshalb franzöſiſche Truppen über das Meer zu ſetzen. Graf Moritz ſollte das Commando führen, und mußte eilig nach Dünkirchen aufbrechen; die Aequinoctialſtürme vereitelten das Auslaufen der Flotte. Der Graf von Sachſen aber wurde zu derſelben Zeit (März 1744) zum Marſchall von Frankreich ernannt, ungeachtet er Proteſtant war, und erhielt überdieß den Oberbefehl des franzöſiſchen Heeres in Flandern. Schon der erſte Feldzug erhöhete den Ruhm des Marſchalls, wiewohl er in demſelben mehr Klugheit als Tapferkeit zeigen konnte. Glänzender noch waren die Feldzüge der folgenden Jahre. Im April 1745 belagerte er die Feſtung Tournay. Die verbündete Armee der Oeſterreicher, Engländer und Holländer eilte unter dem Herzoge von Kumberland und dem Feldmarſchall Grafen von Königsegg zum Entſatze herbei, und es kam am 11. Mai zur Schlacht von Fontenoi. Ludwig XV. und der Dauphin wohnten der Schlacht bei. Moritz war todtkrank; er konnte nicht einmal einen Panzer tragen, ſondern führte nur ein Schild von mehrfachem Taffet, das an ſeinem Sattelknopf befeſtigt war, welches er aber auch in der Schlacht von ſich warf. Meiſtens ſaß er zu Pferde; nur wenn er ſich ganz erſchöpft fühlte, ließ er ſich in einem Korbwagen fahren. Nach unſäglichen Anſtrengungen ward er Meiſter der Schlacht. 9000 Feinde und 6000 Franzoſen deckten das Blutgefild. Der Sieger ſank faſt ſterbend vom Pferde, und umfaßte die Kniee ſeines Monarchen mit dem Ausrufe: „Ich habe genug gelebt: denn ich habe Ew. Maj. ſiegen geſehen!“ — Ganz Frankreich nannte den Marſchall ſeinen Schutzgeiſt; Voltaire ſelbſt beſang den Helden von Fontenoi.

Tournay, Brügge, Gent, Oſtende und andre niederländiſche Plätze fielen ſchnell nach einander in die Hände des Siegers. Brüſſel ergab ſich ihm d. 20. Febr. 1746 und der König zeichnete den teutſchen Helden aus, indem er ihm die Rechte eines geborenen Franzoſen verlieh. Auch ſchenkte er ihm das königliche Schloß Chambord.

In demſelben Jahre wand Moritz neue Lorbeeren um ſein Heldenſchwert: Antwerpen, Mons, Charleroi, Namur fielen und der blutige Tag von Raucour, einem Dorfe bei Lüttich, beendete (11. Oct.) den Feldzug des Jahres 1746. Der König überhäufte ihn mit neuen Ehrenbezeugungen: ein hoher Jahrgehalt, die Verleihung des Titels „Durchlaucht,“ ein Geſchenk von 6 Kanonen, eine beſondere Leibwache waren ſchmeichelhafte Auszeichnungen. Dazu kam im Jan. 1747 die Ernennung zum Generaliſſimus aller franzöſiſchen Truppen.

Den 2. Juli 1747 ſiegte der Marſchall bei Lafeld unweit Maſtricht, und ſein Freund, der däniſche Graf Löwendahl eroberte (16. Sept.) mit ungeheurem Verluſte das für unüberwindlich geltende, deshalb la Pucelle genannte Bergen-op-Zoom, nach dem Belagerungsplane, welchen Moritz entworfen hatte. Den nächſten Feldzug begann der Marſchall mit der Belagerung von Maſtricht. Das bedrängte Holland bat um Frieden; aber ſeine Geſandten empfingen vom Marſchalle die ſtolze Antwort: „In Maſtricht iſt der Friede!“ Doch die Friedensunterhandlungen hatten ſchon begonnen, und an demſelben Tage, wo Maſtricht kapitulirte, (30. Apr.) unterzeichneten die Geſandten der kriegführenden Mächte zu Aachen einen Präliminar-Vertrag, der am 18. Oct. in einen förmlichen Frieden verwandelt wurde.

So endigte der öſterreichiſche Erbfolgekrieg, und mit ihm die kriegeriſche Laufbahn des Marſchalls. Dieſer zog ſich ſeitdem nach Chambord zurück, und verließ es nur einmal noch, um dem großen Friedrich in Potsdam einen Beſuch zu machen. Auch nach Verſailles kam er ſelten, weil er die Hofkabalen verachtete und der berüchtigten Pompadour nicht ſchmeicheln mochte. Deſto angenehmer war ſein Leben in Chambord. Er ließ ein Schauſpielhaus daſelbſt einrichten, deſſen Decorationen gegen 60,000 Livres koſteten, und nahm ſelbſt eine Schauſpielertruppe in ſeinen Sold. Seine Equipagen wetteiferten mit den königlichen; 400 Pferde ſtanden in ſeinen Ställen. Seine Tafel, die von 35 Köchen bedient wurde, war fürſtlich. Aber ſeine zerrüttete Geſundheit gönnte ihm den Genuß dieſer Freuden nicht lange mehr: eine ſchwere Krankheit, in welche er gegen Ende des Jahres 1750 fiel, ließ ſeinen nahen Tod fürchten. Der König ſandte ſeinen Leibarzt nach Chambord, aber die Hilfe war vergebens. „Doctor,“ ſagte der Sterbende, „Sie finden mich am Ende eines Traumes. Das Leben iſt ein Traum; der meinige iſt kurz, aber ſchön geweſen.“ — Er ſtarb am 30. Novbr. in ſeinem 55. Lebensjahre.

Der König war bei der Nachricht dieſes Todesfalles tief bewegt. „Ich habe keinen General mehr,“ — ſo klagte er, — „es ſind mir nur noch einige Oberſten geblieben.“ — Die irdiſchen Ueberreſte des teutſchen Helden wurden zu Straßburg in der proteſtantiſchen Thomaskirche mit fürſtlicher Pracht beigeſetzt. Der berühmte Bildhauer J. Bapt. Pigalle erhielt 1756 den Auftrag, dem Marſchalle ein prächtiges Mauſoleum zu errichten, welches aber erſt 1776 in Straßburg aufgeſtellt wurde. Die franzöſiſche Akademie ſetzte einen Preis auf die ſchönſte Lobrede des Marſchalls: der geiſtreiche Ant. Leon. Thomas gewann denſelben (1759) und in der That gehört ſein „éloge du Maréchal de Saxe“ zu dem Beßten, was dieſer fruchtbare Schriftſteller geliefert hat.

Moritz glich in männlicher Schönheit und außerordentlicher Leibesſtärke ganz ſeinem Vater Auguſt. Er war nur von mitteler Größe, doch zerbrach er mit Leichtigkeit ein Hufeiſen und drehete mit den bloßen Fingern einen ſtarken Nagel zum Pfropfenzieher zuſammen. Er war ſtolz und aufbrauſend, aber leicht wieder zu beſänftigen. — Als Feldherr war er ausgezeichnet, nicht blos durch perſönliche Tapferkeit und durch das Glück, welches allen ſeinen Unternehmungen folgte, ſondern eben ſo ſehr durch die Einſicht, mit welcher er Krieg führte. Schon in ſeinem 16. Jahre erfand er ein neues Exercitium, welches er ſpäter mit Erfolg anwendete. In die franzöſiſche Armee kam durch ihn ein neuer Geiſt, und viele ſpätere Feldherren haben von ihm gelernt. Er legte ſeine Anſichten über die Kriegskunſt in einem Werke („mes Rêveries“) nieder, das er während eines Fiebers (1732) entwarf und welches noch jetzt zu den vorzüglichen militäriſchen Schriften gehört. Die Einführung der leichten, unter den Namen Uhlanen bekannten Reiter — eine Nachah-

Digitized by Google

N°21 Nach der Natur gez. von J. Fleischmann; lith. von C.W. Arldt B. II.

Die groſse Linde

auf dem Kirchhofe zu Kaditz bei Dresden.

Digitized by Google

mung der Polen — iſt ſein Werk. — Ueberdieß verſtand er es im hohen Grade, die Liebe ſeiner Krieger zu gewinnen: er ſchonte ihr Blut, ſo viel er konnte, theilte mit ihnen die Beſchwerden des Krieges, und führte ſie von einem Siege zum andern. Gewiß mehr werth als die glänzendſte Lobrede waren jene Thränen, welche zwei alte Soldaten, die unter ihm gedient hatten, auf ſein Grab weinten.

Um ſo beklagenswerther iſt es, daß er ſeinen Kriegsruhm durch manche Schwäche verdunkelte, und ſeine edelſten Kräfte in den Umarmungen franzöſiſcher Buhlerinnen vergeudete. „Der Graf von Sachſen", — heißt es in den, der Pompadour zugeſchriebenen Memoiren, — „war an der Spitze einer Armee groß; an jedem andern Orte zeigte er die Schwachheiten kleiner Seelen. Seine Ausſchweifungen haben weit mehr noch, als Altersſchwäche oder Kriegsſtrapazen, ſeinen Tod herbeigeführt; er war in der Wahl ſeiner Vergnügungen nicht vorſichtig genug. Während der beiden letzten Jahre ſeines Lebens war er nur noch eine wandelnde Leiche mit einem berühmten Namen." —

Sollte auch dieſes Urtheil parteiiſch und einſeitig ſeyn: ſo muß doch beſonders Teutſchland es bedauern, daß er, der teutſche Fürſtenſohn, es verſchmähete, dem Vaterlande ſeine großen Talente zu weihen, und nach dem Lächeln eines fremden Monarchen geizte. Teutſchland wird ihn als Kriegshelden immer bewundern, aber es kann keine Thräne der Dankbarkeit auf ſein prächtiges Mauſoleum weinen. K—ſch.

Die große Linde
auf dem Kirchhofe zu Kaditz bei Dresden.

Das Dorf Kaditz liegt eine ſtarke Stunde unter Dresden an der Elbe. Wer ſich, um jenen in der That höchſt merkwürdigen Baum zu betrachten, von Dresden aus dahin begeben will, geht zum Meißner Thore hinaus auf der Meißner Straße durch Neudorf bis in das Dorf Pieſchen, wendet ſich nachher links an der Elbe hin, verläßt dieſe dann wieder auf einem rechts führenden Wege, wandert bis an den Wald und lenkt ſich in demſelben links, von wo aus er das Dorf gleich vor ſich ſieht.

Auf daſigem Kirchhofe, dem Hauptthore gegenüber zwiſchen der Kirche und dem Pfarrhauſe, befindet ſich jene durch Größe und Alter ausgezeichnete Linde. Ihr Stamm übertrifft die Auguſtusburger Linde von 18½ Elle Umfang, denn die Kaditzer faßt in der ſtärkſten Breite 21 Ellen. Sie iſt verſchiedentlich abgebildet, wurde auch früher auf Befehl des Herzogs von Kurland geometriſch aufgenommen. Ihre ehemalige Schönheit hat durch Alter, Stürme und nahe Feuerbrände ſehr viel verloren, bei welchem ſie die Kirche vor Zerſtörung ſchützte. Es werden daher jetzt ihre hohen, ſchweren, zum Theil entblößten Aeſte von Säulen und Balken getragen, welche ſeit etwa 10 Jahren unter denſelben in Form eines Thores errichtet ſind. Es geht hieraus hervor, daß ſie auch noch größer iſt, als die zu Blumberg in der Lauſitz, obſchon mehre ihrer Aeſte vor Alter abgeſtorben ſind.

Sowohl unten im eigentlichen Stamme, als auch in den ſtärkſten Hauptäſten iſt ſie ganz hohl: daher ihr Stammdurchmeſſer über 6 Ellen beträgt. Man kann ihr Inneres leicht beſteigen, es können darin mehre Perſonen ſich bequem aufhalten, ſelbſt in die hohlen Aeſte können Knaben kriechen, um ſich aus ihren Löchern umzuſehen. Ihr Wachsthumsanſatz läßt ſich nur von innen bemerken und wird wahrſcheinlich durch die umliegenden Leichen genährt, weshalb ihre inneren Wände zu Zeiten eine neue Rinde erhalten und daher ihr — freilich immer ſchwächeres — Leben bekommen. Schreiber dieſes hat als Knabe mit mehren ſeines Gleichen oftmals auf Inſtrumenten in ihrem Stamme Muſik gemacht und viele Spiele fröhlicher Jugendjahre gehalten. Je mehr die Macht der Jahrhunderte an ihr nagt und ſie ihres umfangreichen Anſehens beraubt, deſto erwünſchter wird die Aufbewahrung ihrer Abzeichnung und Beſchreibung. An und unter ihr ruhen Viele, deren Urgroßältern ſchon als Kinder in ihrem Schatten wie in ihrem Innern ſpielten und ihre Höhen freudig und furchtlos beſtiegen.

Noch vor wenig Jahren bemerkte man an ihr einige Eiſen, die jetzt verwachſen ſind, aber ehemals zum Feſthalten Derer dienten, welche an dieſem Baume die ſonſt üblichen Kirchenbußen abhalten mußten, weil der Hauptweg nach der Kirche unmittelbar bei ihr vorüberführt. Waren dieß ehedem zwei nahe neben einander ſtehende Halter, ſo wurden ſie ſpäter durch den Zwiſchenwuchs des Holzes weiter auseinander getrieben, daß ſie bei ihrem letzten Sichtbarſein bereits zwei Ellen von einander ſtanden.

Ueber ihr gewiß überaus hohes Alter hat ſich nie eine ſichere Nachricht ermitteln laſſen, ſelbſt nicht von den älteſten Leuten, die nie Etwas über ihren Urſprung von den Vorfahren gehört hatten. Eine weit jüngere Linde iſt laut den Kirchenbuchsnachrichten unfern von ihr im Jahre 1622 geſetzt, die aber durch Nichts ſich auszeichnet. Schon das Anſehn und der Wuchs der hier abgezeichneten bürgen für ein ungemein hohes Alter, das über mehre Generationen zurückreicht und ſehr viele merkwürdige Begebenheiten an ihr vorübergehen ließ.

So mahnt denn auch der Anblick dieſes ehrwürdigen Baumes zu reichen und ernſten Betrachtungen. Tauſende ſind an ihm vorübergezogen zu heiligen Weihen des Lebens in das nahe Gotteshaus, die als Kinder um ihn ſpielten, die als Männer ihn beſtaunten, die als Greiſe gleich ihm ergrauten, die als Schlummernde faſt vergeſſen unter ihm ruhen. Alte und neue Grabſteine ſtehen in ſeiner Nähe, die zwar der alte Rieſenbaum noch beſchattet und überbreitet, mit denen er aber doch auch ſelbſt dem Ende ſeines Beſtehens immer ſichtbarer anheimfällt. Hat er Jahrhunderten mit immer wiederkehrender Erneuerungskraft zum Aufblühn über viele Menſchenalter widerſtanden, ſo ſtehe jeder Wanderer des Erdenlebens ſtill vor einem ſolchen Zeugen der Vorzeit, vor einem ſolchen Werke der Schöpfung; es mahnt an des Schöpfers Macht in ihrem Erhalten, es weiſ't auf unſres Lebens Baum in ſeinem Verfall, es weckt zu des Friedhofs und zu des Gotteshauſes geſegnetem Beſuche.

M. Z—r.

Lauenſtein.

Auf dem hohen Gebirgsrücken, der Sachſen von Böhmen trennt, ziemlich in gerader Linie zwi-

ſchen Dresden und Teplitz, entſpringt die Müglitz, die bald aus den Wieſen des Hochgebirgs in ein enges Thal herabſtürzt und durch deſſen mancherlei Windungen der Elbe zueilt, mit welcher ſie ſich unterhalb Pirna vereinigt.

Selten bietet ein Fluß von ſo kurzem Laufe ſo mannichfache Schönheiten an ſeinen Ufern dar, wie die Müglitz mit ihren blutrothen Wellen, und mit Recht bezeichnet man ihr Thal als eines der reizendſten in Dresdens Umgebungen. Zwei der anmuthigſten Partien deſſelben, Weeſenſtein und Dohna, werden häufig von dem nahen Dresden aus beſucht und ſind bereits in der Saxonia erwähnt worden. Näher der Quelle in dem rauhen Obergebirge liegt links auf einem Felſen über der Müglitz, die ſich hier durch eine ſteil anſteigende felſige Schlucht durchdrängt, das Schloß Lauenſtein. Wie Frauenſtein wurde auch dieſe Burg, in alten Urkunden Leonſtein, Lawenſtein genannt, von den Teutſchen als eine Gränzfeſte gegen Böhmen erbaut, und die umliegenden Forſten von den Beſitzern der Burg in Anſpruch genommen.

Durch den Bergbau, namentlich auf Zinn und Eiſen, wurde die Gegend bevölkerter, und jetzt liegen in dem wohl zwei Quadratmeilen umfaſſenden Gerichtsbezirke des Rittergutes zwei Städtchen, Lauenſtein und Geiſing, der Bergflecken Zinnwald und neunzehn Dörfer mit etwa Fünftauſend Dreihundert Bewohnern.

Einzelne Theile des Schloſſes, welches im Laufe der Jahrhunderte mannichfache Veränderungen erfahren, die wohl noch aus der Zeit ſeiner Begründung im Anfang des zwölften Jahrhunderts herrühren, liegen hinter dem palaſtähnlichen drei Stock hohen Bau des ſechszehnten Jahrhunderts, in welchem der Ritterſaal und die Frauenſtube Erwähnung verdienen. Aus dem Schloſſe führt eine Brücke über den jetzt in Gärten umgewandelten Schloßgraben auf den weiten Wirthſchaftshof, und von dieſem führt ein weites, gewölbtes Portal in das Freie.

In der früheren Geſchichte wird es wenig erwähnt, wohl weil ſeine rauhe Lage in der Mitte der Wälder ſeinen Beſitz nicht beſonders wünſchenswerth erſcheinen ließ; Chriſtian von Lawenſtein wird als ein Begleiter Heinrich des Erlauchten 1242 erwähnt. Die Burg war bis zum Vertrag von Eger böhmiſches Reichsafterlehn, die dazu gehörigen Beſitzungen aber ſtanden unter der Lehnshoheit der Markgrafen zu Meißen. Die Lehnshoheit verkaufte 1320 Friedrich der Freudige um 60½ Schock prager Groſchen an Herrmann, Burggrafen von Meißen. Bald aber kam die Herrſchaft wieder unter Markgräfliche Lehnshoheit; Sebaſtian von Körbitz kaufte Lauenſtein 1374, und von ſeinen Nachkommen, in deren Beſitz es bis 1436 blieb, ſind die Brüder Rudolph und Maul von Körbitz durch ihre Fehde mit den Burggrafen von Dohna, zu welchen ſie in einem Verhältniß der Lehnsabhängigkeit ſtanden, bekannt. In den nächſten zwanzig Jahren hatte es wieder drei Beſitzer, von Planewitz, von Tharant und Caspar von Schönberg; von dem Letzteren kam es an den Kurfürſten Friedrich den Sanftmüthigen. Franz Körbitz wird als kurfürſtlicher Voigt des Amtes Lauenſtein genannt.

Kurze Zeit darauf kaufte es ein durch den Bergbau und den Holzhandel auf der von ihm eingerichteten Muldenflöße reich gewordener Speculant aus Freiberg, Hanns Münzer, allein ſchon deſſen Sohn mußte es Schuldenhalber an Stephan Allnpeck aus Ungarn, den bekannten Begründer der Grünthaler Saigerhütte, 1491 verkaufen. Eilf Jahre ſpäter kaufte Hanns von Salhauſen die Herrſchaft (wie das Rittergut wegen ſeiner Größe genannt wird) und überließ ſie 1515 ſeinem Schwager Rudolph von Bünau, dem Beſitzer von Weeſenſtein und Blankenſtein. Bis 1821, wo das Rittergut verſteigert ward, blieb es Eigenthum dieſer Familie, von da an gehört es dem Grafen von Hohenthal-Püchau. Die großen Forſten und die bedeutende Anzahl der zu mehren Leiſtungen verpflichteten Gerichtsunterthanen verleihen dem Gute einen hohen Werth; es hat ein eigenes Bergamt zu Neugeißing und das Bergregale hinſichtlich der nicht edlen Metalle.

Ueber dem Schloſſe, auf dem Abhange des Vorgebirges, auf deſſen einer Seite ein kleiner von den Löwenhainer Höhen herabkommender Bach, auf der andern der Geiſingbach der Müglitz zueilt, und deſſen äußerſte Spitze das Schloß einnimmt, liegt unregelmäßig auf dem unebenen Boden erbaut das kleine Städtchen gleiches Namens. Früher ein Flecken, in welchem ſchon ſeit 1374 Wochenmärkte gehalten wurden, erlangte es durch Stephan Allnpeck 1494 Stadtrecht (Spuren der von ihm angelegten Ringmauern finden ſich noch am Badethore, am Oberthore und am weſtlichen Ende der Stadt); dann den Bierzwang in der ganzen Herrſchaft und eine Art von niederer Gerichtsbarkeit, wie ſie in einigen Vaſallenſtädten Sachſens vorkommt, auch das Recht, drei Jahrmärkte zu halten. Der Betrieb ſtädtiſcher Gewerbe, der Ackerbau und die Viehzucht — Rudolph von Bünau geſtattete den Bürgern die freie Hutung in einigen Forſten — noch mehr aber der Bergbau ſcheinen der Stadt einen gewiſſen Wohlſtand verſchafft zu haben.

Der Bergbau hat jetzt aufgehört eine Hauptquelle der Nahrung zu ſein, die Eiſenwerke ſind eingegangen und in dem Bezirk wird nur noch auf Zinn gebaut; ein Jaspisbruch iſt, da er ſich nicht lohnend zeigte, liegen gelaſſen worden. Das Hospital, was ſonſt vor dem Oberthor ſtand, iſt eingegangen, die Zinſen der Kapitalien werden zur Armenverſorgung verwendet. Die Brauerei, welche früher ſehr ſchwunghaft betrieben wurde, hat ihren alten Ruf bewahrt; Strohflechten und Spitzenklöppeln geben Kindern und Frauen einen ärmlichen Verdienſt. Die Stadt zählt jetzt in 105 Häuſern 637 Bewohner.

(Beſchluß folgt.)

Hierzu als Beilagen:

1) Rahnis. 2) Die große Linde auf dem Kirchhofe zu Kaditz bei Dresden. 3) Lauenſtein.

Verlag von Eduard Pietzſch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Digitized by Google

N.° xx — Nach der Natur gez. von Jul. Fleischmann lith. von C. W. Arldt — B. III

Lauenstein.

II. 22 — Nach der Natur gez. von C. W. Arldt, lith. von C. Müller. — B. 1.

Auerbach.

Digitized by Google

SAXONIA.

Muſeum für ſächſiſche Vaterlandskunde.

№ 22. Jeden Monat erſcheinen 2 Lieferungen. **IV. Bd.**

Auerbach, Stadt und Schloß.

Auerbach, ein freundliches Städtchen, am weſtlichen Abhange eines Berges an der Göltſch, einem Bache, der bei Greiz in die Elſter fällt, im voigtländiſchen Kreiſe des Königreichs Sachſen, 4 Stunden von Plauen und 6 Stunden von Zwickau gelegen, hatte im Jahre 1838 3200 Einwohner und 320 bis 330 Wohnhäuſer, nebſt 50—60 Scheuern, Fabrikgebäuden u. ſ. w. Wegen des bedeutenden Handels, welcher hier getrieben wird, iſt Auerbach in Vergleich mit andern Städten gleicher Größe lebhaft; das Hauptgewerbe iſt Mouſſelinfabrikation, welche jetzt gegen 350 Webſtühle beſchäftigt, außerdem ſind auch noch mehre Hundert Menſchen mit dem Ausnähen, Sticken und Vorrichten der Mouſſelinwaaren in Arbeit; der Verdienſt iſt aber dabei leider ſehr gering, und nach ſchlechten Frankfurter und Leipziger Meſſen, welche von den Fabrikherren bezogen werden, tritt oft große Noth unter den Arbeitern ein. Seit mehren Jahren beſteht in Auerbach auch eine anſehnliche, ganz neu erbaute, durch den Göltſchbach getriebene Baumwollenſpinnerei, welche ſchöne Garne liefert und damit bedeutende Geſchäfte in's Inland und nahe Ausland macht. Uebrigens finden ſich faſt alle Profeſſionen und Gewerbe in der Stadt, keines jedoch iſt beſonders vorherrſchend. — Ueber die Entſtehung des Hauptnahrungszweiges der Bewohner, nämlich der Mouſſelinfabrikation, kann bemerkt werden, daß bereits vor 100 Jahren eine 40 Meiſter zählende Zeug-, Lein- und Wollenweber-Innung beſtand, welche aber erſt ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts bedeutende Geſchäfte zu machen anfing. Seit dieſer Zeit fing auch die Zahl der Meiſter an ſich zu vermehren, jetzt zählt man deren 250, die meiſten halten Geſellen. —

Auerbach hat zwei Kirchen: die eine liegt in der Stadt und wurde durch den Brand im Jahr 1834 faſt bis auf den Grund zerſtört; man iſt noch jetzt mit der Wiederherſtellung derſelben beſchäftigt und hofft die Vollendung und Einweihung bis Ende des Jahres 1839 zu erreichen. Sie iſt von bedeutender Größe und mit einem ziemlich hohen Glockenthurme verſehen; das Aeußere iſt ein Gemiſch von verſchiedenen Bauſtylen und deßhalb wenig anſprechend, das Innere dagegen durchgängig im gothiſchen Style gut ausgeführt. Eine für die Kirche beſtimmte große Orgel iſt ebenfalls faſt vollendet. Die zweite Kirche liegt am Ende der Stadt beim Gottesacker und iſt nur klein und unanſehnlich, leiſtete aber den Bewohnern der Stadt nach dem Brande bedeutende Dienſte, indem ſeit demſelben alle gottesdienſtlichen Handlungen in dieſer Kirche verrichtet wurden. Ueber die frühere Geſchichte beider Kirchen hat man nur unzuverläſſige Nachrichten. — Außer den Kirchen und dem ſchönen und gut eingerichteten Rathhauſe giebt es keine Häuſer von Bedeutung in der Stadt, doch zeichnet ſich derjenige Theil, welcher im Jahr 1834 abbrannte und nun faſt ganz wieder hergeſtellt iſt, durch ſeine geſchmackvolle und ſchöne Bauart mit erweiterten Straßen und einem großen Marktplatze aus, ſo daß Auerbach zu den ſchönen Städten Sachſens gezählt werden kann. — An den Kirchen ſind zwei Geiſtliche angeſtellt, ein Superintendent und ein Diaconus. Die Superintendentur beſteht erſt ſeit dem Jahre 1837; zu dem Sprengel derſelben gehören 8 Geiſtliche. Seit 1838 ſind die ſogenannten Waldorte, als Morgenröthe, Tannenberg u. ſ. w., welche 2 bis 4 Stunden von der Stadt entfernt liegen, ausgepfarrt worden und erbauen ſich jetzt eine neue Kirche in Rautenkranz, wo bereits ein für das neue Kirchſpiel angeſtellter Geiſtlicher wohnt. — Schullehrer hat Auerbach drei — einen Rektor und einen Organiſten für zwei Knabenklaſſen und einen Lehrer für die Mädchenſchule; man ſieht noch in dieſem Jahre der Anſtellung eines vierten, in Bezug auf die Zahl der Schulkinder durchaus nothwendigen Lehrers entgegen. —

Das alte Schloß in Auerbach mag ſchon im neunten Jahrhundert erbaut worden ſeyn; der Urſprung der Stadt verliert ſich im zehnten Jahrhundert. Die wenigen geſchichtlichen Nachrichten über die frühern Schickſale der Stadt ſind bei einer im Jahre 1758 ausgebrochenen Feuersbrunſt, wobei drei Viertheil der Stadt zu Grunde gingen, vernichtet worden; im Jahre 1825 ſchlug der Blitz mitten in der Stadt in dem Hauſe eines Seilers ein und wurde die Veranlaſſung, daß 16 Häuſer abbrannten. Fürchterlich war die Feuersbrunſt am 9. Octbr. 1834, welche den beßten und wohlhabendſten Theil der Stadt, gegen 130 Häuſer, innerhalb weniger Stunden vernichtete. Die Wunden, welche dieſer Brand den Bewohnern von Auerbach ſchlug, werden wohl erſt nach vielen Jahren vollkommen heilen. — Die früheren und wahrſcheinlich erſten Beſitzer der Stadt und Umgegend waren die Grafen von Dohna. Gegen das 15. Jahrhundert kam ſie an das Geſchlecht der Edlen von der Planitz, welches ſeinen Sitz noch hier hat. Bis zum Jahre 1838 beſaß dieſe Familie die beiden Rittergüter, nämlich Auerbach obern und untern Theils; erſteres iſt im eben genannten Jahre an einen Herrn von Bünau übergegangen. Beide Güter haben noch die Patrimonialgerichtsbarkeit über die Stadt und laſſen ſie durch einen Stadtrichter verwalten. Vom Rittergute obern Theils ſtehen noch die Ruinen des 1758 abgebrannten Schloſſes, welches früher eine Ritterburg geweſen ſein mag. Darauf deutet ein alter, faſt 50 Ellen hoher Thurm hin, welcher Mauern von 6 Ellen Stärke hat und offenbar aus den früheren Zeiten des Mittelalters herſtammt. Die übrigen Ruinen verſchwinden immer mehr und ſind in einen Garten mit Teraſſen umgewandelt. — Aus dem Sande der Göltſch

Digitized by Google

wurde in früheren Zeiten Gold gewaſchen — der Name Göltſch, d. h. Goldwäſche, deutet darauf hin; eben ſo iſt der Name der Stadt ſelbſt, „Auerbach," d. h. Goldbach, ein Beweis, daß man Gold hier finde. Schon ſeit vielen Jahren hat das Bergamt die Goldwäſche, als wenig einträglich, liegen laſſen. Eine Menge alter verfallener Stollen und Gruben bei der Stadt laſſen vermuthen, daß man früher, wenigſtens verſuchsweiſe, Bergbau getrieben habe, es iſt aber nie gehört worden, daß irgend ein Erz zu Tage gefördert worden ſei. — Zwei Stunden von Auerbach, beim Waldorte Gottesberg, iſt der bekannte Topasfelſen, der Schneckenſtein genannt, der erſt ſeit 1730 näher unterſucht und auf Koſten des Staats einige Jahrzehnde hindurch bearbeitet wurde. Da die Topaſe aber wegen der Menge der böhmiſchen zu ſehr im Preiſe fielen, ſo blieb der Bau auf dem Schneckenſtein liegen. Jetzt wird der Felſen nur ſeiner Seltenheit und der ſchönen Ausſicht wegen noch bisweilen von Reiſenden beſucht. —

A.....i.

Lauenſtein.

(Beſchluß.)

Das frühere Rathhaus iſt veräußert worden; der Gaſthof iſt eins der anſehnlichſten Gebäude des Ortes, und wird von den Reiſenden, die auf dem angenehmen und weit kürzeren Fußwege über Dohna durch das reizende Müglitzthal von Dresden nach Teplitz wandern, häufig beſucht. Lauenſtein iſt von Teplitz nur eine, von Dresden ſechs, von Altenberg etwa anderthalb Stunden entfernt, es wird aber ringsum von ziemlich nahen, weit höheren Bergen, namentlich dem Mühlberg, dem Schulhübel und dem Schafsberg, wo ſich die herrſchaftliche Schäferei befindet, umgeben, ſo daß es erſt in der Nähe ſichtbar wird, die weſtliche Höhe wird durch einen Galgen verunziert; der Gerichtsbezirk enthält den höchſten Punkt des Meißner Kreiſes.

Die Kirche mit dem ſchwerfälligen Thurm gewährt von außen keinen ſehr einladenden Anblick, das Innere aber verdient beſucht zu werden und enthält in der Bünauiſchen Gruftkapelle ein merkwürdiges, in ſeiner Art einziges Denkmal. Der Chor und die daran ſtoßende Gruftkapelle enthält gothiſche Spitzbogen, das Schiff aber iſt in byzantiniſchem Styl von Günther von Bünau, der lange Zeit in Italien gelebt und die bildenden Künſte geliebt und ſelbſt ausgeübt haben ſoll, erbaut worden. Ihm verdankt auch das erwähnte, aus Cottaiſchem Sandſtein geſchaffene Familiendenkmal — wohl das vorzüglichſte ſeiner Art durch ſeine Anordnung und muſterhafte Ausführung — den Urſprung, und italieniſche Künſtler, wahrſcheinlich der berühmte Noſſeni, mögen es ausgearbeitet haben. Die unterſte Gruppe ſtellt den Stifter knieend, von ſeiner zahlreichen Familie umgeben, dar, und über dieſer erheben ſich, wie auf alten Bildern, noch drei Gruppen von Figuren übereinander, theils völlig freiſtehend, theils mehr oder minder hervortretend. Das Ganze nimmt einen bedeutenden Raum ein. Auch das kunſtreiche Altar und die Wandverzierung verdankt die Kirche demſelben Kunſtfreunde.

Die Gruft der Familie von Körbitz ward bei einem Bau 1836 entdeckt; man fand darin unter Andern Spornen mit Doppelrädern, mit welchem ritterlichen Schmucke die Leichen geziert worden waren. Die zwar nicht große, aber wohlklingende Orgel begründete den Ruf des noch in Dresden lebenden Orgelbauers Jemlich, der die Orgelbaukunſt von ſich ſelbſt erlernt hat.

Kr.

Kurfürſt Auguſt.

Kurfürſt Auguſt hat nicht, gleich ſeinem Bruder Moritz, den Lorber des Helden um ſeine Stirn gewunden, und doch nimmt er unter den Fürſten unſeres Vaterlandes einen der erſten Plätze ein: denn durch ihn wurde Sachſen ein blühendes, reiches Land. „Vater Auguſt" nannte ihn ſein dankbares Volk, und er war ſeinem Lande ein Vater im vollſten Sinne des Wortes, ſo daß ſpäte Enkel noch ſeine Regierung ſegnen.

Auguſt war der jüngere Sohn Heinrich's des Frommen, und wurde zu Freiberg den 31. Juli 1526 geboren. Nachdem er ſeine erſte Bildung in der Schule ſeiner Vaterſtadt unter dem berühmten Rektor Johann Rivius (Bachmann — geb. 1500, geſt. 1553) erhalten hatte, wurde er am Hofe des Königs Ferdinand zu Prag erzogen, wo er mit deſſen Sohne, dem nachherigen Kaiſer Maximilian, die innigſte Freundſchaft ſchloß. Als er (1540) die Univerſität Leipzig bezog, begleitete ihn Rivius dahin, unter deſſen Aufſicht er nun, zugleich mit dem jungen Grafen Johann von Mansfeld, ſeine Studien vollendete.

Im Jahre 1548 vermählte er ſich zu Torgau mit der däniſchen Königstochter Anna, deren Bild wir ſchon früher in unſerm Muſeum aufgeſtellt haben. (Siehe Band 3. Seite 91. ff.) Seitdem reſidirte er meiſtens zu Weißenfels, bis ihn der frühzeitige Tod des Kurfürſten Moritz unerwartet auf den Thron rief. Er befand ſich eben zu Copenhagen am Hofe ſeines Schwiegervaters, als er die Nachricht vom Tode ſeines Bruders empfing, welcher (den 11. Juli 1553) an den in der Schlacht bei Sievershauſen empfangenen Wunden geſtorben war. Auguſt eilte ſogleich, die ſächſiſchen Länder in Beſitz zu nehmen, für welche er ſchon zu Augsburg (1548) die Mitbelehnung erhalten hatte: denn noch lebte Johann Friedrich der Großmüthige, der ſeine Anſprüche auf's Neue geltend machte, und ſich zur Unterſtützung derſelben dem unruhigen Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach ſchien verbünden zu wollen. Den Letztern wußte Auguſt bald (den 11. Septbr. 1553) für ſich zu gewinnen, und einige Monate ſpäter (den 24. Febr. 1554) wurde auch Johann Friedrich durch den, unter däniſcher Vermittelung geſchloſſenen, Naumburger Vertrag zufrieden geſtellt. Johann Friedrich erhielt für das Aufgeben ſeiner Anſprüche nicht bloß 100,000 Gülden baar, ſondern auch die Aemter Altenburg, Eiſenberg, Sachſenburg, Herbisleben, die Lehen über Arnſtadt und das Recht, die verpfändeten Aemter Königsberg (in Franken) und Allſtedt wieder einzulöſen; überdieß wurde ihm der Titel „geborener Kurfürſt" und ein gemeinſchaftliches Archiv zu Wittenberg bewilligt. Doch endete dieſer unglückliche Fürſt ſchon acht Tage nachher (den 3. März 1554) ſein vielbewegtes Leben.

Digitized by Google

Kurfürſt Auguſt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Liebſtadt und Schloſs Kuckukstein.

Digitized by Google

Sobald ſich Kurfürſt Auguſt in dem Beſitze ſeiner Länder befeſtigt ſah, war er mit der unermüdlichſten Sorge darauf bedacht, die auf denſelben liegende Schuldenlaſt von faſt 2 Millionen Gülden zu vermindern und die Wohlfarth ſeiner Unterthanen zu befördern. Sein Leben iſt keine bunte Kette intereſſanter Begebenheiten; gleichwohl hat er, während einer 33jährigen Regierung, ſich um unſer Vaterland ſo verdient gemacht, daß es ſeinem Biographen ſchwer wird, auf wenigen Blättern alle Richtungen dieſes reichen Fürſtenlebens darzuſtellen. Doch verſuchen wir, um ſeine vielſeitige Wirkſamkeit zu überſchauen, einige feſte Haltpunkte zu gewinnen.

Unſre Aufmerkſamkeit richte ſich zunächſt auf die politiſche Thätigkeit des Kurfürſten zur Befeſtigung ſeiner Macht und zur Vergrößerung ſeiner Erbländer. Dahin rechnen wir zuerſt die Ernennung des Kurfürſten zum Kreisoberſten des oberſächſiſchen Kreiſes. — Auf dem Reichstage zu Augsburg (1555) war nämlich beſtimmt worden, daß für jeden Kreis Teutſchlands ein Kreisoberſter gewählt werden ſollte. Da nun Kurſachſen bisher ſchon im oberſächſiſchen Kreiſe ein gewiſſes Uebergewicht behauptet hatte, ſo wußte Kurfürſt Auguſt auf dem Kreistage zu Zerbſt (Decbr. 1555), trotz des Widerſpruchs einiger gräflichen Häuſer, ſeine Wahl durchzuſetzen. Die Kurfürſten von Sachſen ſind denn auch nachher, bis zur Auflöſung des teutſchen Reiches, Kreisoberſten geblieben. — Ferner verdient erwähnt zu werden, daß der Kurfürſt (13. Apr. 1557) mit dem Könige Ferdinand die ſchon 1332 zwiſchen Böhmen und Meißen geſchloſſene Erbeinigung erneuerte, und daß er, als Ferdinand (5. Decbr. 1562) den teutſchen Kaiſerthron beſtieg, die eventuelle Belehnung mit dem Fürſtenthume Anhalt empfing, welche auch von Ferdinands Nachfolger, Maximilian II., 1566 beſtätigt wurde.

Ungleich wichtiger aber für die Vergrößerung ſeiner Macht waren die ſogenannten Grumbachiſchen Händel, die wir bereits früher (Bd. 1. S. 107. ff.) ausführlich erzählt haben. Dem Kurfürſten war (1566) die Vollziehung der gegen den Ritter Wilhelm von Grumbach ausgeſprochenen Reichsacht übertragen worden, wodurch er ſich genöthigt ſah, gegen ſeinen eignen Vetter, Johann Friedrich den Mittlern, Grumbachs Beſchützer, das Schwert zu ziehen. Dieſe Händel endeten mit der Hinrichtung Grumbachs, der Zerſtörung der Feſte Grimmenſtein und der lebenslänglichen Gefangenſchaft Johann Friedrichs. — Auguſt erhielt für die Kriegskoſten, die er, mit Einſchluß des durch die Schleifung des Grimmenſteins verurſachten Aufwandes, auf 341,814 Gulden berechnet hatte, von der erneſtiniſchen Linie die Aemter Weida, Arnshaugk, Ziegenrück und Sachſenburg, anfangs nur unterpfändlich; ſpäter (1660) wurden dieſelben jedoch ganz an die albertiniſche Linie abgetreten und aus ihnen (mit Ausſchluß des dem thüringer Kreiſe einverleibten Amtes Sachſenburg) der neuſtädter Kreis gebildet. — Da ſich der Kurfürſt durch jene Verpfändung nicht hinlänglich entſchädigt glaubte, ſo verwilligte ihm Kaiſer Maximilian II. (1573) noch die Anwartſchaft auf fünf Zwölftheile der Hennebergiſchen Lande. Auguſt erlebte zwar das Erlöſchen des hennebergiſchen Mannsſtammes (1583), doch verzögerte ſich die Theilung jener Länder bis zum Jahre 1660.

Einen neuen Zuwachs erhielten die ſächſiſchen Länder durch die Wiedererwerbung des nachher ſogenannten voigtländiſchen Kreiſes. Die Aemter Plauen, Voigtsberg, Oelsnitz, Adorf und Pauſa hatten nämlich ſchon ſeit 1466 unter ſächſiſchen Fürſten geſtanden, waren aber durch die Wittenberger Kapitulation (1547) vom Könige Ferdinand als böhmiſches Lehen eingezogen und dem Burggrafen von Meißen verliehen worden. Der letzte meißniſche Burggraf Heinrich VII. (aus dem Geſchlechte der Reuße) verpfändete ſchon 1560 jene Beſitzungen an den Kurfürſten und verkaufte ſie ihm endlich (1569) ganz. Als Heinrich bald nachher (22. Jan. 1572) kinderlos ſtarb, gingen auch die Würde und das Wappen der Burggrafen von Meißen auf das Kurhaus über. Die Belehnung über jene neuerworbenen Länder erhielt Auguſt von dem auf die Vergrößerung Sachſens eiferſüchtigen Kaiſer nur unter der Bedingung, daß er keine böhmiſchen Lehensgüter weiter an ſich kaufen dürfe.

(Fortſetzung folgt.)

Liebſtadt und Schloß Kuckuckſtein.

Zwei und eine halbe Stunde von Pirna, fünf Stunden von Dresden, eine Meile von der böhmiſchen Grenze entfernt, in der Richtung nach Teplitz zu, in einem romantiſchen und anmuthigen Thalkeſſel, welchen zwei liebliche Thäler — der Molken- und Dobragrund — bilden, die ihre kryſtallhellen Gebirgswäſſer zuſammenführen, während der dadurch gebildete Bach, die Seidewitz, durch ein drittes Thal zunächſt der Gottleuba, dann der Elbe zueilt, liegt das Städtchen Liebſtadt.

Bei einer Seehöhe von mehr als 1050 Fuß liegt es in einer Ausdehnung von einer Viertelſtunde zum Theile tief im Thale, zum Theile an und auf den Felſenbergabhängen jener drei Thäler, in welchen es ſich in auf- und abſteigender Richtung hinzieht. Der Kirche gegenüber und höher als dieſe, auf einem Bergabhange und Felſenvorſprunge liegt das Schloß Kuckuckſtein. Dieſer alterthümliche Bau bildet mit dem gleichſam zu ſeinen Füßen liegenden Vaſallenſtädtchen Liebſtadt ein Ganzes von einem höchſt maleriſchen Anblicke.

Die Erbauung Liebſtadts, welches in alten Urkunden Levbenſtadt, Liebeſtad und Liebenſtadt genannt wird, ſchreibt ſich aus ſehr alten Zeiten her, daher ſich auch das, was über die früheſte Geſchichte dieſes Städtchens berichtet wird, zum Theile in die Sagenwelt verliert. Die auf dem Kirchberge, welcher zum Pfarrgute gehört, befindliche ſogenannte Marterſäule, auch die „weiße Marter" genannt, hat Viele zu der Annahme veranlaßt, daß Liebſtadt zu den Zeiten der Wallfahrten für die Wallfahrer ein Ruhepunkt geweſen ſey, wofür auch ein früher vor dem Pfarrhauſe befindlich geweſener großer ſteinerner Tiſch ſpricht, an welchem die Pilger ſich gelabt haben ſollen. Dieſem Umſtande ſchreiben Einige den Namen des Städtchens zu, Andere leiten ihn aber von der lieblichen Lage deſſelben her. —

Gewiß iſt, daß Liebſtadt früher zu den Beſitzungen der reichbegüterten Burggrafen von Dohna gehörte, und mit der ganzen Pirnaiſchen Pflege bei der Krone Böhmen zu Lehen ging. Als die Burggrafen

Digitized by Google

von Dohna jedoch mit zwei Weinbergen, welche biſchöflich meißniſches Lehen geweſen, dem Materni-Hoſpitale in Dresden ein Geſchenk gemacht hatten, wurde laut einer Urkunde vom Jahre 1286 zur Entſchädigung Liebſtadt mit Poſſendorf dem Biſchof zur Lehen aufgetragen. Mit dem Sturze der Burggrafen von Dohna im Jahre 1402 und deren Vertreibung aus ihren Beſitzungen wechſelte auch Liebſtadt ſeinen Herrn. Jedenfalls gehörte es mit zu den Beſitzungen, welche Markgraf Wilhelm der Einäugige von der Grafſchaft Dohna als verwirktes Lehen an ſich riß, und wahrſcheinlich belieh er einen ſeiner Vaſallen mit Liebſtadt. Im Jahre 1476 erwarb es Rudolph von Bünau durch Kauf von dem reichen Fundgrübner Münzer aus Freiberg, der auch Lauenſtein beſaß und das benachbarte Städtchen Geiſing anlegte. In dem Beſitze der Bünau'ſchen Familie, welche ſich 1492 durch Einführung eines Wochenmarkts, 1513 durch Erbauung eines Kirchthurms um Lauenſtein verdient machte, blieb dieſes Städtchen bis zum Jahre 1655, in welchem es dem Stiefvater des letzten Beſitzers aus der Bünau'ſchen Familie, einem Detlev von Wedelbuſch, überlaſſen wurde. Sechs und dreißig Jahre ſpäter kam es von der Wittwe des Letzteren an ihren Schwiegerſohn, den General Cuno Chriſtoph von Birckholz, deſſen Sohn es einem Rechtsgelehrten, dem Dr. Wolfgang Leberecht Behriſch, überließ. Dieſer erneuerte das Schloß, und verkaufte ſodann die ganze Beſitzung an einen reichen Kaufmann, den Commerzienrath Johann Chriſtoph Hähniſch auf Rieſa. Von der Familie eines Commiſſionsraths Franke, welche ſpäter in den Beſitz Liebſtadts kam, kaufte es im Jahre 1775 ein Herr von Carlowitz. Einer ſeiner Nachfolger, Hans Karl Auguſt von Carlowitz verwandelte die ganze Beſitzung nebſt Großhartmannsdorf in ein Majorat, zu welchem noch das rothe und das neue Vorwerk gehören, beides Güter, welche ganz in der Nähe Liebſtadts liegen. Seitdem hat der frühere ſchnelle Wechſel der Beſitzer aufgehört.

Von der älteſten Geſchichte des Schloſſes Kukkuckſtein, welches aus einem Hauptgebäude mit dem Thurme und einem großen Seitengebäude auf dem äußerſten Felſenvorſprunge beſteht, iſt gleichfalls nichts Sicheres bekannt. Wie ſchon die Bauart verräth, iſt es ſehr alt, und es reicht deſſen Erbauung vermuthlich in die erſten Epochen des Zeitalters des Fauſtrechts und der Wegelagerung oder der Möncherei zurück. Denn nach einer Sage ſoll das Schloß früher ein Kloſter geweſen ſeyn, wofür der Name „Münchgang und Kapelle," welcher in dem Schloſſe vorkommt, ſowie ein kleines Meßaltar zu ſprechen ſcheinen. Allein wegen dieſer unbedeutenden Umſtände erſcheint jene Sage noch keineswegs begründet.

Der viereckige Schloßthurm iſt aus Bruchſteinen und Plänern gebaut, hat aber ein ſehr ſtarkes Mauerwerk. Das Dach geht ganz ſpitzig zu und iſt mit vier Eckthürmchen verſehen. Hinter dem Schloſſe, nach der Berghöhe zu, befinden ſich hübſche Parkanlagen. Die Wirthſchaftsgebäude nebſt Obſt- und Gemüſegarten und einer Reitbahn liegen unten im Thale.

Unter die Liebſtädter Rittergutsgerichte gehören noch Berthelsdorf, mit 140, Döbra mit Lehngericht und Gaſthof mit 300, die Hut- und Käfernberge bei Herbergen mit 110, Göppersdorf mit Lehngericht und Gaſthof mit 230 Einwohnern. — Auch iſt der Beſitzer des Majoratsguts Liebſtadt Lehensherr von dem Rittergute Braunsdorf bei Tharand.

Das Städtchen hatte im Jahre 1837 in 100 Häuſern 780 Einwohner, und iſt nach dem letzten großen Brande im Jahre 1770 meiſt maſſiv wieder aufgebaut worden.

Die im Jahre 1513 vollendete geräumige Kirche ſteht auf dem höchſten Punkte des Städtchens und hat einen Thurm von alterthümlichem Anſehen, in welchem ſich die Bünau'ſche Familiengruft befindet. Sie hat zwei Orgeln, eine alte und eine neue, und iſt außer einem Krodelſchen Altarbilde noch durch zwei Statuen merkwürdig, welche vor dem Haupteingange ſtehen. Die eine ſtellt den Chriſtophorus, die andere den Diogenes mit der Laterne vor.

Neben der Kirche an dem Kirchhofe liegen die Pfarr- und Schulgebäude. Die Wohnung des Diakonus, der zugleich Pfarrer der Filialkirche zu Borna iſt, hat wie das Gaſthaus auf der Baſtei das Eigenthümliche, daß die drei Stockwerke Ausgänge zu ebener Erde haben.

Die Stadtverfaſſung iſt noch die alte, und die Städteordnung noch nicht eingeführt worden. Der Stadtrath, welcher noch zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die Ober- und Untergerichtsbarkeit hatte, hält ſeine Sitzungen in der Wohnung des Amt führenden Bürgermeiſters, weil die Stadt nach dem Verkaufe des Rathhauſes an die Gerichtsherrſchaft, kein neues gebaut hat.

Liebſtadt, welches auch zwei Jahrmärkte hat, treibt ſtarken Ackerbau, auch Viehzucht und Brauerei, und außer den nöthigen Handwerkern, von welchen die Fleiſcher gleich den Lauenſteinern und Dohnaiſchen, aus dem nämlichen Grunde wie dieſe, das Vorrecht haben, Fleiſch nach Dresden zum Verkaufe zu bringen, findet man Viele daſelbſt, welche ſich mit dem Strohhutflechten nähren. — Der Gutsherrſchaft gehören von den vier daſelbſt befindlichen Mühlen zwei, ſowie der Gaſthof. Das Städtchen hat auch eine ſehr alte Schützengilde, mit einer ſchon 1569 zum erſten Male revidirten Schützenordnung, und beſaß ein mit Schankgerechtigkeit verſehenes Schießhaus, im Thale bei der Einmündung des Ziegenrückgrundes in den Dobragrund gelegen. Vor 7 Jahren wurde es aber von der Bürgerſchaft verkauft. Jetzt befindet ſich auch ein Unterſteueramt daſelbſt. — Liebſtadt iſt der Geburtsort des holländiſchen Ingenieurs Markgraf, der den berühmten Adolph von Naſſau auf ſeinen Feldzügen begleitete und 1644 in Afrika ſtarb, und des Nürnberger Akuſtikers Eichler, welcher von 1637 — 1719 lebte.

L—b.

Hierzu als Beilagen:

1) Auerbach. 2) Kurfürſt Auguſt. 3) Liebſtadt und Schloß Kuckuckſtein.

Verlag von Eduard Pietzſch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Digitized by Google

Digitized by Google

N° 25 B 1.

Waldenburg.

Digitized by Google

SAXONIA.

Muſeum für ſächſiſche Vaterlandskunde.

№ 23. Jeden Monat erſcheinen 2 Lieferungen. IV. Bd.

Waldenburg.

Die Stadt Waldenburg liegt in der Standesherrſchaft gleiches Namens und gehört zu den Schönburgiſchen Receßherrſchaften, welche früher zu dem erzgebirgiſchen Kreiſe gezählt wurden, gegenwärtig, inſoweit ſie nicht noch eine beſondere Verwaltung haben, zur Zwickauer Kreisdirection gerechnet werden. Der dermalige Beſitzer iſt der Fürſt Otto Victor, geb. 1785, der obern oder fürſtl. Linie der Herren von Schönburg angehörend. Erſt mit dem letzten Drittel des 14. oder, wie Andere wollen, gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts kam dieſe Beſitzung in die Hände der Herren von Schönburg; früher gehörte ſie dem Geſchlechte Derer von Waldenburg, die auch Herren von Wolkenſtein waren. Ein Konrad von Waldenburg iſt der erſte, den wir kennen, und kommt in einer Urkunde v. J. 1209 vor; unter den ſpätern iſt beſonders ein Ahnarg oder Unarc von W. als Oberhofrichter im Pleisnerlande zu Altenburg i. J. 1274 bekannt und kommt noch in einem im Pfarrarchiv zu Wolkenburg befindlichen Permutationscontract vom J. 1308 vor. Im 15. Jahrh. iſt das Geſchlecht Derer von Waldenburg ausgeſtorben, nachdem es ſeine Stammbeſitzung ſchon früher an Die von Schönburg abgetreten hatte. Unter den Schönburgiſchen Beſitzern von Waldenburg iſt beſonders der Stammvater des jetzigen Hauſes Schönburg, Ernſt der Jüngere von Schönburg, als Herzog Georgs Feldmarſchall im Bauernkriege, wo er 1525 Münzern gefangen nahm, durch ſeine ſtrenge Juſtiz und ſeine Abneigung gegen die evangeliſche Lehre bekannt, zu welcher er ſich jedoch auf ſeinem Sterbebette (1534) ſelbſt noch bekannte. Die Reformation wurde — wie hier gleich bemerkt werden mag — erſt i. J. 1542 im Schönburgiſchen eingeführt. Zu Waldenburg wurde erſt i. J. 1559, nachdem es von Glaucha getrennt worden war, eine beſondere Superintendentur aufgerichtet.

Die Erbauung des Schloſſes und der Stadt Waldenburg liegt im Dunkeln. Man will ſie bis auf Heinrich I. zurückdatiren, welcher im 10. Jahrh. an der Mulde eine Reihe von Burgen anlegte, um das Land gegen die von ihm unterjochten Sorben zu ſichern, und dadurch zugleich der Gründer vieler Städte wurde. Genauere und weitere Nachrichten fehlen. Die alte Burg oder — weil das gegenwärtige Schloß damals ſchon ſtand — das ſogenannte hintere Schloß brannte i. J. 1619 ab; die anſehnlichen Ruinen deſſelben müſſen aber noch lange geſtanden haben, da man ſie auf einem alten Kupferſtiche v. J. 1762 noch erblickt. Jetzt iſt nur noch der alte, zum Theil aus Quadern erbaute, aber wohl mit einer ſpätern Bedachung verſehene Thurm übrig, welcher auf der beigefügten Abbildung gerade über der Kirche von Altſtadt-Waldenburg zu ſehen iſt. Er iſt 75 Ellen hoch, hat vier bedeutende Riſſe und weicht von der ſenkrechten Stellung 2 Ellen und 15 Zoll ab. Auch das neuere Schloß hat mehrfache Veränderungen erlitten und noch neuerlich neue Zinnen und einen zierlichen Thurm bekommen, von deſſen Plattform man eine ſchöne Ausſicht hat, wie auch die Ausſicht von dem nach Süden oder der Mulde zu offenen Schloßhofe und überhaupt vom ganzen Schloſſe aus eine überaus reizende iſt. Eine ſeiner ſchönſten Zierden und zugleich, den alten Thurm ungerechnet, den älteſten Zeugen der vergangenen Tage hat das Schloß Waldenburg erſt im Laufe des Jahres 1839 verloren, eine rieſige Eiche, hart an der Weſtſeite des Schloſſes, welche an einem ganz windſtillen Maitage, unberührt von der Axt und nur der Laſt ihrer Jahre und ihrer eignen Schwere erliegend, darniederſank.

Was die Stadt Waldenburg ſelbſt betrifft, ſo iſt dieſelbe in älterer Zeit gleich dem Schloſſe befeſtigt geweſen, wie die ganze Anlage zeigt, und wie auch noch auf dem erwähnten alten Kupferſtiche, ſowie an einigen Ueberbleibſeln von Mauern und Gräben erſichtlich iſt. Von Gebäuden und Denkmälern der alten Zeit iſt Nichts vorhanden, da die Stadt i. J. 1425 bis auf 2 Häuſer und i. J. 1727 faſt gänzlich abgebrannt iſt, außerdem aber in den Jahren 1580, wo Kirche und Rathhaus mit abbrannten, 1665 und noch 1835 bedeutende partielle Brandſchäden erlitten hat. Ob Waldenburg erſt ſpäter zum Range einer Stadt geſtiegen ſey, iſt unermittelt; wenigſtens hat es vor dem Jahre 1473 kein Rathhaus beſeſſen. Die Gerechtſame der Stadt wurden, da die ältern Statuten durch den Brand i. J. 1580 verdorben waren, i. J. 1614 durch George Herrn von Schönburg auf's Neue geordnet.

Waldenburg liegt unter dem 50° 52′ n. B. und 30° 15′ ö. L. an dem linken Ufer der Zwickauer Mulde, gegen 2 Stunden oberhalb Glaucha und gegen 3 Stunden unterhalb Penig. Es zählt 284 Häuſer und 2196 Einwohner, ungerechnet die angelegenen Ortſchaften Altwaldenburg und Eichlaite, mit welchen es eine Kirch- und Schulgemeinde bildet. Die Stadt iſt auf dem Abhange des linken Muldenufers erbaut, und nur ein Theil derſelben, die Mittelſtadt genannt, zieht ſich den Berg hinunter bis an den Fluß, der durch einen Mühlgraben mehre Mühlenwerke treibt. Dieſe Lage bringt es mit ſich, daß die meiſten Straßen der Stadt und namentlich auch der Marktplatz ſchräg gelegen ſind. Einige Reihen neuer, ſchön und maſſiv gebauter Häuſer am Markte und in den an- und dahinter gelegenen Straßen laſſen auch den Fremden alsbald den Stadttheil erkennen, welcher durch die erwähnte letzte Feuersbrunſt verheert wurde. Der übrige Theil der Stadt beſteht mit wenigen Ausnahmen aus ältern und meiſt nicht feuerfeſten Häuſern, bietet jedoch größtentheils einen freundlichen Anblick dar. Von öffentlichen Gebäuden verdient die Kirche eine Erwähnung, welche, wie ſie

Digitized by Google

jetzt ſteht, i. J. 1582 erbaut und i. J. 1822 reſtaurirt wurde. Sie iſt gegenwärtig das Muſter einer edlen Einfachheit und beſitzt ein Gewölbe, welches durch Schönheit und akuſtiſche Bauart dem Erbauer, einem aus Straßburg gebürtigen Steinmetzen aus Rochlitz, alle Ehre macht.

Waldenburg liegt zwar an keiner Hauptſtraße, es hat ſich jedoch immer eines nicht ganz unbedeutenden Verkehrs zu erfreuen, und gilt namentlich als der Mittelpunkt des Getreidehandels zwiſchen dem Gebirge und dem fruchtbaren Altenburger Lande. Außer den gewöhnlichen bürgerlichen Gewerben wird vorzugsweiſe die Weberei von baumwollenen, beſonders aber wollenen und halbwollenen Zeugen, die Strumpfweberei und zum Theil auch noch die Poſamentirerei betrieben; namentlich hören wir, wenn wir uns in die ärmeren Stadttheile wenden, faſt aus allen Häuſern das Klappern des Webeſtuhls oder das Schnarren des Strumpfwirkerſtuhls.

Je weniger aber auch Waldenburg in ſeinem Innern Außerordentliches und Sehenswürdiges zu bieten vermag, um ſo anziehender ſind dagegen ſeine Umgebungen, und die Gegend entfaltet unter der kunſtſinnigen Pflege, deren ſie ſich ſeit Kurzem durch den gegenwärtigen Beſitzer von Waldenburg zu erfreuen hat, immer neue Reize. Unſere Leſer werden es ſich daher gern gefallen laſſen, wenn wir ihnen nach dem kurzen Einblicke in die Stadt einen ſchönen Anblick derſelben verſchaffen, und dieß auf einem Punkte, wo wir zugleich die beſte Gelegenheit haben, uns in ihren Umgebungen zu orientiren. Der Maler hat zu dem beiliegenden Bilde ſeinen Standpunkt ſüdlich von Waldenburg in der Nähe der Lichtenſtein-Hohenſteiner Straße gewählt, wo wir die Stadt in einiger Entfernung, unmittelbar vor uns jedoch das ein ſtädtiſches Anſehn habende Dorf Altſtadt-Waldenburg erblicken, welches von Waldenburg nur durch die Mulde getrennt wird, jedoch eine ganz abgeſonderte Commun und Kirchfahrt bildet. So zweckmäßig aber auch dieſer Standpunkt für den Zeichner ſeyn mag, ſo möchten wir uns doch für die Beſchreibung einen Standpunkt wählen, welcher der Stadt näher gelegen iſt und wo wir das Thal der Länge nach überſehen können. Wir begeben uns zu dieſem Zwecke auf den hart an der Stadt nach Oſten gelegenen rothen Berg, welcher auf unſerm Bilde rechts in der Ecke durch die Bäume des Vordergrundes durchſcheint. Um auf denſelben von der Stadt aus zu gelangen, gehen wir durch die ſchönen Gartenanlagen, welche das Amthaus und Schloß umgeben, durchſchneiden hierauf einen Grund, in welchem das Dorf Altwaldenburg zum Theil gelegen iſt, und erſteigen dann den Berg auf einem neu angelegten, allmählig aufſteigenden Wege, der uns zu einem, an höchſt günſtiger Stelle neu erbauten, geſchmackvollen Pavillon auf der Südweſtſeite des Berges führt. Hier machen wir Halt, denn hier eröffnet ſich eine Ausſicht, ſo lieblich und mannichfaltig, wie ſie ſich nur ſelten findet. Wir ſtehen auf dem Rande eines Beckens, deſſen Boden nur etwa ¾ Stunden lang und faſt nirgend über ¼ Stunde breit iſt; aber in dem Thale, das zu unſern Füßen liegt, und auf den Höhen, die es umgeben, findet ſich faſt Alles vereint, was ein ſchönes landſchaftliches Bild zu liefern vermag. Ruhe der Natur, verbunden mit der Bewegung, welche der Menſch überall, wo er ſich anſiedelt, in die Natur bringt; Wieſengründe, die den größten Theil des Jahrs hindurch im herrlichſten Grün prangen; ein zwar kleiner, aber lebhafter Strom, der — von unſerm Standpunkte aus uns entgegenkommend — das Thal in mannichfaltigen Krümmungen durchzieht und bald hier, bald da aus dem Gebüſch, mit welchem ſeine Ufer bekränzt ſind, hervorblickt. In ſeinem und dem Waſſerſpiegel einiger Teiche ſpiegelt ſich der dunkelblaue Auguſthimmel. Auf den Abhängen der Berge, die das Thal einſchließen, wechſeln Fruchtfelder mit Waldungen. Hierzu kommt noch die herrliche Miſchung von Nadel- und Laubholz, welche dem Muldenthal überhaupt eigen iſt und ihm einen ſo hohen Reiz verleiht. Endlich zeigen noch die Linien einiger Landſtraßen, daß das Thal in ſeiner lieblichen Abgeſchloſſenheit denn doch auch mit der weitern Welt in Verbindung ſteht.

Nach dem Geſammtüberblicke wenden wir uns zur Betrachtung des Einzelnen. Auf dem linken Ufer des Fluſſes, uns zur Rechten, haben wir die Stadt, welche mit ihren neuen, lichten Häuſerreihen aus dem dunklen Hintergrunde eines über ſie hervorragenden Fichtenwaldes auf dieſer Stelle gar freundlich hervortritt. An ihrem obern Ende erhebt ſich in angemeſſener Würde, wie eine ernſte Wächterinn, die Kirche; ihr zur Linken der Rathhausthurm; im Vordergrunde und nach dem Thale abſteigend das fürſtliche Schloß, umgürtet von grünen Terraſſen, dichten Blumengruppen und freundlichen Gartenanlagen, in welchen der Beſchauer vielleicht, wenn das Glück ihm wohl will, die fürſtliche Gebieterinn des Schloſſes im Kreiſe ihrer Familie mit der ihr eignen Würde und Freundlichkeit luſtwandeln ſieht. Vor dem Schloſſe ſteht, als die anſehnlichſte Figur auf dem ganzen Bilde und wie ein rieſiger Burgwart, der vorerwähnte alte Schloßthurm, deſſen ſchiefe Neigung uns hier am beſten in's Auge fällt. Wie ſich oft die Gegenwart zu den Füßen der Vorzeit niederläßt, ſo erhebt ſich auch hier am Fuße des alten Thurmes eben jetzt unter den Händen fleißiger Arbeiter ein Gewächshaus nebſt Gartenſalon, welches bald eine neue Zierde dieſes Punktes bilden wird. Hinter dem Schloſſe blicken die Wirthſchaftsgebäude, ein neu erbauter anſehnlicher Reitſtall und weiterhin das Amthaus durch die Bäume hindurch. — Folgen wir mit dem Auge dem Höhenzuge des linken Ufers, auf welchem die Stadt liegt, ſo ſehen wir, wie es ſich dem rechten immer mehr nähert und hinter dem Dorfe Kertzſch durch eine Krümmung und einen Wald ſcheinbar ganz mit demſelben verbindet. Doch ragen hinter und über dieſen waldigen Abſchluß des Thals noch andere, fernere Berge hervor, was bei günſtiger Beleuchtung einen herrlichen Anblick gewährt und dem ſinnigen Beſchauer um ſo wohler thut, als dieß die einzige Stelle iſt, wo die Ferne in das Thal hereinſchaut.

Gönnen wir auch dem rechten Ufer noch einen nähern Blick. Es verdient ihn. Seine Berge ſind meiſt dicht mit Nadelholz beſtanden und nur am untern Saume mit Laubholz eingefaßt. Den Vordergrund nimmt hier das ziemlich ausgedehnte Altſtadt-Waldenburg ein, deſſen anſehnliche Kirche dem Thal zu nicht geringer Zierde gereicht. Die Rauchwolken, welche ſich von Zeit zu Zeit über dieſen Ort erheben, zeigen uns an, womit man ſich daſelbſt vorzugsweiſe beſchäftigt: ſie entſteigen den Brenn-

Digitized by Google

Digitized by Google

Lith von Fr Zimmermann

N'es — Bu

Dr. Chr. Friedr. v. Ammon.

Digitized by Google

öfen der Töpfer, welche den Hauptſtamm der baſigen Bevölkerung ausmachen und das beliebte braune Geſchirr, Flaſchen, Apothekergefäße, thönerne Pfeifen und Oefen in Kacheln und Aufſätzen liefern. Hinter Altſtadt mündet ſich ein enges Seitenthal in das Hauptthal, worin das Dorf Oberwinkel und der von dem Vater des gegenwärtigen Fürſten angelegte engliſche Park Greenfield ſich befindet. Eine Eichenallee führt dorthin, und Keiner, der in unſer Thal kommt, möge hier vorübergehn, denn wenn auch die dortigen Anlagen ſeit einiger Zeit merkliche Spuren des Verfalls tragen, ſo üben doch die herrlichen Waldpartieen dieſes Thales noch immer eine unwiderſtehliche Anziehungskraft aus. Wir zeichnen unter vielen ſchönen Punkten nur die ſchönen, waldumkränzten Wieſen vor und hinter dem Badehauſe aus, ſowie das von der Fürſtinn Henriette von Schönburg ihrem Gatten erbaute und von dem gegenwärtigen Fürſten mit fürſtlicher Pracht und im edlen Styl ausgeführte, zum Begräbnißplatze der Eltern beſtimmte Mauſoleum, welches aber zur Zeit nur noch Cenotaph iſt. Eine eigenthümlich ſchöne Ausſicht belohnt noch überdem die Mühe, welche das Aufſteigen zu dieſem hochgelegenen ſchönen Gebäude verurſacht. r.

Dr. Chriſtoph Friedrich v. Ammon,

Vice-Präſident des Königl. Sächſiſchen Landes-Conſiſtoriums, geheimer Kirchenrath und Oberhofprediger.

Wenn das Leben und Wirken edler und ausgezeichneter Männer ſchon an ſich geeignet iſt, uns mit hoher Achtung für ſie zu erfüllen, ſo muß ſich dieſes Gefühl mit der innigſten Liebe und Dankbarkeit für dieſelben verbinden, wenn ſie ihre Zeit und ihre Kraft dem Lande widmen, deſſen Bürger wir ſind, und bald durch Lehre und Beiſpiel, bald durch ihren Einfluß und ihre Stellung das geiſtige und ſittliche Wohl deſſelben zu befördern unabläſſig ſich bemühen.

Dieſe Wahrheit gilt in ihrem ganzen Umfange von dem ehrwürdigen Manne, deſſen gefeierten Namen dieſer Aufſatz trägt, und deſſen ſegensreiche Thätigkeit zu ſchildern wir jetzt verſuchen wollen.

Chriſtoph Friedrich von Ammon, einer der berühmteſten Theologen und größten Kanzelredner unſerer Zeit, ward am 16. Januar 1766 zu Baireuth geboren. Sein Vater war Philipp Michael Paul Ammon, königl. preußiſcher Kammerrath, geſtorben 1812, und ſeine Mutter Euſebia Eleonore Maria, Tochter des Pfarrers Chriſtoph Heinrich Grieshammers zu Gerhardshofen. Mit der zärtlichſten Liebe und Sorgfalt ließen ſich Beide die früheſte Bildung ihres Sohnes angelegen ſeyn und wurden in dieſem Geſchäft von geſchickten Privatlehrern unterſtützt. Bald entfalteten ſich die trefflichen Anlagen ihres Zöglings auf eine für ſie höchſt erfreuliche Weiſe. Sein Oheim väterlicher und ſein Großvater mütterlicher Seits trugen ebenfalls dazu bei, die herrlichen Talente ihres hoffnungsvollen Neffen und Enkels zu entwickeln. Dankbar benutzte der junge Ammon den Unterricht dieſer Männer und des Candidaten Johann George Schwarz, und hatte es durch unermüdeten Fleiß in der lateiniſchen und griechiſchen Sprache ſo weit gebracht, daß er, ſchon vor ſeinem am 19. Januar 1783 im 17. Altersjahre erfolgten Eintritt in die erſte Klaſſe des Gymnaſiums zu Baireuth, den Homer zu leſen vermochte und, ſogar ohne fremde Beihilfe, mit den Anfangsgründen der hebräiſchen Sprache bekannt worden war. Nach zweijährigem Verweilen auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, wo Kapp, Krafft, Lang, Purrucker und Schumann ſeine Lehrer waren, nahm er, mit einer Rede über den Nutzen der Muſik bei den Wiſſenſchaften, von dieſer Bildungsanſtalt Abſchied und begab ſich nach Erlangen, um ſich der Theologie zu widmen. Ueberzeugt, daß das Studium der römiſchen und griechiſchen Klaſſiker, verbunden mit Philoſophie und Geſchichte, die beßte Vorbereitung zu allen andern Wiſſenſchaften und vorzüglich dem Theologen unentbehrlich ſey, ſetzte er hier jene Studien, unter Harleß, Bayer, Breyer, Mayer, Meuſel und Pfeiffer, unermüdet fort. In der Theologie wurden Johann George Seiler, Rau und Hufenagel ſeine Führer, auf deren Bahn er ſelbſtſtändig fortſchritt. Eine von ihm im Jahre 1786 unter Harleß vertheidigte Diſſertation und die Herausgabe des Ammonius, eines Alexandriniſchen Grammatikers des vierten Jahrhunderts, 1787 waren die erſten Früchte ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit und rühmliche Zeugen ſeines gründlichen und ausgebreiteten Wiſſens. Ein Jahr ſpäter, am 21. October 1788 erlangte er die philoſophiſche Doctorwürde, und ſchon im nächſtfolgenden Jahre 1789 ward er zum außerordentlichen Lehrer der Philoſophie an der Univerſität Erlangen ernannt. Im Jahre 1792 erhielt er die vierte Profeſſur der Theologie mit dem Amte eines Univerſitätspredigers und 1793 die Würde eines Doctors der Theologie und Sitz und Stimme in der theologiſchen Fakultät. In dieſer Zeit erging von Jena aus an ihn der Antrag, an Döderleins Stelle zu treten, und von Gießen die Einladung zu einer ordentlichen Profeſſur der Theologie. Die Wünſche beider Akademieen blieben zwar unerfüllt, allein im Jahre 1794 folgte er dem Rufe als vierter Profeſſor der Theologie und Univerſitätsprediger nach Göttingen. Mit ergreifender Beredſamkeit nahm er von ſeiner Gemeinde in Erlangen Abſchied und trat ſein neues Amt in Göttingen mit einer gehaltreichen Kanzelrede „über die beglückende Macht des chriſtlichen Glaubens, als der Sache Gottes" an. Wie in ſeinem frühern Wirkungskreiſe, fand er auch hier willkommene Gelegenheit, das Licht reiner Gotteserkenntniß zu verbreiten, und als akademiſcher Lehrer und Prediger ſeinen Schülern und Zuhörern auf dem Pfade der Wahrheit und chriſtlicher Tugend, ein leuchtendes Vorbild, voran zu gehen. Schon im folgenden Jahre 1795 ward ihm die dritte Profeſſur in der theologiſchen Fakultät zu Göttingen und dann auch die Würde eines Conſiſtorialraths daſelbſt zu Theil.

Eine zehnjährige Abweſenheit von Erlangen hatte den Wunſch, ihn wieder zu beſitzen, nicht nur nicht geſchwächt, ſondern vielmehr lebhafter angeregt. Dieſer Wunſch war es, der ihn im Jahre 1804 dorthin zurückrief. Ihm folgend verließ er die ehrwürdige Georgia Auguſta, um in Erlangen die dritte theologiſche Profeſſur, mit der Stelle als Univerſitätsprediger und Director des Predigerſeminars, zu übernehmen. Zugleich zum Conſiſtorialrath

Digitized by Google

zu Anſpach ernannt, rückte er 1807 nach dem Tode ſeines frühern Lehrers Seiler in die erſte Profeſſur der Theologie zu Erlangen ein, ward Pfarrer in der Neuſtadt und Superintendent und 1810 mit der Würde eines königl. baierſchen Kirchenraths bekleidet. Doch ſollte ihn Erlangen nicht für immer den Seinigen nennen. Mitten unter den Stürmen des Kriegs ward er, nach dem am 6. September 1812 erfolgten Tode des hochverdienten Reinhard, als Oberhofprediger nach Dresden gerufen. Am 26. Mai 1813 trat von Ammon in der von fremden Kriegern erfüllten und eher einem Feldlager, als einer Reſidenz gleichenden Hauptſtadt Sachſens ſein neues Amt an. Die bei dieſem wichtigen Amtswechſel von ihm in Erlangen und in der Hof- und Sophienkirche zu Dresden gehaltenen Predigten erſchienen noch im nämlichen Jahre zu Nürnberg im Druck.

(Beſchluß folgt.)

Schloß Mylau.

Dieſes alte, merkwürdige Schloß liegt auf einem rings von dem Städtchen Mylau umgebenen Berge und gewährt theils wegen ſeiner Lage, theils wegen ſeiner Bauart einen intereſſanten Anblick. Tief unten im Thale fließt der Göltſchbach vorüber, welcher ſich bei Greiz in die Elſter ergießt. Mylau iſt etwa 2 Stunden von der obengenannten Stadt, 6 Stunden von Plauen, 4 Stunden von Zwickau entfernt. Auf dem Schloſſe befindet ſich jetzt eine Baumwollen-Spinnerei, die der Familie Brückner gehört, welche auch unten im Thale an der Göltſch eine große Spinnerei beſitzt, in welcher unter andern auch eine Dampfmaſchine von 30 Pferdekräften arbeitet. —

Die alte Burg Mylau bildete ſchon in den Zeiten des Mittelalters mit ihren Umgebungen, beſonders mit Reichenbach, eine unmittelbare Reichsherrſchaft, und erſcheint ſchon ſeit 1260 als eine Beſitzung der Reußen von Plauen, um welche Zeit Heinrich von Plauen, der Oberhofrichter genannt, die Herrſchaft als Böhmiſches Reichsafterlehn ſeinem Hauſe erwarb. Der Urſprung der Burg verliert ſich in die Zeiten der Sorben-Wenden; auch ihr Name iſt wendiſchen Urſprungs, indem Mylohawe, d. h. Mylau, in der wendiſchen Sprache ſoviel als Liebenau, die liebe Aue, das liebe Thal bedeutet. Von den Dynaſten der Burg, ehe ſie Reußiſches Eigenthum wurde, finden ſich keine beſtimmten Nachrichten. Nach dem ſogenannten Voigtländiſchen Kriege, der, ſo weit die Nachrichten reichen, gegen das Jahr 1355 durch Vertrag geendigt wurde, war der Beſitz von Mylau für die Reußen nur unſicher, indem Kaiſer Karl IV., durch den dieſe Fehden hauptſächlich angeregt worden waren, Anſprüche auf die Burg machte; im Jahr 1367 — nach andern Nachrichten ſchon 1365 — ſahen ſich daher die Reußen gezwungen, ihre Beſitzung Mylau nebſt Reichenbach und Lengefeld an Karl IV. um 1010 Schock oder 60,600 Prager Groſchen, das Schock nach unſerer Münze zu 7 Thlr. 13 gr. 8 pf. gerechnet, zu veräußern. Doch ſcheint dieſer Tauſch der Landesherren für Mylau nicht nachtheilig geweſen zu ſein: Karl IV. ließ das alte Schloß abbrechen und an der Stelle deſſelben das noch heute ſtehende Gebäude zu einem kaiſerlichen Luſt- und Jagdſchloß aufführen. Es wurde damals mit kaiſerlicher Pracht ausgeſchmückt — von der freilich jetzt keine Spuren mehr vorhanden ſind — und nach der Sitte der Zeit ſtark befeſtigt. Der Kaiſer hielt hier nun bisweilen ſein Hoflager; ſein Andenken wurde durch eine Statüe erhalten, welche über dem äußern, in das Städtchen führenden Schloßthor bis auf die neueſte Zeit geſtanden hat. Die Regierung Karls IV. wurde beſonders dadurch für Mylau wichtig, daß er dem Städtchen, ſowie auch ſpäter ſeinen übrigen Beſitzungen im Voigtlande, zu denen vorzüglich Reichenbach, Schöneck und Hirſchberg gehörten, nicht nur die alten Privilegien beſtätigte, ſondern dieſelben auch mit neuen beſchenkte, durch welche die Bewohner von allen landesherrlichen Abgaben, Acciſe, Zoll u. ſ. w. befreit wurden und noch mehre eigenthümliche Rechte erhielten, in deren Beſitz ſie zum Theil bis auf die neueſte Zeit verblieben ſind. — Später wurde Mylau nebſt den übrigen kaiſerlichen Beſitzungen im Voigtlande gegen die Zeit des Huſſitenkriegs im Jahr 1422 auf dem Reichstage zu Nürnberg vom Kaiſer Sigismund an den Markgrafen Friedrich den Streitbaren von Meißen um 90,000 Gulden verpfändet und verblieb auch fernerhin ein Beſitzthum der Markgrafen von Meißen, welche jetzt aus den kaiſerlichen Kammergütern adelige Lehngüter machten. So finden wir nun Mylau nebſt Reichenbach und Lengefeld im Beſitz der Familie von Metzſch, ſowie Auerbach die Burggrafen von Dohna erhielten. Als aber Joſeph Levin von Metzſch, welcher ſich beſonders in der Reformationsgeſchichte namhaft machte, im Jahr 1571 bei ſeinem Tode ſeine anſehnlichen Beſitzungen unter ſeine fünf Söhne vertheilte, gingen vier Theile derſelben bald darauf an andere Beſitzer über; nur Abraham von Metzſch behauptete ſich im Beſitz von Reichenbach und Frießen, welche bis heute noch von dieſer Familie, die ſich um das Voigtland vielfach verdient gemacht hat, beſeſſen werden. — Das Jahr 1430 wurde für Mylau dadurch ein ſehr trauriges, daß es von den wüthenden Huſſiten ſtark durch Brand und Plünderung heimgeſucht wurde und ſo mit andern voigtländiſchen Städten ein hartes Schickſal theilen mußte. —

Das Städtchen Mylau, in einem von Reichenbach aus ſich nordweſtlich windenden Thal gelegen, hat jetzt gegen 300 meiſt ſchlechtgebaute, mit Schindeln gedeckte Häuſer und 2400 Einwohner, deren Haupterwerbzweige Baumwollenweberei und Landwirthſchaft ſind. Nur die Häuſer der Brückner'ſchen Familie zeichnen ſich durch ihre Bauart aus. Die Kirche iſt alt und ſchlecht gebaut; das Patronat über Kirche und Pfarre gehörte ſonſt in das Ordenshaus der teutſchen Ritter zu Reichenbach.

A . . . i.

Hierzu als Beilagen:

1) Waldenburg. 2) Dr. Chriſtoph Friedrich v. Ammon. 3) Schloß Mylau.

Verlag von Eduard Pietzſch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Digitized by Google

N° 23 Nach der Natur gez. und lithogr. von W. Fride B III

Schloſs Mylau.

Digitized by Google

Digitized by Google

IV. 24 Nach der Natur gez. und lith. von C. W. Arldt. B. 1

Reichenbach.

Digitized by Google

／# SAXONIA.

Muſeum für ſächſiſche Vaterlandskunde.

№ 24. Jeden Monat erſcheinen 2 Lieferungen. **IV. Bd.**

Reichenbach,

eine freundliche und wenigſtens in ſeinen neuen Theilen ſeit dem Brande im Jahre 1833 regelmäßig gebaute Stadt, liegt in ziemlich gebirgiger Gegend, 4 Stunden von Zwickau, 5 Stunden von Plauen und 2 Stunden von Greiz entfernt, und iſt in Bezug auf Häuſer- und Einwohnerzahl die zweite Stadt im Voigtländiſchen Kreiſe des Königreichs Sachſen. Häuſer hatte Reichenbach nach den neueſten Zählungen gegen 900; die Einwohner mochten am Ende des Jahres 1838 etwa 6000 betragen. — Ihren Namen hat die Stadt allem Vermuthen nach von dem Bache Göltſch, der, wie auch das Wort gedeutet wird, (Göltſch, d. h. Goldwäſche) ſchon zur Zeit der Sorben wegen ſeiner Goldwäſchen berühmt war und deshalb auch ſpäter der reiche Bach genannt wurde. Jetzt iſt dieſer Erwerbszweig wegen des geringen Ertrags ganz eingegangen. Die Einwohner nähren ſich vielmehr hauptſächlich von Woll- und Baumwollenweberei, und die hieſigen Fabriken nahmen vorzüglich ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts einen beſondern Aufſchwung, nachdem durch ein landesherrliches Reſcript (Dresden, am 27. Mai 1772) den Webern der Voigtländiſchen Städte erlaubt worden war, ihre Waaren ſelbſt zu approbiren, zu bleichen und zu färben und damit zu handeln. Auch lebt ein Theil der Bewohner Reichenbachs von der Landwirthſchaft. — Die Stadt hat jetzt zwei Kirchen: die Hauptkirche zu St. Peter und Paul, und die ſogenannte obere oder Gottesackerkirche, St. Trinitatis. Die Erbauung der Hauptkirche fällt wahrſcheinlich in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts; gegen das Jahr 1275 wurde das Patronatrecht über dieſelbe von Heinrich von Plauen, dem Oberhofrichter, dem Ordenshauſe der teutſchen Ritter zu Reichenbach verliehen, ſowie überhaupt der gedachte Regent die Kirche mit mehren Einkünften beſchenkte. Die Trinitatiskirche wurde gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts erbaut; in einer Urkunde vom Jahre 1302 kommt ſie unter dem Namen der neuen Kapelle vor. Bis zur Zeit des Huſſitenkrieges hatte Reichenbach noch eine dritte Kirche, welche dem heiligen Georg gewidmet war; ſie ſtand am Mylauiſchen Thore, wurde aber, nachdem die Huſſiten im Jahr 1430 die Stadt geplündert und niedergebrannt hatten, nicht wieder erbaut. An den beiden Kirchen arbeiten 3 Geiſtliche, ein Oberpfarrer, der zugleich Superintendent der erſt vor einiger Zeit errichteten Ephorie Reichenbach iſt, und zwei Diaconen; ſchon früher, zu der Zeit, als die Sachſen-Zeitziſche Linie einen Theil des Voigtlandes beſaß (von 1656—1718), befand ſich zu Reichenbach eine kurfürſtliche Superintendentur, die aber, als die gedachte Linie ausſtarb, mit der Plauiſchen vereinigt wurde. Das jetzige Superintendentur-Gebäude iſt ſonſt das Ordenshaus der teutſchen Ritter geweſen. — Die Stadt hat eine Knabenſchule mit drei Klaſſen. Unter den vorzüglicheren Gebäuden Reichenbachs verdienen noch bemerkt zu werden: das Rathhaus, das Gerichtshaus, die Gaſthöfe zum Stern und zum Lamm und einige andere. —

Die Stadt Reichenbach mag ungefähr zu Anfang des 13. Jahrhunderts von den uralten Dynaſten zu Burg Mylau, zu deren Gebiet ſie urſprünglich gehörte, in jener Gegend gegründet und erbaut worden ſeyn, wo eine Sage die alten Sorbenwenden eine große Niederlage durch die ſiegreichen Franken erleiden läßt. Nach der Sitte jener Zeiten wurde die Stadt mit ſtarken Mauern umgeben. Gegen Mitte und Ende des 13. Jahrhunderts erſcheint ſie als ein Beſitzthum der Voigte von Greiz und Gera, und dann zu den Ländern des ſchon oben erwähnten Heinrichs Reuß von Plauen, des Oberhofrichters, gehörig; ſie blieb Reußiſches Beſitzthum bis zum Jahr 1367, in welchem Heinrich Reuß von Greiz die ganze Herrſchaft Mylau und mithin auch Reichenbach an Kaiſer Karl IV. verkaufte. Dieſer Kaiſer verſah die Stadt mit vielen Privilegien, die ſie zum Theil noch heute beſitzt; unter andern befahl er, daß die Straße aus Franken nach Sachſen von Plauen herunter, welche damals durch das Dorf Hartmannsdorf führte, wiederum, wie früher, durch die Stadt Reichenbach gezogen, und daß die dawider Handelnden gepfändet und gefänglich angehalten werden ſollten. Im Jahre 1422 kam ſie durch Verpfändung in den Beſitz des Markgrafen von Meißen, Friedrich des Streitbaren, und iſt ſeitdem immer unter ſächſiſcher Oberherrſchaft geblieben. Während die Familie von Metzſch Mylau und Reichenbach zuerſt als landesherrliche Kammergüter verwaltete, war Hans von Metzſch der erſte, welcher dieſe Herrſchaft als ſächſiſches Lehngut beſeſſen hat, ſowie dieſe Familie von dem 15. Jahrhundert an bis jetzt unverrückt in dem Beſitz von Reichenbach und Frieſen verblieben iſt. — Im Laufe der Zeiten mußte Reichenbach manche Trübſal, vorzüglich durch Krieg und Feuersbrünſte, erdulden. Zum erſten Mal wurde es — ſo weit die geſchichtlichen Nachrichten reichen — im Jahr 1430 durch die Huſſiten zerſtört und geplündert. Während des dreißigjährigen Kriegs wurde die Stadt im Jahr 1632 durch die Soldaten des kaiſerlichen Generals Holk auf das Jämmerlichſte geplündert und niedergebrannt, und als mehre Jahre ſpäter der Oeſterreichiſche General Salis von den Schweden unter General Pfuel zwiſchen Reichenbach und Plauen überfallen und mit ſeinem ganzen Corps gefangen genommen wurde, war Reichenbach abermals der Plünderung unterworfen. Auch während des ſiebenjährigen Kriegs und des preußiſch-franzöſiſchen Kriegs im Jahr 1806 war die Stadt manchen Unruhen und Exceſſen ausgeſetzt, insbeſondere mußte ſie im erſteren mehrmals Contributionen bezahlen. Feuersbrünſte wütheten

Digitized by Google

außerdem in Reichenbach in den Jahren 1681, 1720, 1773, beſonders aber auch am 2. Juni 1833, an welchem Tage innerhalb weniger Stunden 310 Häuſer niederbrannten und 564 Familien obdachlos wurden. Auch mehre öffentliche Gebäude, z. B. das Rathhaus, das Gerichtshaus, das Waiſenhaus, die Mädchenſchule wurden ein Raub der Flammen, von denen jedoch die beiden Kirchen verſchont blieben. Durch die Bemühungen vieler edler Männer, die zu einem Hülfsvereine zuſammentraten, gelang es, den Abgebrannten vielfache Unterſtützungen zu verſchaffen, in Summa wurden durch den Hülfsverein an dieſelben 39,713 Thlr. 17 Gr. 8 Pf. vertheilt. — Im Sommer des Jahres 1839 drohte eine durch mehre Wolkenbrüche veranlaßte Waſſerfluth, welche Reichenbach mit furchtbarer Gewalt durchſtrömte, mit neuer Zerſtörung; es wurden durch dieſelbe 67 Häuſer mehr oder weniger beſchädigt, auch fanden 4 Menſchen in dem Waſſer ihren Tod. — Als geſchichtliche Merkwürdigkeit verdient auch noch erwähnt zu werden, daß ſich im Mittelalter auch eine Comthurei der teutſchen Ritter in Reichenbach befand, welche nebſt den drei andern Comthureien des Voigtlandes, zu Schleiz, Plauen und Adorf, unter der Ballei Thüringen ſtand. Heinrich der Oberhofrichter verlieh in den Jahren 1274 und 1275 den teutſchen Rittern das Reichenbacher Ordenshaus und ſchien dieſelben überhaupt ſehr zu begünſtigen. Im Jahr 1317 führte das teutſche Haus in Reichenbach einen hartnäckigen Streit mit dem Stadtrathe daſelbſt, in deſſen Folge die Stadt ſogar in den päpſtlichen Bann verfiel, bis es endlich dem damaligen Landesherrn, Heinrich Reuß von Greiz, der Kleine genannt, gelang, beide Partheien zu verſöhnen. — Nach Aufhebung der Comthurei gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts erhoben ſich über den Beſitz der Ordensgüter vielfache Streitigkeiten zwiſchen Magiſtrat und Gutsherrſchaft, die endlich durch eine kurfürſtliche Commiſſion beigelegt wurden. — Noch iſt zu bemerken, daß **Karl August Böttiger**, einer der kenntnißreichſten und berühmteſten Archaeologen Teutſchlands, welcher vor einigen Jahren als königlich ſächſiſcher Hofrath in Dresden ſtarb und deſſen zahlreiche Schriften auch außer Teutſchland viele Leſer fanden, am 8. Juni 1760 in Reichenbach geboren wurde, wo ſein Vater damals Conrector war. — A.....i.

Kurfürſt Auguſt.

(Fortſetzung und Schluß.)

Seit dem 13. Septbr. 1570 ſequeſtrirte der Kurfürſt, gemeinſchaftlich mit Magdeburg und Halberſtadt, die tief verſchuldeten Länder der einſt ſo mächtigen **Grafen von Mansfeld**. Mit dem Domkapitel zu Halberſtadt ſchloß er aber zu Annaburg den 26. Oct. 1573 einen Permutations-Receß, durch welchen er zur vollen Hälfte der mansfelder Landestheile gelangte, und dafür an Halberſtadt die Hoheit über Lohra, Elrich, Bleicherode und Kloſter Walkenried abtrat. Seitdem ließ er die mansfeldiſchen Einkünfte durch einen zu Eisleben wohnenden Oberaufſeher verwalten. Dieſe Sequeſtration dauerte fort, bis jenes Grafenhaus (1780) mit dem Fürſten Joſeph Wenceslaus von Fondi ausſtarb, und die mansfeldiſchen Länder zwiſchen Kurſachſen und Kurbrandenburg getheilt wurden.

Beſonders wichtig mußte es für den Kurfürſten ſeyn, daß es ihm gelang, die Adminiſtration **der drei meißniſchen Hochſtifter** dem Kurhauſe zu ſichern. Selbſt nach der Reformation noch hatten die ſächſiſchen Fürſten die Territorialrechte über die Stifter **Meißen**, **Merſeburg** und **Naumburg-Zeitz** nicht erlangen können. Erſt Kurfürſt Auguſt erwarb im Jahre 1561 für ſein Haus die Adminiſtration von Merſeburg und 1564 auch die von Naumburg; doch ließ er beiden Stiftern ihre alterthümliche Verfaſſung. — Die Macht des Biſchofs von Meißen, **Johanns IX.** (von Haugwitz) hatte ſchon durch die **Carlowitziſche Fehde** (den ſogenannten Saukrieg — vgl. Saxonia Bd. 2. S. 91. ff.) einen empfindlichen Stoß erlitten. Damals (1559) hatte der Kurfürſt den Biſchof genöthigt, ihm die Städte Stolpen und Biſchofswerda gegen das Amt Mühlberg abzutreten; auch hatte der Biſchof verſprechen müſſen, die Einführung der Reformation nicht weiter zu hindern. Später, als ſich der Biſchof ſelbſt der evangeliſchen Lehre zugewendet und die Regierung des Hochſtiftes Meißen niedergelegt hatte (10. Oct. 1581), wurde vom Domkapitel das Hochſtift nebſt dem Kollegiatſtifte Wurzen dem Kurfürſten, anfangs nur als Commende auf einige Jahre, übertragen; erſt ſeit **Johann Georg II.** (15. Juni 1663) gelangte das Kurhaus zum erblichen Beſitze, doch unter dem ausdrücklichen Verſprechen, „das Dom-Capitul bei allen ihren habenden Privilegien ꝛc. treulich und väterlich zu ſchützen.“ — (vgl. **Stieglitz**: das Recht des Hochſtiftes Meißen und des Kollegiatſtiftes Wurzen. Leipzig, 1834.) Auch die voigteilichen Rechte, welche der Kurfürſt über das **Stift Quedlinburg** übte, hatte er ſich bereits früher (17. Auguſt 1574) durch einen Vertrag mit der Aebtiſſinn, **Eliſabeth von Reinſtein**, geſichert.

Nach dieſem kurzen Ueberblicke der äußeren Geſchichte des Kurſtaates unter Auguſt's Regierung, wenden wir uns nun zu **jenen vortrefflichen Anſtalten**, durch welche ſich der Kurfürſt um die Verfaſſung und die Wohlfahrt ſeines Landes bleibende Verdienſte erworben. Wir faſſen vor Allem in's Auge, was er für die ſächſiſche **Rechtspflege** gethan hat, die einer durchgreifenden Verbeſſerung bedurfte. Der Kurfürſt bediente ſich dabei vorzüglich der Rathſchläge ſeines Hofrichters, Dr. **Melchior von Oſſe**, eines bejahrten Mannes, der ſchon vier ſächſiſchen Fürſten gedient hatte. Dieſer überreichte am 1. Jan. 1556 dem Kurfürſten auf deſſen Begehren: „**Ein unterthäniges Bedenken, welchergeſtalt eine chriſtliche Obrigkeit ingemein, in ihrem Regiment mit Gottes Hilfe eine gottſelige, weisliche, vernünftige und rechtmäßige Juſtitien erhalten kann.**“ — Dieß Buch — ein wahrer Fürſtenſpiegel! — iſt unter dem Titel „**Teſtament gegen Herzog Auguſto, Kurfürſten zu Sachſen**“ — von dem berühmten Thomaſius (Halle 1717) mit Anmerkungen herausgegeben worden.

Von der größten Wichtigkeit für die **bürgerliche und peinliche Geſetzgebung** unſeres Vaterlandes war namentlich die Erſcheinung der ſogenannten **Auguſteiſchen Conſtitutionen**, (21. Apr. 1572) eines Geſetzbuches, welches von den Leipziger und Wittenberger Rechtsgelehrten entworfen, von der ſächſiſchen Ritterſchaft auf einem Aus-

Digitized by Google

ſchußtage zu Meißen geprüft, und wahrſcheinlich von dem geheimen Rathe Dr. *Cracau* redigirt worden iſt.

Dem Kurfürſten Auguſt verdanken auch die meiſten *Landescollegien* ihre Entſtehung oder doch ihre Vervollkommnung. Um ſeinem Hauſe die unbeſchränkte Appellationsfreiheit (privilegium de non appellando) ſicher zu ſtellen, begründete er ſchon 1559 zu Dresden ein ſtändiges *Appellationsgericht*, welches ſich jährlich zweimal verſammeln ſollte. Auch das *geheime Rathscollegium* iſt durch ihn „zu Berathſchlagung ſonderlich vornehmer und vertrauter Sachen" errichtet und den 15. April 1574 mit einer Inſtruction verſehen worden. Eben ſo hat ſich unter ſeiner Regierung 1570 das *Oberſteuercollegium* gebildet, und zur ſpätern Entſtehung des Kammercollegii gab der Kurfürſt wenigſtens durch Anſtellung eines beſondern *Kammerrathes* die erſte Veranlaſſung (1556).

Schon dieſe Anſtalten müßten dem Kurfürſten ein bleibendes Andenken ſichern, aber höher noch ſteigt unſre Achtung gegen ihn, wenn wir die Verdienſte erwägen, die er ſich um die *Staatswirthſchaft* erworben hat. Die neue Polizeiordnung, welche gleich beim Anfange ſeiner Regierung erſchien, ließ für die Zukunft von der Weisheit des Fürſten viel hoffen, und er übertraf die Erwartungen, die man von ihm hegte. Die vaterländiſche *Induſtrie* hat unter ſeiner Regierung, die durch eine lange Reihe friedlicher Jahre begünſtigt wurde, unendlich viel gewonnen. Er ſuchte dieſelbe unter andern auch dadurch zu heben, daß er 20,000 niederländiſche Coloniſten, welche ihr Vaterland um der Religion willen verlaſſen hatten, nach Sachſen zog. Durch dieſe Niederländer nahm die Leinweberei und die Tuchmanufaktur einen neuen Aufſchwung; wahrſcheinlich gaben ſie auch die erſte Veranlaſſung zur Erfindung des Spitzenklöppelns. Die einheimiſche Tuchmanufactur begünſtigte der Kurfürſt theils durch das Verbot gegen die Ausfuhr der rohen Wolle, theils auch dadurch, daß an ſeinem Hofe nur inländiſche Tuche getragen wurden. Ueberdieß errichtete er zu Meißen eine Sammt- und Seidenfabrik, zog fremde Architecten, Ziegelſtreicher, Wagner und Büchſenſchäfter in ſein Land; auch wurde unter ſeiner Regierung zuerſt die Poſamentirarbeit zunftmäßig betrieben. Selbſt mit dem Zuckerſieden ſind ſchon damals in Dresden Verſuche gemacht worden. — Beſonders hob ſich unter ihm die *Oeconomie* auf eine hohe Stufe, weil er alle Zweige derſelben mit gleicher Sorgfalt zu behandeln wußte. Er ließ überall edle *Obſtſorten* anpflanzen, und führte deshalb auf ſeinen Reiſen immer ein Säckchen voll Obſtkerne zur Vertheilung bei ſich. Auch ſchrieb er ſelbſt ein „*künſtlich Obſtgarten-Büchlein*," und verordnete, daß jedes neue Ehepaar mindeſtens zwei Obſtſtämmchen anpflanzen ſollte. Er veredelte den *Weinbau* durch rheinländiſche Reben, die er vorzüglich in der Hoflößnitz und auf den Gohrenbergen (zwiſchen Schweinitz und Jeſſen) anpflanzte. Die gewonnenen Weine lagerten auf den Hauptkellereien zu Dresden, Leipzig und Torgau, von wo ſie beſonders nach Hamburg, Braunſchweig und Brandenburg ausgeführt wurden. Zugleich ließ ſich der Kurfürſt auch die Förderung des *Hopfenbaues* ſehr angelegen ſeyn, und ſetzte dadurch die meiſten ſächſiſchen Städte in Stand, vorzügliche Biere zu liefern. — Selbſt mit der Anpflanzung von Kaſtanien-, Mandel- und Maulbeerbäumen wurden Verſuche gemacht. — Die *Viehzucht* brachte er durch Einführung des holſteiner und niederländiſchen Viehes empor; für Veredlung der *Pferdezucht* begründete er die Geſtüte zu Torgau. Auch die *Bienenzucht* entging ſeiner Aufmerkſamkeit nicht: er zog zur Verbeſſerung derſelben wendiſche Zeidler aus der Oberlauſitz nach Sachſen, erließ mehre Verordnungen über die Waldbienenzucht in ſeinen Staatswaldungen, und beförderte dieſelbe beſonders in dem einſt ſo bedeutenden Schradenwalde (bei Ortrand).

Für die Verbeſſerung der ſächſiſchen Landwirthſchaft war es jedoch ungemein wichtig, daß die Verwaltung der kurfürſtlichen *Kammergüter*, unter welchen das *Oſtravorwerk* obenan ſtand, wahre Muſterwirthſchaften darſtellte. Den Pächtern und Adminiſtratoren derſelben ertheilte er darüber die ausführlichſten Anweiſungen, und ließ durch ſeinen Kammerpräſidenten Abraham von *Thumshirn* eine Anleitung zur Bewirthſchaftung der Domainen aufſetzen. Er begnügte ſich aber nicht, Verordnungen gegeben zu haben, vielmehr beſuchte er oft ſelbſt, von Mutter Anna begleitet, ſeine Kammergüter, um ſich von der zweckmäßigen Verwaltung derſelben zu überzeugen. Seine größte Sorge ging zugleich dahin, durch die auf den Domainen getroffenen Einrichtungen keinem ſeiner Unterthanen irgend eine Laſt aufzubürden, ſondern im Gegentheile den Wohlſtand derſelben zu fördern. Darum ließ er es geſchehen, daß viele Frohndienſte durch Geld oder Naturalzinſen abgelöſt wurden; auch zerſtückelte er 30 größere Güter, und gab ſie dann in Erbpacht. — Nicht weniger ſorgfältig, als ſeine Vorwerke, bewirthſchaftete der Kurfürſt die *Staatswaldungen*, die er durch vortheilhafte Ankäufe fortwährend zu erweitern ſuchte*). Deshalb erließ er 1560 eine beſondere Holz- und Forſtverordnung für die Waldungen bei Schwarzenberg, und 1582 eine dergleichen für den Schradenwald; auch wurden den Forſtbedienten in einer Generalbeſtallung (1575) ihre Pflichten auf's Beſtimmteſte vorgeſchrieben.

Wie hätte ein ſo guter Staatswirth, als Auguſt war, den *Bergbau* vernachläſſigen können? — Schon 1556 theilte er die Bergwerksgegenden in beſondere Reviere ab und verſah die Bergmeiſter deshalb mit Inſtruktionen. Er verbeſſerte die von den Herzogen Georg und Heinrich und dem Kurf. Moritz gegebenen Geſetze über den Bergbau, gab 1554 eine neue Bergordnung, welche ſpäter (1571 und 73) noch erweitert wurde; 1563 regelte er durch eine beſondere Bergordnung die Verhältniſſe der Bergwerke in Thüringen; 1568 erſchien eine Zinnbergwerks-, und 1583 eine Eiſen- und Hammerordnung. Die Seigerhütte Grünthal, bisher Privateigenthum, kaufte er (1567) und vergrößerte dieſelbe. Wahrſcheinlich iſt auch unter Auguſt's Regierung die Erfindung gemacht worden, aus dem Kobalt blaue Farbe zu gewinnen.

Mit dem erhöhten Gewerbfleiße und dem vermehrten Ertrage des Bodens mußte ſich natürlich auch der *Handel* heben, der damals beſonders in Erfurt und Leipzig blühte. Zur Erleichterung des Handels diente die neue *Münzordnung* (1558),

*) Einer der bedeutendſten Ankäufe geſchah d. 23. Dec. 1536 mit mehren Planitziſchen Gütern im erzgebirgiſchen Kreiſe. Den Kaufbrief ſ. in *Arndt's* Archiv d. ſächſ. Geſch. Bd. 2 S. 367 ff.

Digitized by Google

und das auf Befehl des Kurfürſten (1572) gedruckte Münzbüchlein, in welchem die verſchiedenen Geldſorten unter Angabe ihres Werthes abgebildet waren. Durch mehre Verordnungen verbot er zugleich die Ausgabe ſchlechter und das Einſchmelzen guter Münzen; dagegen ließ er ſelbſt einen großen Theil entwertheter Münzſorten umſchmelzen. Er ſteuerte dem Wucher durch ſtrenge Geſetze und beſtimmte den Zinsfuß auf fünf Procent. Zur nicht geringen Förderung des Handels gereichten auch die von ihm verbeſſerten Landſtraßen, für deren Sicherheit er durch angeordnete Geleite ſorgte. Eben ſo verdankt unſer Vaterland dieſem Fürſten die erſte, freilich noch ſehr unvollkommene Einrichtung des Poſtweſens.

Durch eine ſo umſichtige Staatswirthſchaft gelang es dem Kurfürſten, nicht bloß die auf ſeinem Lande laſtenden Schulden zu vermindern, ſondern auch eine ſtets gefüllte Schatzkammer zu beſitzen. Dieß alles bewirkte er, ohne ſeinem Volke drückende Steuern aufzulegen. So legte er z. B. die ſogenannten Amtskapitalien an, welche von den kurfürſtlichen Aemtern gegen gewiſſe Zinſen ausgeliehen wurden. Auch kamen durch die bedeutenden Bauten, die er unternahm, wieder große Geldſummen in Umlauf: die Schlöſſer Gryllenburg, Auguſtusburg und Annaburg, die Feſten Königſtein und Sonnenſtein, das Zeughaus, die Münze, der Jägerhof, das Kanzleihaus zu Dresden ſind unter ſeiner Regierung erbaut worden.

Doch lagen ihm keineswegs bloß die materiellen Intereſſen ſeines Landes am Herzen, auch die Wiſſenſchaften hatten ſich ſeiner Fürſorge zu erfreuen. Die beiden ſächſiſchen Hochſchulen erhielten durch ihn (1580) eine Univerſitätsordnung, und die zu gleicher Zeit erſchienene Schulordnung beabſichtigte beſonders die beſſere Einrichtung der lateiniſchen Stadt- und der drei Fürſtenſchulen. Viele Städte begründeten damals jene Gymnaſien, welche unſere Zeit oft mit ſo feindlicher Hand angetaſtet hat. Seine Vorliebe für das Studium der Geſchichte bezeugt die Errichtung eines Lehrſtuhles dieſer Wiſſenſchaft zu Wittenberg, ſowie die Ernennung des Georg Fabricius (Rector zu Meißen, ſt. d. 13. Jul. 1571) zum ſächſiſchen Hiſtoriographen. Auch ordnete er auf den Univerſitäten Vorleſungen über Politik, Mathematik und Phyſik an und vermehrte die Zahl der mediciniſchen Profeſſuren. — In der Mathematik hatte er ſelbſt ſchätzbare Kenntniſſe. Auf ſeinen Reiſen beſchäftigte er ſich oft mit Vermeſſungen, und mehre von ihm entworfene kleine Spezialcharten werden noch auf der königlichen Bibliothek zu Dresden, welche auch erſt durch ihn begründet worden iſt, aufbewahrt. Auch die erſte Generalcharte Sachſens wurde unter ſeiner Regierung (1566) von dem gelehrten Hiob Magdeburg (geb. zu Annaberg 1518, geſt. zu Freiberg 1595) gezeichnet. — Selbſt mit Sprachkunde beſchäftigte er ſich gern: er ſprach lateiniſch und franzöſiſch, und bemühete ſich noch im Mannesalter die hebräiſche Sprache zu erlernen. — Außer den Bibliotheken zu Dresden, Auguſtusburg und Annaburg legte er auch das grüne Gewölbe, die Kunſtkammer, die Rüſtkammer, den mathematiſchen Salon und die Antikenſammlung an, — Reichthümer, auf welche Sachſen noch jetzt ſtolz iſt.

Der Ruhm eines ſo weiſen, für die Wohlfahrt ſeiner Unterthanen ſo thätigen Fürſten mußte weit über die Grenzen ſeines Landes hinausgehen, um ſo mehr, da er auch an den allgemeinen Angelegenheiten des teutſchen Reiches immer auf's Lebhafteſte Theil nahm. Seine Zeitgenoſſen ehrten in ihm des teutſchen Reiches Herz, Auge und Hand; mit hoher Achtung nannte man ſeinen Namen in Dänemark, Frankreich, England und Spanien; bei der polniſchen Königswahl (1572) erklärten ſich mehre Stimmen für ihn; ſogar der heidniſche Fürſt von Siebenbürgen, Stephan Bathori, nahm in Geldverlegenheiten zu ihm ſeine Zuflucht.

Doch es iſt Pflicht des Biographen, auch die Schattenſeiten eines ſonſt ſo edlen Charakters nicht zu verſchweigen. Dahin rechnen wir zuerſt die Parteilichkeit, mit welcher ſich der Kurfürſt in der Carlowitziſchen Fehde für ſeinen Stallmeiſter, Hanns von Carlowitz, und gegen den Biſchof von Meißen erklärte. Auch iſt mit Recht die Härte zu tadeln, welche Auguſt gegen ſeinen irregeleiteten Vetter, Johann Friedrich den Mittlern, bewieſen hat; ſein Einfluß auf den Kaiſer ſcheint beſonders die Freilaſſung dieſes unglücklichen Fürſten, für welchen man ſich von mehren Seiten her verwendet hatte, gehindert zu haben. Schon ſein Zeitalter empfand dieß übel, und ein Spottgedicht „die Nachtigall" ſprach ſich ſehr bitter darüber aus.

Zu den Schwächen des großen Kurfürſten gehörte ferner ſeine entſchiedene Hinneigung zur Alchymie und Aſtrologie, die jedoch mehr auf Rechnung ſeiner abergläubiſchen Zeit zu ſetzen iſt. — Liebe zur Chemie verleitete ihn zur Alchymie, durch welche er den Stein der Weiſen, die Goldmacherkunſt, aufzufinden hoffte. Einer der berühmteſten Alchymiſten jener Zeit war der Annaberger David Beuther, welcher den Kurfürſten lange zu täuſchen wußte und endlich, aus Furcht, daß ſeine Betrügereien an den Tag kommen möchten, ſich ſelbſt vergiftete. Ein anderer Adept, Valentin Merbitz, büßte für die vermeintliche Verheimlichung ſeiner Kunſt durch vieljähriges Gefängniß (1562—87) auf dem Hohnſtein, während es dem ſchlaueren Sebald Schwerzer gelang, ſich ſeit 1584 an Auguſt's Hofe und ſpäter auch unter deſſen Nachfolger zu behaupten. — Die Beſchäftigung des Kurfürſten mit der Sterndeuterei beweiſen vorzüglich mehre von ihm ſelbſt geſtellte Nativitäten, (Prophezeiungen aus der Stellung der Sterne in der Geburtsſtunde,) die noch auf der königl. Bibliothek zu Dresden gezeigt werden. Auch die trügeriſche Geomantie (Kunſt aus Punkten zu wahrſagen) übte er ſehr fleißig.

Betrübender aber, als dieſe Verirrungen ſeines Geiſtes, iſt ſeine Theilnahme an den theologiſchen Spaltungen ſeiner Zeit, ob wir gleich nicht verkennen dürfen, daß er ſich zu dieſer Theilnahme durch ſein religiöſes Gemüth eben ſo, wie durch ſeine Stellung als proteſtantiſcher Fürſt verpflichtet meinte. Nur beklagen müſſen wir die Mißachtung der Glaubens- und Gewiſſensfreiheit, welche er ſich dabei zu Schulden kommen ließ.

Die proteſtantiſche Kirche hatte endlich nach vielen Stürmen durch den Augsburger Religionsfrieden (d. 25. Sept. 1555) wenigſtens äußere Ruhe gewonnen; aber zu innerem Frieden konnte ſie noch nicht kommen. Die erſte Veranlaſ-

Digitized by Google

II. 14 — Nach der Natur gez. und lith. von C. W. Arldt — B. 11

Der Brand.

Digitized by Google

ſung zu den Streitigkeiten, welche die lutheriſchen Theologen unter einander mit vieler Erbitterung führten, gab abſichtslos der friedfertige Melanchthon. Dieſer hatte nämlich ſchon im J. 1540 den zehnten Artikel der Augsburgiſchen Confeſſion, der vom heil. Abendmahle handelt, etwas verändert, um dadurch eine vielleicht mögliche Annäherung zwiſchen Lutheranern und Reformirten vorzubereiten. Melanchthons Geſinnungen lebten auch nach ſeinem Tode (1560) in den Herzen ſeiner Schüler fort, deren mehre in Sachſen einflußreiche Aemter bekleideten und ſelbſt am Hofe des Kurfürſten in Anſehn ſtanden. Bei der großen Anhänglichkeit Auguſt's und ſeiner Gemahlinn an die Lehre Luthers waren ſie genöthigt, ihre ſich mehr den Reformirten zuneigenden Glaubensanſichten geheim zu halten, wovon ſie den Namen der Kryptokalviniſten (d. i. heimliche Anhänger des Kalvin) empfingen. Dieß gelang ihnen auch eine Zeit lang ſo gut, daß ſie ſelbſt den Kurfürſten zu Schritten zu bewegen wußten, welche ihre Meinungen zu begünſtigen ſchienen. So wurde z. B. auf dem Naumburger Fürſtentage (1561) zwar die unveränderte Augsburgiſche Confeſſion von den proteſtantiſchen Ständen unterſchrieben, aber zugleich mit einer Vorrede begleitet, in welcher man die geänderte Confeſſion billigte. Auch waren die Schriften Melanchthons, welche unter dem Titel „corpus doctrinae christianae" (Leipzig 1560) erſchienen, zu einem ſymboliſchen Buche der kurſächſiſchen Kirche (1566) erhoben, und den Predigern alles Streiten gegen Melanchthons Anhänger (Philippiſten) ernſtlichſt unterſagt worden. Dieſe letztern wurden dadurch ermuthigt, ihre Geſinnungen offener auszuſprechen, was ſie namentlich in einem „Wittenberger Katechismus" (1571) und in einer lateiniſchen Schrift über das heil. Abendmahl (1574) thaten. Dadurch, ſo wie durch einige aufgefangene Briefe der Kryptokalviniſten wurden dem Kurfürſten die Augen geöffnet, und er ſchritt nun gegen dieſelben mit der größten Strenge ein. Die Häupter derſelben ließ er verhaften und einen förmlichen Prozeß gegen ſie einleiten. Dr. Georg Cracau wurde nach Leipzig auf die Pleißenburg gebracht, und dort auf die Tortur gelegt, unter welcher er ſeinen Geiſt aufgab (16. März 1575). Dem Leibarzte des Kurfürſten, Kaspar Peucer, Melanchthon's Schwiegerſohne, erging es nicht viel beſſer: er ſaß in Rochlitz und Zeitz, endlich in Leipzig gefangen, und erſt nach 12 Jahren (1586) erhielt er ſeine Freiheit wieder. Der Hofprediger Schütz (Sagittarius) wurde ebenfalls des Amtes entſetzt und bis 1588 gefangen gehalten. Auch des Kurfürſten Kirchenrath und Beichtvater, Joh. Stößel, wurde ſeiner Freiheit beraubt und nach Senftenberg gebracht, wo ihn der Tod (d. 18. März 1576) aus dem Gefängniſſe befreite. Ueberdieß verloren mehre Wittenberger Profeſſoren und eine große Anzahl Geiſtlicher und Schullehrer ihre Aemter.

Um die Gemüther zu beruhigen und ſein Land wieder in den Ruf der Rechtgläubigkeit zu bringen, berief der Kurfürſt die angeſehenſten lutheriſchen Theologen erſt nach Lichtenburg (13. Febr. 1576), dann nach Torgau (28. Mai 1576) zuſammen. Hier vereinigte man ſich über gewiſſe Glaubensartikel, die, unter dem Namen des Torgauer Buches bekannt, auf's Neue einer geiſtlichen Synode vorgelegt und von derſelben im Kloſter Bergen bei Magdeburg (März — Mai 1577) geprüft wurden. So entſtand die berühmte Concordienformel (das Bergiſche Buch), welche 1580 als Glaubensvorſchrift in Sachſen eingeführt und von mehrern Reichsfürſten unterzeichnet wurde. Auf dieſe Weiſe glaubte der Kurfürſt, mit einem Aufwande von mehr als 80,000 Thalern, den Kirchenfrieden wieder hergeſtellt zu haben, und ahnte nicht, daß ſchon unter ſeinem Nachfolger Aehnliches ſich wiederholen werde. — Zu derſelben Zeit (1580) erſchien auch die erſte ſächſiſche Kirchenordnung; zugleich wurde das Zwickauer Conſiſtorium aufgelöſt, das Meißner aber nach Dresden verlegt und zum Oberconſiſtorium erhoben.

Kurfürſt Auguſt verlor ſeine Gemahlinn Anna d. 1. Oct. 1585, und vermählte ſich auf Zureden ſeiner Freunde ſchon am 3. Jan. 1586 mit der kaum dreizehnjährigen Prinzeſſinn Agnes Hedwig von Anhalt-Deſſau. Die Vermählung wurde in Deſſau vollzogen und d. 13. Jan. der feierliche Einzug in Dresden gehalten. Doch war dieſe Ehe nur von kurzer Dauer: denn ſchon d. 11. Febr. wurde Vater Auguſt krank von Moritzburg nach Dresden geſchafft, wo er noch an demſelben Abende ſtarb. Er wurde zu Freiberg, neben ſeiner Gemahlinn Anna und ſeinem Bruder Moritz, beigeſetzt. — Funfzehn Kinder hatte ihm Anna geboren; doch überlebten ihn nur ſein Nachfolger Chriſtian I. und drei Prinzeſſinnen: Eliſabeth, mit dem Pfalzgrafen Johann Kaſimir von Lautern, Dorothea, mit dem Herzoge Heinrich Julius von Braunſchweig, und Anna, mit dem Herzoge Johann Kaſimir von Koburg vermählt. Die letztere wurde wegen Ehebruchs 1593 von ihrem Gemahle geſchieden und zu lebenslänglichem Gefängniſſe verurtheilt, in welchem ſie 1613 ſtarb.

Wir beſchließen dieſe kurze Lebensgeſchichte eines der weiſeſten Fürſten mit dem Urtheile, das der verewigte Pölitz („Königreich Sachſen" 2. Bändch. S. 423) über ihn gefällt hat:

„Unvergeßlich bleibt für Sachſen der glückliche Zeitraum ſeiner beinah drei und dreißigjährigen Regierung. Hatte Moritz den ſächſiſchen Namen durch ſeine kräftige Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in Teutſchland und Europa zu hoher Achtung gebracht; ſo war Auguſt den teutſchen und europäiſchen Fürſten das Muſter der zweckmäßigſten innern Organiſation der Staaten geworden. Ein unvergänglicher Lorber blüht auf ſeinem Grabe: denn kein gleichzeitiger europäiſcher Staat war damals in ſeiner innern Haushaltung ſo zeitgemäß geordnet, wie Sachſen, und dieſe Organiſation hatte zugleich das hohe Verdienſt, daß ſie ganz den Lokalverhältniſſen und dem von dem ſächſiſchen Volke erreichten Grade der phyſiſchen, intellektuellen und moraliſchen Kultur entſprach."

K—ſch.

Der Brand in der ſächſiſchen Schweiz.

Es wird wohl ſelten ein Wanderer Hohnſtein verlaſſen, ohne den Brand zu beſuchen. Der Weg dahin führt uns die Höhe hinter Hohnſtein, die Kalköfen links liegen laſſend, hinauf, wo wir noch einmal uns wenden, um den Anblick des un-

Digitized by Google

ter uns romantiſch gelegenen Schloſſes, der ſchönen es in der Ferne umgebenden Berge und der ſonderbar gebauten Stadt zu genießen, und dann in den dunklen Forſt treten, durch welchen zwei Wege nach dem Brande führen. Der eine iſt die bequeme, fahrbare Straße nach Schandau, der andere, rechts abgehende, iſt ſteil und beſchwerlich, führt durch manche intereſſante Gründe, und wird wohl von jedem Wanderer vorgezogen, den die Mühe nicht gereut, wenn er nur durch etwas Sehenswerthes dafür belohnt wird. Er wandert wenigſtens gewiß hinunter nach dem Waſſerfall, der ſich beim Anfang der Felsſchlucht über eine weit vorſpringende Felsbank, deren Muſchelform beſonders merkwürdig iſt, in ein Baſſin 10 Ellen tief herabſtürzt, und wo mehre Ruhebänke den Wanderer zur Raſt einladen. Kehrt er von hieraus wieder zurück, ſo ſteigt er längs dem Salzborn, einem kleinen Bache, wieder zu dem Schandauer Wege hinauf, wo man auf einem mit Bänken verſehenen, für den müden Wanderer angelegten Rundtheil die ſchöne Fahrſtraße erreicht. Von hier aus genießt man ſchon eine reiche Ausſicht nach dem Lilien- und Königſtein, und ſetzt dann den Weg durch die angenehme Waldpartie weiter fort.

Ganz unvermuthet tritt man plötzlich aus dem Walde auf eine nicht unbedeutende Felſenfläche, auf der nur noch einige einzelne Tannen ſtehen, und wo ſich dem Auge ein überraſchender Anblick darbietet, den Manche, aber wohl mit Unrecht, der Ausſicht von der Baſtei vorziehen; die Fläche ſelbſt iſt zum Beſchauen und Raſten eingerichtet. Auf einem über eine ſchmale aber tiefe Schlucht führenden Brückchen kommen wir zu einer kleinen Einſiedelei, wo bunte Fenſterſcheiben die Umgegend, beſonders die Ausſicht nach dem Lilienſtein, in verſchiedenen magiſchen Lichtern zeigen. Ruheplätze, Hüttchen von Baumrinde, in Felſen gehauene Sitze bieten ſich dem Beſchauenden dar, und man wird ſelten den Brand betreten, ohne eine Menge Schauluſtiger in buntem Gemiſch dort gelagert zu finden, da es auch an Erfriſchungen aller Art hier nicht mangelt. Die Ausſicht von hier hat ihr eigenthümliches Schöne, obgleich ihr der ſchauerliche Blick in Felspartieen und die Nähe des majeſtätiſchen Elbſtromes fehlt, der die Ausſicht von der Baſtei ſo romantiſch macht, doch bietet ſie mehr Liebliches dar, und das, obgleich von hohen Felſen eingeſchloſſene Polenzthal belebt die ganze Gegend durch ſein friſches Grün und ſein rauſchendes, helles Waſſer. Das Ganze bildet die Hälfte eines prachtvollen Panoramas, welches auf der linken Seite bei den Buchen des Winterberges beginnt, und auf der rechten mit dem Porsberge ſich endet. Die ganze Bergkette, die zwiſchen dieſen zwei Punkten nahe und fern ſich erhebt, zeigt ſich unſerm Blick. Wir ſehen hier, wenn unſer Auge die Buchenkrone des Winterberges verläßt, die Schrammthorſteine, über welchen der ſchöne, überall hervortretende Roſenberg ſich zeigt; dann in weiter Ferne das Kammnitzer Gebirge, und über Schönau und dem uns ganz nahegelegenen Vorſprung des Friesberges den Cirkelſtein. Ueber Rathmannsdorf zeigen ſich uns die Zſchirnſteine und bieten hier eine reizende Anſicht, ſelbſt über nähere Gebirge tritt in weiter Ferne die Rollendorfer Capelle hervor, und das Fernrohr zeigt uns die entfernteſten böhmiſchen Berge, jetzt trifft unſer Auge den Quirl und Lilienſtein, der hier einen Theil des Königſteins verbirgt. Man ſieht hier die Höhen bei Hausdorf und Maxen, die Oerter Burkhardswalde und Maxen ſelbſt, über dem Nonnenſtein treten die Laſenſteine und das von weitem glänzende Großſedlitzer Schloß hervor. Ueber dem Dorfe Wehlen erblicken wir die Horken und den Windberg und über den Hammrich und Mönchſtein zeigt ſich die nahe gelegene Baſtei und ruft manche angenehme Erinnerung zurück. Vor uns breitet ſich ein freundliches Gefilde aus, das uns die Orte Porſchdorf und jenſeits der Elbe, die wir hier bei Wendiſch-Fähre erblicken, Waltersdorf zeigt. Die Dörfer vor dem Lilienſtein, Weißig unter dem großen Bärenſtein, und die Elbe von Rathen bis Wehlen, mit Stadt und Dorf Wehlen, und einige Häuſer von Rathen machen den Vordergrund noch reizender, welchen das freundliche Polenzthal ſchließt. Auch der kleine Friesberg, ein 180 Ellen hohes, zu unſern Füßen vorſpringendes Vorgebirge, das zwiſchen dem Polenzthal und den tiefen Gründen ſich hervordrängt, bietet dem Auge einen ſchönen Ruhepunkt.

Die Ausſicht von dem Brande hat ihre ganz eigenthümlichen Schönheiten; ſie iſt lieblich und doch erhaben, ihr Vordergrund höchſt maleriſch, der Hintergrund, eine weite, intereſſante Ausſicht bietend, ſo daß Jeder, der hier weilt, beſonders am Morgen, wenn die letzten Nebel im Thale verſchwunden ſind und die Sonne die Gegenſtände herrlich beleuchtet, von dem Anblick entzückt ſeyn und es nicht bereuen wird, dieſe kleine Wanderung unternommen zu haben.

Will man noch weiter gehen, ſo ladet der tiefe Grund, gewiß einer der ſchauerlichſten in der ganzen ſächſiſchen Schweiz, Jeden ein, ihn zu durchwandern, und ſo an das Ufer der Elbe zu gelangen, er zeigt manches Merkwürdige. Seine hohen Felsthürme, die oft wie Wartthürme, Mauern und Baſteien erſcheinen, die trotz dieſen Felſen ſo üppige Vegetation, die Menge der kleinen Caſcadellen der ihn durchſtrömenden kleinen Ochel, bieten dem Auge manches Sehenswerthe, manches Erhabene, und die in einer Felswand eingehauene Figur zweier gekreuzten Senſen mit der Jahreszahl 1699 machen uns mit der Sage bekannt, daß hier zwei Bauerburſchen eines Mädchens wegen mit Senſen einen Zweikampf beſtanden hätten, und der Gebliebene hier begraben ſey.

Wir können von hier aus durch den Thalgrund weiter hinunter, da, wo die Sebnitz mit der Polenz ſich verbindet, zur Mühle, wo der Lachsfang iſt, und von hier an die Elbe gelangen, und ſo unſern Weg nach Schandau fortſetzen, oder auch nach Hohnſtein wieder zurückkehren, um uns da noch einmal in dem alten Schloſſe der grauen Vergangenheit, oder beim Anblick des Bärengartens der vergnügungsreichen Zeiten der Auguſte zu erinnern, denen Sachſen, wenn ſie auch drückend waren, doch manches Schöne und Herrliche verdankt.

A. v. Tr—tz.

Dr. Chriſtoph Friedrich v. Ammon,

Vice-Präſident des Königl. Sächſiſchen Landes-Conſiſtoriums, geheimer Kirchenrath und Oberhofprediger.

(Beſchluß.)

Mit dem Antritt ſeiner Aemter als erſter proteſtantiſcher Religionslehrer in Sachſen öffnete ſich

Digitized by Google

Ammon's reichbegabtem Geiſte ein weites Feld gemeinnütziger und heilbringender Thätigkeit. Berufen, als Kanzelredner durch die Kraft ſeines Wortes und das Licht und die Wärme ſeiner Vorträge allen Verkündigern des Evangeliums in unſerm Vaterlande vorzuleuchten, ſollte er ihm auch als Mitglied des Kirchenraths und des Oberconſiſtoriums nützlich werden. Welche herrliche Früchte ſeine Wirkſamkeit für Kirchen und Bildungsanſtalten, während eines Zeitraum's von nunmehr bald 27 Jahren, getragen hat, wiſſen und erkennen dankbar Alle, denen es vergönnt ward, ihn zu hören, oder ſonſt mit ihm in Verbindung zu ſtehen.

Als öffentlicher Religionslehrer iſt von Ammon ein würdiger Nachfolger des unſterblichen Reinhard, und verſteht es, wie dieſer, ausgerüſtet mit einer umfaſſenden und gründlichen Einſicht in die Tiefen der Offenbarung, durch ſiegende Beredſamkeit die Wankenden zu befeſtigen, die Zweifelnden zu überzeugen, die Traurigen zu tröſten und die Irrenden auf den rechten Pfad zurückzuführen. Wir würden die Grenzen dieſer Blätter überſchreiten, wenn wir aller der meiſterhaften Kanzelreden, welche von Ammon ſeit ſeiner Berufung nach Dresden, in unſerer Mitte gehalten hat, auch nur oberflächlich erwähnen wollten. Viele derſelben ſind bereits geſammelt im Druck erſchienen und befinden ſich in den Händen ſeiner zahlreichen Verehrer. Und Wer hätte ſeine geiſtlichen Reden, bei merkwürdigen vaterländiſchen Ereigniſſen gehalten, ſelbſt gehört, oder auch nur geleſen, ohne ſich des tiefen Eindrucks, den ſie auf jedes, für das Wahre und Gute empfängliche Gemüth hervorbringen, bewußt zu bleiben. Wir erinnern hier blos an die Predigten bei dem Dankfeſte für die Wiederkehr Friedrich Auguſts des Gerechten am 11. Juni 1815, bei der Regierungsjubelfeier dieſes Monarchen am 20. September 1818 und bei dem königlichen Ehejubiläum am 17. Januar 1819, ſowie an die Gedächtnißpredigt bei dem Tode dieſes Regenten am 18. Juni 1827, welche zweimal aufgelegt wurde, an die trefflichen Kanzelvorträge von Ammon's bei der Eröffnung und dem Schluß der Ständeverſammlungen. Alle dieſe kirchlichen Reden ſind eben ſo herrliche Denkmäler eines ächten Patriotismus, als die Predigten, welche wir von Ammon bei der alljährlichen Feier der Reformation und den Säkularfeſten derſelben in den Jahren 1817, 1830 und 1839 zu hören Gelegenheit hatten, von dem milden und verſöhnenden Geiſte, der ihn, wie einſt den ſanften Melanchthon, beſeelt, ein rühmliches Zeugniß geben.

In ſeiner Stellung als Mitglied des Oberconſiſtoriums bewährte ſich von Ammon gleich im Anfange als ein zwar ſtreng gewiſſenhafter, aber ſtets wohlwollender Beurtheiler der Talente und Kenntniſſe, welche er zu prüfen hatte, und legt dieſe humane Geſinnung auch noch jetzt fortwährend bei jeder Veranlaſſung an den Tag, ohne jemals ſeine geiſtige und wiſſenſchaftliche Ueberlegenheit anders als durch freundliche Belehrung kund zu geben.

Nachdem Sachſen am 4. September 1831 eine neue Staatsverfaſſung erhalten hatte, und ſtatt des Kirchenraths ein Miniſterium des Cultus und öffentlichen Unterrichts errichtet, auch am 30. Juni 1835 die Conſiſtorien zu Dresden und Leipzig aufgelöſ't und deren Geſchäfte theils an die Kreisdirectionen und im Betreff der Eheſachen an die Bezirks-Appelationsgerichte, theils an das am 1. Juli 1835 gegründete Landesconſiſtorium gewieſen worden waren, wurde von Ammon, den König Friedrich Auguſt der Gerechte bereits im Jahre 1815 zum Komthur des Königlich Sächſiſchen Civil-Verdienſt-Ordens ernannt und der König von Preußen im Jahre 1825 mit dem Ritterkreuze des rothen Adlerordens dritter Klaſſe geſchmückt hatte, in den Staatsrath und das Cultusminiſterium berufen und mit der Würde eines geheimen Kirchenraths und Vicepräſidenten des gedachten Landesconſiſtoriums bekleidet, ihm auch zugleich mit dem Superintendenten zu Dresden die Aſſeſſur bei dem daſigen Appellationsgericht als Ehegericht übertragen. Auch trat er als Oberhofprediger, vermöge der Verfaſſungsurkunde, in die erſte Kammer der Ständeverſammlung ein.

In allen dieſen mannichfaltigen Beziehungen wirkt von Ammon, deſſen Familienadel der König von Baiern im Jahre 1824 erneuerte, mit ungemeiner Umſicht und raſtloſer Thätigkeit. Beſondere Verdienſte hat er ſich, nächſt ſeinen geiſtvollen Kanzelvorträgen, um den evangeliſchen Hofgottesdienſt, deſſen Liturgie ſeit 1834 zeitgemäßer eingerichtet wurde, namentlich auch durch die Einführung von Wechſelgeſängen zwiſchen Chor und Gemeinde, erworben.

Bei ſo ausgebreiteten und wichtigen Geſchäften ſcheint es nur dem regen Geiſte eines Ammon möglich, noch Zeit und Kraft für große ſchriftſtelleriſche Arbeiten in dem weiten Gebiete der theologiſchen Wiſſenſchaften zu gewinnen. Unter dem vielen Trefflichen, was in einer langen Reihe von Jahren aus Ammons Feder gefloſſen iſt, verdient ſein Werk: „die Fortbildung des Chriſtenthums zur Weltreligion,“ unſtreitig die erſte Stelle und iſt ganz geeignet, ſeinen Namen ruhmvoll auf die ſpäteſte Nachwelt zu bringen.

Eine ſo preißwürdige Thätigkeit, verbunden mit einem edlen Charakter, mußte ihm ſchon längſt die Liebe und Verehrung aller Gebildeten und Wohlgeſinnten im hohen Grade erwerben, und ſie ſprach ſich ebenſo bei der Feier ſeines 70. Geburtstages im Jahre 1836, welche durch eine von ſeinen Verehrern begründete und ſeinen Namen tragende Stiftung zur Beförderung theologiſcher und pädagogiſcher Kenntniſſe ausgezeichnet wurde, als bei dem Jubelfeſte ſeiner Promotion, wozu ihm unter andern auch ſeine würdigen Amtsgenoſſen durch eine in claſſiſchem Latein verfaßte Votivtafel Glück wünſchten, und bei dem funfzigjährigen Jubiläum ſeines Eintritts in den Staatsdienſt am 28. Septbr. 1839, wobei ihm ſeine Obern und Amtsgenoſſen, ferne und nahe Hochſchulen und die Glieder ſeiner weitverzweigten und innig verbundenen Familie Beweiſe der größten Achtung und Liebe gaben, auf die rührendſte Art aus. Auf dieſe Jubelfeier ward vom Herrn Münzgraveur Krüger in Dresden aus eigenem Antriebe eine treffliche Medaille gefertigt, deren Vorderſeite das wohlgetroffene Bruſtbild des Jubilars darſtellt, die Rückſeite aber trägt das Motto: „der Geiſt macht lebendig,“ mit der Umſchrift: „Zur funfzigjährigen Amtsjubelfeier, Dresden, den 28. September 1839.“

Möge der hochwürdige Greis noch lange beglückt und beglückend unter uns weilen und ſein ed-

Digitized by Google

les Wirken mit ſtets ungeſchwächter Kraft zum Beſten der vaterländiſchen Kirche fortſetzen!

H—dt.

Die St. Jacobskirche in Chemnitz.

Sie iſt die evangeliſche Haupt= und Ephoralkirche dieſer Stadt und ſteht auf einem wenig umfangreichen Freiplatze hart hinter dem Rathhauſe an dem Eingange in die Kloſtergaſſe, ziemlich in der Mitte der Stadt, der ſie durch ihr ehrwürdiges und alterthümliches Anſehen zur Zierde gereichen würde, wenn ſie nicht durch das Rathhaus und andere Häuſermaſſen zu ſehr verbaut wäre. Sie iſt in einem gemiſchten Style gebaut, an dem die gothiſche Bauart merklich hervortritt, und hat bei einer Länge von über 200, und einer Breite von mehr als 100 Fuß eine anſehnliche Größe, einen über 200 Fuß hohen Hauptthurm mit zwei Glockenhauben und einen auf dem Kirchdache aufſitzenden Glockenthurm mit zwei Glocken. Der Hauptthurm mit zwei Glocken, von welchen die größere, über 58 Centner ſchwere, die Thurmmauern nicht mehr zu läuten geſtatten, iſt nicht von gleicher Stärke, ſondern gleich einem Aufſatze ruht der obere ſchwächere Theil von der Galerie an auf dem unteren. Der Thurm ſteht nicht im Bereiche der Hauptmauern der Kirche, ſondern iſt in der unausgeführt gebliebenen Abſicht, der anderen Seite gegenüber auch einen gleichen Thurm zu geben, an der einen Seite angebaut worden.

Das Innere der Kirche iſt im Jahre 1792 dem Zeitgeſchmacke und dem Bedürfniſſe gemäß umgeſtaltet worden. Vor der Reformation befanden ſich in der Kirche viele Heiligthümer, außer einem großen Hochaltar noch ſieben Seitenaltäre und zahlreiche Grabdenkmäler. Der ehemalige, nur noch in einzelnen Theilen, welche ſich hinter dem jetzigen Hauptaltare befinden, erhaltene Hochaltar verdient als ein ehrwürdiges Kunſtwerk eine kurze Beſchreibung. Derſelbe reichte mit ſeinem kunſtvollen Geſimſe von durchbrochener Arbeit bis an das Kirchengewölbe und war reich an alterthümlichem Schnitzwerke. Im Mitteltheile beſtand er aus einem dreifachen Getäfel mit drei Thür=Feldern zum Auseinanderſchlagen. Das äußerſte enthielt Gemälde aus der Leidensgeſchichte, an den inneren Feldern erſchien in gut vergoldeter Bildſchnitzerarbeit eine Reihe von Heiligen, in der Mitte die Mutter Gottes.

An der Stelle dieſes alterthümlichen Kunſtwerks ſteht der jetzige moderne Hauptaltar. Dieſer wird von zwei Säulen aus ſächſiſchem Marmor eingefaßt und iſt mit einem Oeſerſchen Gemälde — die Himmelfahrt Chriſti —, mit einem Moſes= und Chriſtuskopf über den beiden Beichtſtühlen zur Verſinnbildlichung des alten und neuen Bundes, geziert. Ein anderes ausgezeichnetes Gemälde deſſelben Meiſters, die Fußſalbung Jeſu durch Magdalene vorſtellend, ſchmückt den kleinen Altar in der Sakriſtei. — Die Kirche hatte früher auch zwei Orgeln, welche durch ein einziges großes Orgelwerk erſetzt worden ſind.

Sehr verdient um die Jacobskirche machte ſich der Chemnitzer Kaufmann Treffurt, indem dieſelbe bei der auf deſſen Koſten im Jahre 1792 veranſtalteten Erneuerung mit dem erwähnten Oelgemälde — Chriſti Himmelfahrt — geziert wurde, neue hellere Fenſter, einen friſchen Maueranſtrich und durch die Entfernung einiger veralteter und geſchmackwidriger Zierrathen und Kirchen=Geräthe in ihrem Innern nicht nur größere Helle, ſondern auch ein einfacheres, würdigeres Anſehen erhielt. Man zeigt noch ein Werk der Bildſchnitzerei, ein im gothiſchen Geſchmack gefertigtes heiliges Grab mit 12 Figuren, ſowie noch einige andere Alterthümer. Auch die anſehnliche Schul= und Stadtbibliothek befindet ſich in den Räumen der Kirche.

In geſchichtlicher Beziehung iſt noch zu bemerken, daß nach Chronikennachrichten an der Stelle der Jacobskirche eine vom Kaiſer Otto I. oder einem Heidenbekehrer gegründete hölzerne Kirche ſtand, zu welcher wegen der Verehrung des wunderthätigen Marienbildes große Wallfahrten in Aufnahme kamen, welche die Gründung von Chemnitz und die Erhebung dieſes Orts zur Stadt veranlaßten. Im 12. Jahrhundert ließ Kaiſer Lothar II. die hölzerne Kirche niederreißen und an ihrer Stelle eine ſteinerne bauen, welche er dem von ihm vor Chemnitz geſtifteten Kloſter einverleibte. —

An die Stelle der heiligen Maria trat ſpäter der Apoſtel Jacobus als Schutzpatron der Kirche, nach welchem dieſelbe ſeitdem auch genannt wurde.

Bei dem großen Brande im Jahre 1389 wurde die Jacobskirche wie die ganze Stadt ein Raub der Flammen, mit dieſer aber auch wieder aufgebaut. Seit dieſer Zeit ſind die Hauptmauern bis auf den hintern Theil, welcher neu angebaut und von der Stelle des jetzigen Altars an um ein Beträchtliches geräumiger gemacht wurde, unverändert geblieben, obſchon die Feuersbrunſt im Jahre 1617, welche das Rathhaus einäſcherte, die Kirche mit gänzlicher Zerſtörung bedrohte. Es brannte jedoch nur das Dach mit den beiden Thürmen ab, und es blieb der Hauptbau bis auf die beiden vorderen Bogen des Kirchengewölbes, welche von dem auf daſſelbe ſtürzenden Hauptthurme durchbrochen wurden, unverſehrt. Dieß war auch der Fall im Jahre 1746 bei dem abermaligen Brande des Hauptthurmes, in Folge deſſen derſelbe von der Galerie aus neu aufgeführt werden mußte.

An der Jacobskirche ſind drei Geiſtliche angeſtellt, an ihrer Spitze der eine ſonſt ſehr bedeutende, in der neueſten Zeit aber zweimal getheilte Ephorie beaufſichtigende Superintendent. Der zweite Chemnitzer Superintendent war der als Luthers geliebter Freund bekannte Tetelbach. — Die zur Jacobskirche, welche früher unter den Chemnitzer Kirchen die ſtärkſte Kirchfahrt hatte, jetzt gehörige Parochialgemeinde iſt ungefähr 5—6000 Seelen ſtark. —

L—d.

Hierzu als Beilagen:

1) Reichenbach. 2) Der Brand. 3) Die St. Jacobskirche in Chemnitz.

Verlag von Eduard Pietzſch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Digitized by Google

Nach der Natur gez. und

Die St. Jacobskirche in Chemnitz.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google